

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde zweimal jährlich
herausgegeben von Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Ute Holfelder und Oliwia Murawska

Redaktion

ABHANDLUNGEN, MITTEILUNGEN, NEUERDINGS,
CHRONIK/BERICHTE
Magdalena Puchberger

CHRONIK/BERICHTE
Jan Hinrichsen

NEUERDINGS, LITERATUR DER VOLKSKUNDE (REZENSIONEN),
CHRONIK/AUSSTELLUNGEN, NEUERDINGS
Kathrin Pallestrang

LITERATUR DER VOLKSKUNDE (REZENSIONEN),
CHRONIK/AUSSTELLUNGEN
Johann Verhovsek



Neue Serie Band LXXVI
Gesamtserie Band 125
Wien 2022
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Jahresinhaltsverzeichnis 2022

- 1 Editorial Heft 1/2022
- 117 Editorial Heft 2/2022

Abhandlungen

- 5 ROLAND W. PEBALL UND KLAUS SCHÖNBERGER, Anfang und Ende des *Dispositivs Kärnten/Koroška*. Deutungskämpfe und Erinnerungspolitiken als Contentious Cultural Heritages
- 193 ANNE DIPPEL, Stein-Zeit. Was heißt Ethnografie schreiben heute?

Mitteilungen

- 39 SIMONE EGGER UND ELISABETH WALDHART, „Dorf der Frauen“. Ein Recherche- und Vermittlungsprojekt am Museum Wattens (Tirol)
- 63 MARTIN ROHDE, „Bekommen wir auch Photographien?“ Die Expedition ins Bojkenland 1904, ihre Fotosammlung und warum nur acht Positive ihren Weg nach Wien fanden
- 235 CHRISTIAN STADELMANN, Im Museum der Volkskunde. Randbemerkungen zum Paradigmenwechsel des Faches
- 247 BIRGIT JOHLER UND KLAUS SCHÖNBERGER, Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde. Der Prozess der Umbenennung des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde
- 257 BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER, Reflexionen zum Fach. Zur Situation der Europäischen Ethnologie / Empirischen Kulturwissenschaft in Österreich
- 263 UTE HOLFELDER, LINA FRANKEN, KATHARINA KINDER-KURLANDA UND JOHANNES MÜSKE, Zur (Neu-)Formierung des „Kulturwissenschaftlichen Netzwerks Alltag und Technik“
- 267 SOPHIE GERBER UND SOPHIE KÜHNLENZ, Feminist and Queer Perspectives on Food. Queere und feministische Perspektiven auf Essen und Ernährung für eine kritisch-reflexive Museumspraxis

neuerDings

- 285 The Octogon. Zwei Plastiken mit geschreddertem Material von den Gedenkstätten des Terroranschlags vom 2. November 2020 (CLAUDIA PESCHEL-WACHA, KATHRIN PALLESTRANG, MAGDALENA PUCHBERGER)

Chronik der Volkskunde

- 87 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2021 (MATTHIAS BEITL UND MAGDALENA PUCHBERGER)
- 103 Bericht zum Workshop „Taktgeber: ‚Volkstanz‘ als gesammeltes Wissen und temporale Praxis“ (MELANIE HABERL)
- 107 Bericht zur Konferenz „Verletzbarkeit & Institutionen. Anrufen – Aushandeln – Antworten“ (NADJA NEUNER-SCHATZ)
- 113 Bericht zur Tagung „Urban Space and Landscapes. Stadt- und Raumforschung im Nexus zwischen Theorie und Empirie“, Institut für Europäische Ethnologie Wien (GYNNA LÜSCHOW UND EDITH SCHNÖLL)
- 119 Bericht zur Online-Tagung „Reimagining One’s Own. Ethnographic Photography in Nineteenth- and Early-Twentieth-Century Europe“, Volkskundemuseum Wien und Photoinstitut Bonartes (Wien) (NADINE KULBE)
- 123 Bericht zum Online-Kolloquium „Berufsfelder der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie und Volkskunde“, Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft e. V. in Kooperation mit dem Ständigen Ausschuss Studium und Lehre, Wintersemester 2021/22 (SARAH BERGBAUER UND MAREN SACHERER)
- 129 Online-Ausstellung „Wir protestieren!“ Von Demos, Hashtags und Gemüse“ auf der Website des Volkskundemuseum Wien, https://www.volkskundemuseum.at/wirprotestieren_online (LAURA BÄUMEL)
- 133 „Auf eigene Gefahr – Vom riskanten Wunsch nach Sicherheit“, Sonderausstellung vom 28. Mai 2021 bis Frühjahr 2023 im vorarlberg museum, Bregenz (KONRAD J. KUHN)
- 137 *wie es ist. Welten – Wandel – Perspektiven*, die neue Dauerausstellung im Grazer Volkskundemuseum seit

- April 2021 Von anderen steirischen Geschichten der Gegenwart
– ein Volkskundemuseum gerät in Bewegung (FARINA ASCHE)
- 149 „Wer verdammt nochmal ist denn dieser Bausinger?“
Hermann Bausinger (1926–2021) (KLAUS SCHÖNBERGER)
- 301 Bericht über die Tagung „Mode und Gender“, 26. und 27. Mai
2022 mit anschließendem Jahrestreffen des netzwerk mode textil
in Zürich (KATHRIN PALLESTRANG)
- 308 Bericht über die Tagung „Position beziehen‘, ‚Haltung zeigen‘?!
Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung“
(JULIA GILFERT UND LARA GRUHN)
- 314 Bericht über das 54. Internationale Keramik-Symposium
des Arbeitskreises für Keramikforschung in Landau an der Isar,
Deutschland (KATJA BRUNN UND CLAUDIA PESCHEL-WACHA)
- 321 Bericht zur Konferenz „Mission Competition – Transdisziplinäre
Perspektiven auf Wettbewerbsgesellschaften. Abschluss des
FWF-geförderten Zukunftskollegs SPACE – Spatial Competition
and Economic Policies“, Wien (FELIX GAILLINGER)
- 328 „WORKSHOP ZUM ‚ORIGINAL‘: Die Archivalie im Zeitalter
der multimedialen Repräsentierbarkeit“, Forschungsinstitut
Brenner-Archiv, Innsbruck (ULRIKE TANZER UND ANTON
UNTERKIRCHER)
- 332 „Niederösterreich und Wien – Szenen einer Ehe. Ein audio-
geführter Rundgang durch das Museum Niederösterreich“,
Sonderausstellung im Haus der Geschichte (MAGDALENA
PUCHBERGER)
- 338 „Wir Tiroler sind lustig. Die Rolle der Volksmusik für den
Tourismus“, Sonderausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum,
Innsbruck (KATHRIN PALLESTRANG)
- 343 In memoriam Hans Griebmair (1938–2022)
(ALEXANDRA UNTERSULZNER UND BARBARA STOCKER)

Literatur der Volkskunde

- 157 Johannes Müske, Ute Holfelder, Thomas Hengartner (Hg.):
Fixing and Circulating the Popular: Ethnographies of
Technology, Media, Archives and the Dissemination of Culture
(= Kulturwissenschaftliche Technikforschung 6) (STEFAN GROTH)
- 159 Tanja Theißen: Von Jagenden und Gejagten. Die Jagd als
humanimalische Praxis in Deutschland (CLARA GHISLAINE IBOLD)

163	Juraj Zajonc: Svätí s menom Valentín a sviatky zamilovaných. [Heilige mit dem Namen Valentin und Feste der Liebenden] (GABRIELA KILIÁNOVÁ)
167	Lukas Fehr, Reinhard Johler (Hg.): Bioökonomie(n). Ethnografische Forschungszugänge und Felder (OLIVER MÜLLER)
170	Christian Elster: Pop-Musik Sammeln. Zehn ethnografische Tracks zwischen Plattenladen und Streamingportal (= Studien zur Populärmusik) (JULIAN SCHMITZBERGER)
174	Julia Bärninghausen, Constanza Caraffa, Stefanie Klamm, Franka Schneider, Petra Wodke (Hg.): foto-objekte. forschen in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen archiven (EVA TROPPER)
351	Georg Wolfmayr: Lebensort Wels. Alltägliche Aushandlungen von Ort, Größe und Maßstab in einer symbolisch schrumpfenden Stadt (MANUEL TRUMMER)
354	Marion Hamm und Klaus Schönberger (Hg.): Contentious Cultural Heritages and Arts: A Critical Companion (JUDITH LAISTER)
358	Thomas Schürmann: Höfe vor der Nachfolge. Landwirtschaft und bäuerliches Selbstverständnis im Oldenburger Münsterland (MALTE BORSDDORF)
177	Eingelangte Literatur (HERMANN HUMMER)
361	Eingelangte Literatur (HERMANN HUMMER)
183	Internationale Zeitschriftenschau (HERMANN HUMMER)
364	Internationale Zeitschriftenschau (HERMANN HUMMER)
185	Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
365	Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
187	Impressum
367	Impressum

Editorial Heft 1/2022

Das erste Heft der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* 2022 erscheint und unsere Welt wird von mindestens zwei schweren Krisen erschüttert. Die Corona-Pandemie ist noch immer nicht ausgestanden und wirkt sich weiterhin auf unsere Arbeits-, Forschungs- und Publikationsabläufe aus. Mit der Invasion Russlands herrscht seit Februar Krieg in der Ukraine. Wie nahe das Geschehen an uns heranrückt, merken wir täglich. Persönliche, aber auch berufliche und wissenschaftliche Beziehungen verdeutlichen uns die Zusammenhänge und engen Verbindungen – aktuelle wie auch historische.

So geht etwa Martin Rohde in diesem Heft einem Bestand an Fotografien nach, die von der Expedition 1904 ins „Bojkenland“, das in der heutigen Ukraine liegt, stammen und deren Verbleib bisher unklar war. Der Zustand und die Zukunft der Archive, in denen die zur Erhellung der Kontexte relevanten Materialien liegen, sind derzeit ungewiss. Dies wird nicht ohne Einfluss auf die Forschungen zu den Sammlungen des Vereins für Volkskunde und des Volkskundemuseums Wien bleiben.

Mit bis heute anhaltenden konfliktuellen Grenzziehungen in Kärnten und den methodisch-analytischen Herangehensweisen dazu beschäftigen sich Roland Peball und Klaus Schönberger und zeigen dabei, welchen Aushandlungsraum ein „contentious heritage“ in der Gegenwart bietet.

Simone Egger und Elisabeth Waldhart widmen sich in ihrem Beitrag der Erforschung, Darstellung und Sichtbarmachung von Frauen in dörflichen bzw. nichturbanen Zusammenhängen anhand des Recherche- und Vermittlungsprojekt „Dorf der Frauen“ am Museum Wattens.

Von erfreulicher Natur sind die Neuerungen bei der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde*: Ab diesem Heft wird die ÖZV parallel zum Erscheinen des gedruckten Heftes auch online, unter anderem auf der Homepage des Volkskundemuseum Wien, verfügbar sein. Mit diesem Schritt möchten wir die Sichtbarkeit und damit auch Attraktivität der Zeitschrift erhöhen. Über weitere Schritte in diese Richtung werden wir in den nächsten Heften berichten.

DAS TEAM DER ÖZV

Abhandlung



Anfang und Ende des Dispositivs Kärnten/Koroška Deutungskämpfe und Erinnerungspolitiken als Contentious Cultural Heritages

In Kärnten/Koroška schwelt seit über hundert Jahren ein Konflikt um die Rechte und die Unterdrückung der Slowenisch sprechenden Minderheit in Südkärnten. Dieser Konflikt wird insbesondere in Hinblick auf Erinnerung an den militärischen Grenzfindungskonflikt 1918/19 und auf das im Abkommen von St. Germain vereinbarte Plebiszit von 1920 geführt. Bei der Volksabstimmung ging es um die Frage, ob Südkärnten dem Rumpfstaat der ehemaligen Habsburgermonarchie, Deutsch-Österreich, oder dem neu geschaffenen SHS-Staat beitreten sollte. Die Mehrheit der ansässigen Bevölkerung (sowohl der DeutschkärntnerInnen als auch der Slowenisch sprechenden Minderheit) entschied sich damals für Österreich. In den nachfolgenden Jahrzehnten wurde von deutschnational gesinnten RepräsentantInnen der deutschkärntner Mehrheit ein unerbittlicher Kampf gegen die Sprache und Rechte der Minderheit geführt. In diesem Beitrag versuchen wir, sowohl die Struktur des Konfliktes als auch seinen Wandel theoretisch zu fassen. Wir analysieren ihn und die damit verbundenen Erinnerungspolitiken als Contentious Cultural Heritages. Dabei diskutieren wir, welchen analytischen Ertrag das von uns vorgeschlagene theoretische Konzept des Dispositivs Kärnten/Koroška für die Genealogie sowie für den Wandel des Konflikts erbringen kann.

In Kärnten/Koroška schwelt seit über hundert Jahren ein Konflikt um die Rechte und die Unterdrückung der Slowenisch sprechenden Minderheit in Südkärnten. In dieser Auseinandersetzung geht es insbesondere um die Erinnerung an den militärischen Grenzfindungskonflikt

1918/19 und um das in der Friedenskonferenz von St. Germain vereinbarte Plebiszit von 1920. Die militärische Konfrontation im Zuge der Neuordnung der Nachfolgestaaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurde zwischen mit dem SHS-Staat (Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen) sympathisierenden Freischärler-Verbänden sowie offiziellen SHS-Truppen auf der einen Seite und deutsch-österreichischen Freikorps sowie Heimwehrkompanien bzw. sozialdemokratischen Arbeiterbataillonen¹ auf der anderen Seite ausgetragen. Der Abstimmungsgegenstand war die Frage, ob Südkärnten sich dem Rumpfstaat der einstigen Habsburgermonarchie, Deutsch-Österreich, oder dem neu entstandenen SHS-Staat anschließen sollte. Die Mehrheit der ansässigen Bevölkerung (sowohl der DeutschkärntnerInnen als auch der Slowenisch sprechenden Minderheit) entschied sich 1920 für Österreich. In den nachfolgenden Jahrzehnten wurde bis in die Haider-Ära ein unerbittlicher Kampf gegen den Gebrauch der slowenischen Sprache sowie gegen die Rechte der Minderheit von deutschnational gesinnten und ‚heimattreuen‘ RepräsentantInnen der deutschkärntner Mehrheit geführt. Mit der Entschuldigung, die der österreichische Bundespräsident Alexander van der Bellen in seiner Festrede anlässlich der Hundertjahrfeier des Plebiszits am 10. Oktober 2020 in Anwesenheit des slowenischen Staatspräsidenten bei den Kärntner SlowenInnen für die Nichteinhaltung rechtlicher Ansprüche sowie für die zahlreichen Zurücksetzungen und Ausschlüsse aussprach, könnte mittlerweile ein Wendepunkt eingetreten sein.²

In diesem Beitrag versuchen wir, sowohl die Struktur dieses Konfliktes als auch seinen Wandel theoretisch zu fassen. Wir analysieren diesen Antagonismus und die damit verbundenen Erinnerungspolitik³ hinsichtlich der 1918 bis 1920 vorgenommenen

1 Auch in Heimwehrkompanien kämpften Sozialdemokraten. Vgl. hierzu insbesondere Hans Lager: Abwehrkampf und Volksabstimmung in Kärnten 1918 bis 1920. Hg. im Auftrag der sozialdemokratischen Landesparteivertretung Kärntens. Klagenfurt 1930, S. 129.

2 Rede von Bundespräsident Alexander van der Bellen beim Festakt *100 Jahre Kärntner Volksabstimmung*, 10. Oktober 2020, Klagenfurt. In: Österreichische Präsidentschaftskanzlei, www.bundespraesident.at, https://www.bundespraesident.at/fileadmin/user_upload/100_Jahre_Kaerntner_Volksabstimmung_DEU_formatiert.pdf (Zugriff: 15.1.2022).

3 In der einschlägigen Literatur ist auch von „Gedächtnispolitiken“ oder „Memory-Politiken“ die Rede. Vgl. Birgit Nemec: Das Um-Schreiben

Grenzziehung und der Verwendung der Sprache der slowenischen Minderheit als *Contentious Cultural Heritages*.⁴ Dabei diskutieren wir, welchen analytischen Ertrag das von uns vorgeschlagene theoretische Konzept des *Dispositiv* Kärnten/Koroška für die Genealogie wie für den Wandel des Konflikts erbringen kann.⁵

Zunächst beschreiben wir die Dimensionen des Konflikts (1), dann entwickeln wir unsere Forschungsperspektive und erklären, warum wir auf den Dispositiv-Begriff zurückgreifen (2). Im Anschluss zeigen wir, welches analytische Erkenntnispotenzial dem Dispositiv-Konzept innewohnt und wie sich hiermit die konfliktäre

urbaner Topographien – Gedächtnispolitik durch Straßenumbenennungen. Wien, 1910–2010. In: Linda Erker, Alexander Salzmann, Lucile Dreidemy, Klaudija Sabo (Hg.): Update! Perspektiven der Zeitgeschichte. Wien 2012, S. 672–680, hier S. 672.

- 4 Der Begriff „Contentious Cultural Heritages“ versucht, im Kontext der Heritage-Forschung die Implikationen des Agonismus-Konzepts von Chantal Mouffe zu operationalisieren: „The proposal to make heritage contentious aims at unsettling dominant discourses that silence, exclude or marginalise certain positions by combining research, practical heritage work and creativity.“ Vgl. Marion Hamm: Making Heritage Contentious. The Politics of Heritage in Different Configurations. In: Marion Hamm, Klaus Schönberger (Hg.): Contentious Cultural Heritages and the Arts: A Critical Companion. Klagenfurt a. W. 2021, S. 129–158, S. 125, https://doi.org/10.48415/2021/ISBN.978-3-99029-355-3_11 (Zugriff: 15.1.2022). Marion Hamm betont, dass es darum gehen müsse, der politischen Dimension von umstrittenem Kulturerbe gerecht zu werden (ebd., S. 127). Vgl. Chantal Mouffe: Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion. Frankfurt a. M. 2007, S. 15.
- 5 Der Beitrag basiert auf Diskussionen im vom FWF geförderten Projekt *Performing Reality – Dis- und Reartikulation des Dispositiv* Kärnten/Koroška. Eine künstlerisch-forschende und kulturwissenschaftliche Ko-Produktion zum 100. Jahrestag der Kärntner Volksabstimmung, <http://volksabstimmung2020.aau.at/> (Zugriff: 15.1.2022). Wir bedanken uns für die Diskussion und die kritischen Anmerkungen im *Kolloquium in der Kammer* am Institut für Kulturanalyse an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, bei Fabian Ziemer (Hamburg) und insbesondere bei Ute Holfelder (Klagenfurt) für unermüdliches Nachfragen sowie bei Gerhard Katschnig (Klagenfurt) für das Lektorat. Wir verstehen den Beitrag als eine Anstrengung zum Begriff, die darauf zielt, das zentrale theoretische Begriffswerkzeug des Projekts, *Dispositiv* Kärnten/Koroška, zu präzisieren. Vgl. Bernd Liepold-Mosser: Dispositiv Kärnten/Koroška. Ein Essay. In: Ders., Ute Holfelder, Wilhelm Kuehs, Ute Liepold, Roland W. Peball, Klaus Schönberger: Dispositiv Kärnten/Koroška oder Das andere Land. Eine Ko-Produktion zwischen Kulturwissenschaft und Theater. Klagenfurt a. W. 2020, S. 10–63.

Gemengelage in Kärnten/Koroška untersuchen lässt (3). Im nächsten Schritt untersuchen wir Möglichkeiten der Verflüssigung des *Dispositivs Kärnten/Koroška*, die sich aufgrund der Disartikulation und Reartikulation zentraler Diskurse im historischen Prozess ergeben (4), um abschließend die Frage nach einem möglichen Ende des *Dispositivs Kärnten/Koroška* (5) zu diskutieren.

1. Der Konflikt zwischen deutschkärntner Mehrheit und Slowenisch sprechender Minderheit

Der Konflikt in Kärnten/Koroška wurde (und wird) auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen ausgefochten. Die Auseinandersetzungen betrafen bzw. betreffen im kulturellen Feld beispielsweise die Sprachpraktiken, das Vereinswesen, die Festkultur und das Liedgut. Auf staatlicher Ebene geht es um den Konflikt über die Realisierung von Artikel 7 des österreichischen Staatsvertrags von 1955⁶, die Schulpolitik und staatlich-kommunale Hoheitszeichen wie Ortstafeln. Eine besondere Rolle kommt der Erinnerungs- bzw. Gedenkpolitik zu, wie sie sich in der Besetzung des öffentlichen Raumes sowie in der Okkupation der Landschaft durch Erinnerungstafeln und Denkmalsetzungen, aber auch in der Gestaltung des Landesfeiertags am 10. Oktober manifestiert.

Die Wirkmächtigkeit des Konflikts zeigte sich im Alltag in andauernden Auseinandersetzungen um die Nutzung der slowenischen Sprache in der Schule und im öffentlichen Raum.⁷ Da am 10. Oktober 2020, am hundertsten Jahrestag des Plebiszits, bei zahlreichen Festakten weiterhin an den „Abwehrkampf“ erinnert wurde, jedoch nicht an einen Akt plebiszitärer Demokratie, das Frauenwahlrecht oder die Vielstimmigkeit durch Mehrsprachigkeit (worüber nach wie vor leidenschaftlich debattiert wird), lässt sich dieses jährliche Erinnern am 10. Oktober als Beispiel für Contentious Cultural

6 Der Art. 7. des Staatsvertrags von 1955 betrifft die „Rechte der slowenischen und kroatischen Minderheiten“ und ist nachzulesen im BGBl. Nr. 152/1955, <https://www.ris.bka.gv.at/eli/bgbl/1955/152/A7/NOR12005177> (Zugriff: 15.1.2022).

7 Vgl. hierzu Robert Knight: Politik der Assimilation. Österreich und Kärntner Slowenen nach der NS-Herrschaft. Wien, Hamburg 2020.

Heritages verstehen.⁸ Diese Bezeichnung verweist auf eine asymmetrische Form von Erinnerungspolitik, in der die Erinnerung der Minderheit systematisch unsichtbar gemacht wird. Es sind solche Erinnerungspolitiken, die mittels Heritage-Diskursen geführt werden, die diesen konfliktuösen Aushandlungsprozessen zugrunde liegen und diese regelmäßig von Neuem nähren.

Aus der deutschkärntner Erinnerung ist beispielsweise der Anteil und die Mitwirkung der PartisanInnen aus der slowenischen Minderheit als einzig nennenswerter militärischer Faktor im Widerstand gegen die Nazi-Wehrmacht und bei der Befreiung vom Nazi-Faschismus auf der Seite der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee nach wie vor verbannt.⁹ Diese Erinnerung bzw. Nichterinnerung und die bisweilen systematische Herabwürdigung des antifaschistischen Widerstandes¹⁰ verweisen auf ein Netz von Diskursen, Praktiken, Institutionen (ErinnerungsakteurInnen wie Kärntner Geschichtsverein, Kärntner Abwehrkämpferbund [KAB] oder Kärntner Heimatdienst [KHD], aber auch Gemeindeverwaltungen, Schulen, Vereine etc. auf der einen Seite und AktivistInnen der Minderheit auf der

8 Vgl. Hamm (wie Anm. 4).

9 Vgl. Klaus Schönberger: Of Hushing Up and Remembering – Partisans in Carinthia. In: Hamm, Schönberger (wie Anm. 4), S. 205–211, https://doi.org/10.48415/2021/isbn.978-3-99029-355-3_16 (Zugriff: 15.1.2022).

10 Vgl. z. B. das 1990 am Klagenfurter Domplatz errichtete Denkmal „für die Verschleppten“, auf dem die gemäß den alliierten Vereinbarungen vorgenommenen Verhaftungen von nazi-faschistischen AkteurInnen durch die jugoslawische Volksbefreiungsarmee ‚den‘ PartisanInnen zugeschrieben wird: „ZUM GEDENKEN / AN DIE WÄHREND UND NACH DEM / ZWEITEN WELTKRIEG VON PARTISANEN / VERSCHLEPPTEN UND ERMORDETEN / KINDER, FRAUEN UND MÄNNER. / WIR WOLLEN NICHT VERGESSEN / DAMIT GLEICHES NIE WIEDER GESCHIEHT. / 1990 ERNEUERT 2002“. Eine Neubewertung dieses Ereignisses ist Gegenstand einer Initiative für eine erweiterte Erinnerungskultur (Koroška/Kärnten gemeinsam erinnern – Initiative Domplatz), die erstmals 2021 in Erscheinung getreten ist. Vgl. zur Legitimation der Verhaftungen und zur Problematik der Liquidierungen Brigitte Entner: Historiker als Rechtsprecher. In: *zeitgeschichte* 3 (36), 2009, S. 203–210. Zur komplexen Geschichte des Klagenfurter Domplatzes vgl. die Beiträge von Brigitte Entner in: Initiative Koroška/Kärnten gemeinsam erinnern, *skupno ohranimo spomin* (Hg.): Domplatz Klagenfurt – erinnern und begegnen. Celovška Stolnicna ploščad – spominjanja in srečanja. Klagenfurt/Celovec 2021. Die Texte sind online verfügbar: <https://www.memorial-mkk.at/initiative-domplatz/> (Zugriff: 15.1.2022).

anderen Seite), die sich gegenseitig anziehen und abstoßen. Die Teile bilden ein in vielfältiger Weise aufeinander bezogenes konfligierendes Geflecht, das wir im Folgenden als *Dispositiv Kärnten/Koroška* bezeichnen und untersuchen werden.

2. Das Dispositiv als analytisches Erkenntnisinstrument

Für unsere Verwendung des Begriffs „Dispositiv“ von Michel Foucault zentral¹¹ ist seine bereits in der *Archäologie des Wissens* (1969) formulierte Intention, Diskurse „nicht – nicht mehr – [...] als Gesamtheit von Zeichen [...], sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“.¹² Foucault bestimmt den Begriff „Dispositiv“ in einer vielzitierten Definition in drei Eigenschaften: Erstens bestehe ein Dispositiv aus einem *heterogenen Ensemble von Elementen*, „das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen,

11 Der Begriff „Dispositiv“ ist Teil von Foucaults späterer Diskurstheorie, in der er sich zunehmend der materiellen Ebene der Diskurse und den Subjekten zuwendete. Foucault hatte in der *Archäologie des Wissens* (1969) und in früheren Texten die Subjekte in ihrer Funktion als produktive Instanzen (mithin als aktive und intentional handelnde soziale AkteurInnen) bewusst hintangestellt und sich mit dem „Ausgraben“ und Rekonstruieren von Wissensordnungen sowie mit den Regelsystemen der diskursiven Formationen vergangener Epochen beschäftigt. In der Folge veränderte sich seine Haltung zum Subjekt. Er begann, sich zunehmend mit Macht-/Wissen-Komplexen zu beschäftigen, in welchen sowohl Macht als auch Wissen in einem unmittelbaren und konstitutiven Zusammenhang stehen, der ihm zufolge die Formen und Bereiche jeder Erkenntnis bestimmt (vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M. 1994, S. 39 f.). Im Zuge dieser Neuakzentuierung seines theoretischen Programms verschiebt sich Foucaults Fokus von der Betrachtungsebene der diskursiven Formationen und Aussagesysteme hin zu dem Modus, in dem Diskurse ihre Wirkung in der Welt entfalten (vgl. hierzu Reiner Keller: *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 3. Auflage. Wiesbaden 2011, S. 138). Diese Hinwendung zur Machtfrage, die auch eine Hinwendung zu den Subjekten ist, macht den späteren Foucault und die an ihn anschließenden Ansätze der Diskurs- und Dispositivanalyse für eine empirische Kulturwissenschaft interessant (zur Verwendung des Diskursbegriffs in der Empirischen Kulturwissenschaft vgl. Johannes Miske: *Diskurs*. In: Timo Heimerdinger, Markus Tauschek (Hg.): *Kulturtheoretisch argumentieren*. Münster u. a. 2020, S. 100–129).

12 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1973, S. 74.

Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes“¹³ umfasse. Zweitens charakterisiert er ein Dispositiv als *Netzwerk von Verbindungen zwischen diesen Elementen*, wobei es sein Ziel ist, den Fokus auf die Qualität dieser Verbindungen und Beziehungen zu richten, zwischen denen (seien sie diskursiv oder nicht) ein stetes Spiel von Positionswechseln und Funktionsveränderungen stattfindet.¹⁴ Drittens versteht Foucault ein Dispositiv als *strategische Formation*, „deren Hauptfunktion zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt darin bestanden hat, auf einen Notstand (urgence) zu antworten“.¹⁵

Es hat in der Folge zahlreiche Auseinandersetzungen um den Dispositiv-Begriff gegeben.¹⁶ Für unser Anliegen greifen wir die Weiterentwicklung in der deutschsprachigen Diskursforschung auf.¹⁷ Ungeachtet dessen, ob sich das Dispositiv als „materielle und ideelle Infrastruktur“¹⁸ von Diskursen nach Reiner Keller verstehen lässt oder vielmehr, wie Magdalena Nowicka im Anschluss an Andrea Bührmann und Werner Schneider argumentiert, als „komplexes Netz, das verschiedene Produkte von Macht-Wissen verknüpft“:¹⁹ In Anlehnung an Nowicka²⁰ erscheint uns der Begriff „Dispositiv“ als analytisches

13 Michel Foucault: *Dispositive der Macht*. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978, S. 119 f.

14 Vgl. ebd., S. 120.

15 Ebd. Herv. i. Orig.

16 Vgl. u. a. Giorgio Agamben: *Was ist ein Dispositiv?* Zürich, Berlin 2008 und Gilles Deleuze: *Was ist ein Dispositiv?* In: Ewald François, Bernhard Waldenfels (Hg.): *Spiele der Wahrheit*. Michel Foucaults Denken. Frankfurt a. M. 1991, S. 153–162.

17 Vgl. z. B. Siegfried Jäger: *Kritische Diskursanalyse*. Eine Einführung. 4. unv. Auflage. Münster 2004; Reiner Keller: *Diskurse und Dispositive analysieren*. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung. In: *Historical Social Research* 1 (33), 2008, S. 73–107 u. Keller (wie Anm. 11); Andrea D. Bührmann, Werner Schneider: *Vom Diskurs zum Dispositiv*. Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld 2008.

18 Vgl. Keller (wie Anm. 11), S. 235.

19 Magdalena Nowicka: *Ist Dispositiv nur ein Modebegriff? Zur Poetik des ‚dispositif turns‘* In: Joannah Wengler, Britta Hoffarth, Łukasz Kumięga (Hg.): *Verortungen des Dispositiv-Begriffs*. Theorie und Praxis der Diskursforschung. Wiesbaden 2013, S. 36–54, hier S. 50, https://doi.org/10.1007/978-3-531-94260-5_3 (Zugriff: 15.1.2022).

20 Ebd., S. 51.

Erkenntnisinstrument insbesondere dann fruchtbar, wenn es darum geht, vielschichtige, historisch gewachsene Verbindungen und Beziehungen (Netzwerke) zwischen sprachlichen (diskursiven) und materiellen (nichtdiskursiven) Elementen sowie die Verknüpfungen zwischen Praxen, Artefakten, Institutionen und dem Wissen über selbige, die ansonsten aus dem Blick geraten würden, sichtbar zu machen.

Die Offenheit des Dispositiv-Begriffs birgt allerdings das Risiko einer Beliebigkeit in der Verwendung. Wie Bührmann und Schneider warnen, drohe aufgrund der „Vervielfältigung seiner Gegenstandsbezüge [...] der [...] bislang recht uneindeutige konzeptionell-analytische Gehalt des Dispositivbegriffs noch weiter zu verschwimmen“.²¹

Zu erwähnen ist an dieser Stelle überdies, dass die Verfasser in diesem Kontext Auslegungen der Konzepte Dispositiv und Diskurs das Wort reden, die unter anderem aus der sozialwissenschaftlichen Foucault-Rezeption stammen, wiewohl diese aufgrund (vermeintlicher) theoretischer Unvereinbarkeiten in der exegetischen Foucault-Rezeption mitunter kritisch gesehen wird.²² Unsere Foucault-Lektüre ist allerdings weniger an einer philologischen Auslegung seiner Schriften orientiert. Vielmehr situieren wir unsere Rezeption in jenem fachspezifischen Eklektizismus in erster Linie als Forschungsperspektive²³, bei der die Theorie die empirische Kulturanalyse anregen soll. Wir suchen nach der Anregungsqualität von Theorie zu einem besseren Verständnis eines Untersuchungsgegenstandes und nicht zur Exegese.²⁴

21 Bührmann, Schneider (wie Anm. 17), S. 11.

22 Vgl. hierzu Martina Röthl: Subjektivierungsweisen. Über dispositiv-theoretische Anleihen und ‚Dringlichkeiten‘ zu einer kulturanalytischen Lesart. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1 (117), 2021, S. 59–73, hier S. 61 ff., anschließend an Petra Gehring: Nachwort. In: Michel Foucault: Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode. Hg. von Daniel Defert, François Ewald. Frankfurt a. M. 2009, S. 373–393 und Petra Gehring: Abseits des Akteurs-Subjekts. Selbsttechniken, Ethik als politische Haltung und der Fall der freimütigen Rede. In: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver (Hg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden 2012, S. 21–33.

23 Vgl. Bührmann, Schneider (wie Anm. 17), S. 14–21.

24 Um mit Stuart Hall zu sprechen: „Theorie ist immer ein Umweg auf dem Weg zu etwas Wichtigerem.“ Stuart Hall: Alte und neue Identitäten,

Um diesen Umständen Rechnung zu tragen, erscheint uns der Begriff „Dispositiv“ vor allem im Sinne einer relational-kultur-analytischen Perspektive aufschlussreich, indem wir versuchen, die hegemonialen und die subalternen minoritären Erzählungen, Praktiken sowie institutionellen Materialisierungen²⁵ miteinander zu verknüpfen und als Komplex, als Set von Relationen zu betrachten und damit disziplinär im Sinne dessen zu denken, was Sabine Eggmann im Hinblick auf den Kulturbegriff als „Relationierungsmatrix“ für die volkscundlich-kulturwissenschaftliche Wissensarbeit beschreibt.²⁶

Daher gilt es zunächst auszuführen, was wir mit dem Dispositiv-Begriff verstehen und sichtbar machen möchten. Das *Dispositiv Kärnten/Koroška* bezeichnet nicht Kärnten in seiner Gesamtheit als geografischer, kultureller oder sozialer Raum, geschweige denn in seiner sicht- und unsichtbaren Mannigfaltigkeit. Das *Dispositiv Kärnten/Koroška* bezeichnet ein komplexes, vielschichtiges und oft widersprüchliches Ensemble von reellen und abstrakten Elementen, von Zusammenhängen, die sich um ein Eidolon davon ranken, was oder wie Kärnten war, ist oder zu sein habe. Kärnten bzw. Koroška nimmt darin teils obskure, inkonsistente und widersprüchliche Gestalten an: Es ist Chiffre und Mythos, es oszilliert zwischen ‚Heimat‘ und Fluch. Dieses Ab- bzw. Trugbild, seine Konsequenzen und Implikationen sowohl für Individuen als auch für Gruppen zu analysieren, ist das Anliegen, das wir mit diesem Ansatz verfolgen.

3. *Dispositiv Kärnten/Koroška*

3.1 *Definition und Entstehung*

Wir verstehen unter *Dispositiv Kärnten/Koroška* jenes „Ensemble von Elementen“ – von Diskursen, Praktiken und Artefakten – sowie das Netzwerk der Verbindungen zwischen diesen Elementen, die auf jenen ‚Notstand‘ antworteten, der im Zuge des sogenannten Kärntner

alte und neue Ethnizitäten. In: Ders: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994, S. 66–88, hier S. 66.

25 Vgl. Keller (wie Anm. 11), S. 138.

26 Vgl. Sabine Eggmann: Forschen mit „Kultur“ – Revisionen und Potenziale. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (110), 2014, S. 185–214, hier S. 275 f. und 281–285.

Abwehrkampfs 1919/20 und des Plebiszits von 1920 entstanden war. Die im Begriff *Dispositiv Kärnten/Koroška* gefasste institutionelle wie diskursive Manifestation²⁷ der Konflikte um Identität und Differenz verweist sowohl auf deren Entstehung wie auf deren sich gegenwärtig abzeichnendes Ende.

Um den analytischen Gehalt dieses spezifischen Dispositivs zu prüfen, bedarf es einer Beschreibung seiner Funktionsweise: Zunächst lassen sich seine Hauptfunktion und der historische Zeitpunkt, zu welchem es entstand, sowie der „Notstand (urgence)“, auf den es antwortete, festmachen. Wie Bernd Liepold-Mosser in seinen essayistischen und an Foucaults experimentellen Duktus angelehnten Überlegungen zum *Dispositiv Kärnten/Koroška* eingangs konstatiert, kam dieses als historisches Apriori mit den Geschehnissen in Kärnten nach 1918 „in die Welt“²⁸ – und zwar in jene der beteiligten Subjekte, ohne dem Erkenntnisinstrument hier eine ontologische Dimension zu unterstellen. Eine zentrale Rolle spielen die Narrationen über das Plebiszit von 1920 und den zuvor stattgefundenen militärischen Grenzfindungskonflikt, die aufseiten der hegemonialen deutschkärntner, in weiten Teilen deutschnationalen (siehe unten) Geschichtsschreibung²⁹ als Kärntner Abwehr- oder Freiheitskampf bezeichnet werden. Die Herstellung und Wahrung der Hegemonie der deutschnationalen bzw. deutschkärntner Erzählung in Bezug auf die historischen Ereignisse sowie die Bewahrung von Kärntens ‚Deutschtum‘ lassen sich hierbei als zentrale und ursprüngliche *urgence* des Dispositivs benennen.³⁰

27 Mit dem Begriff der Manifestation meinen wir das Sichtbarwerden der Diskurse im Sinne dessen, was Keller als „Materialität der Diskurse“ bzw. als deren „manifeste Erscheinung“ umschreibt. Vgl. Keller (wie Anm. 11), S. 252 ff.

28 Liepold-Mosser (wie Anm. 5), S. 10.

29 Zur „Kärntner Wissenschaft“ vgl. Wilhelm Kuehs: Macht. Hegemonie. Geschichtsschreibung. Zur Okkupation des geschichtswissenschaftlichen Diskurses zum Kärntner Plebiszit durch die Politik. In: Holfelder u. a. (wie Anm. 5), S. 64–87.

30 In weiterer Folge kommen zusätzliche Dringlichkeiten bzw. „strategische Imperative“ wie die Schulpolitik, die Besetzung der Landschaft etc. (siehe unten) hinzu, über die sich das Dispositiv, wie Martina Röthl es ausdrückt, *aufspannt*. Vgl. Martina Röthl (wie Anm. 22), S. 60.

3.2 Das *Dispositiv* als Manifestation der Diskurse

In der Folge der historischen Ereignisse rangen verschiedene Diskurse um die Deutung dieser historischen Ereignisse als eigenes komplexes Feld. Während der Zeit des Plebiszits wurden massive Propagandaschlachten zwischen der ‚pro-deutsch-österreichischen‘ und der ‚pro-SHS-Seite‘ ausgetragen. Bereits zu diesem Zeitpunkt begann das *Dispositiv*, als „materielle und ideelle Infrastruktur“³¹ der Diskurse zu entstehen. So richtete der nationalpolitische Ausschuss des Kärntner Landtags im August 1919 mit der sogenannten „Landesagitationsleitung“ (LAL) ein Organ ein, welches die Propaganda auf deutschösterreichischer Seite organisieren sollte.³² Später ging aus der LAL der zunächst überparteiliche Kärntner Heimatdienst (KHD) hervor. Nachdem 1925 die Sozialdemokraten den Verband verlassen hatten, wurde er in Kärntner Heimatbund (KHB) umbenannt. Der KHB war in der Zwischenkriegszeit nicht nur der Motor der Germanisierungspolitik, sondern diente zugleich als Sammelbecken für die AnhängerInnen der 1933 bis 1938 illegalen österreichischen NSDAP. Nach dem Staatsvertrag von 1955 gründete sich der Verband unter der Bezeichnung Kärntner Heimatdienst (KHD) wieder und hat bis heute Bestand.³³ Diese Organisation kann als Beispiel für die verschiedenen Elemente des *Dispositivs Kärnten/Koroška* angesehen werden – ebenso für die Persistenz des *Dispositivs* bis zum heutigen Tag. Die Operationalisierung der Propaganda am Beispiel KHD und KHB verdeutlicht darüber hinaus die dem *Dispositiv* ursprünglich zugrunde liegende strategische Funktion.

Nach dem Plebiszit, bei dem sich eine Mehrheit der Slowenisch sprechenden Bevölkerung für die Republik Österreich entschieden hatte,³⁴ wurde jener Diskurs in der offiziellen deutschkärntner Geschichtsschreibung hegemonial, welchen wir als „deutschnational“

31 Vgl. Keller (wie Anm. 11), S. 235.

32 Vgl. Thomas Pluch: Das Kärntner Plebiszit des Jahres 1920. Unveröff. Phil. Diss., Wien 1957.

33 Vgl. Martin Fritzl: Der Kärntner Heimatdienst. Ideologie, Ziele und Strategien einer nationalistischen Organisation. Klagenfurt/Celovec 1990.

34 Vgl. die neue Wahlanalyse von Guido Tiemann: „Kärnten“ = Austria, „Koroška“ = Yugoslavia? Some Revisionist Perspectives on the 1920 Carinthian Plebiscite. In: Historical Social Research 4 (45), 2020, S. 309–346, die insbesondere ökonomische Ursachen diagnostiziert.

bezeichnen.³⁵ Seine „mythische“ narrative Struktur sowie die ihm innewohnende Verflechtung von Historiografie und Politik wurden bereits von Wilhelm Kuehs erläutert.³⁶ Die deutschnationale Variante des deutschkärntner Diskurses besagt vor allem, dass sowohl im Grenzfindungskonflikt als auch für das Ergebnis des Plebiszits das Bekenntnis zum ‚Deutschtum‘ ursächlich gewesen sei. Daraus wurde die Legitimation für den repressiven Assimilierungsdruck gegen die Minderheit abgeleitet.

Die Manifestation des deutschnationalen Diskurses – mit anderen Worten: die Ausformungen des ihm zugrunde liegenden Dispositivs – zeigt sich sowohl in den vielschichtigen Verwebungen zwischen Fortbestehen und (ritualisierten) Handlungen der sogenannten Traditionsverbände wie KHD, KAB und der Kärntner Landsmannschaft als auch in den jährlichen 10.-Oktober-Feiern³⁷, einer Vielzahl an Denkmälern³⁸, Ehrengräbern, Straßennamen³⁹, historischen Ereignissen wie dem Ortstafelsturm⁴⁰ und politischen Verordnungen (z. B. zur „Zerstörung der zweisprachigen Volksschule“⁴¹). Diese Verwebungen konstituieren das Netzwerk, welches das Dispositiv ausmacht. An ihnen lässt sich zeigen, wie zwischen der „Besetzung

35 Zur Differenzierung von deutschkärntnerisch und deutschnational vgl. Klaus Schönberger: Mythos Hans Steinacher als Antagonismus – Gedenkpraktiken in Kärnten/Koroška. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 2 (LXXV/124), 2021, S. 209–241, S. 211, FN 8.

36 Vgl. Kuehs (wie Anm. 29).

37 Vgl. hierzu Ute Holfelder: Die 10.-Oktober-Feiern in Kärnten/Koroška als umstrittenes Kulturerbe. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1 (LXXV/124), 2021, S. 5–36.

38 Vgl. hierzu Ute Holfelder, Klaus Schönberger: Die Besetzung der Landschaft – Contentious Cultural Heritages in Kärnten/Koroška. Anmerkungen zur kulturellen Grammatik der Erinnerung an den 10. Oktober. In: Kärntner Jahrbuch für Politik. Klagenfurt 2020, S. 209–221.

39 Vgl. hierzu Ute Holfelder: Umstrittenes Kulturerbe. Öffentliche Erinnerungszeichen in Klagenfurt/Celovec. In: Ute Holfelder und Studierende der Angewandten Kulturwissenschaft: Sprehod po Klagenfurtu 1920 | 2020 Spaziergang durch Celovec. Erkundungen zum 10. Oktober 1920 in Klagenfurt/Celovec. Klagenfurt/Celovec 2020, S. 5–14.

40 Vgl. hierzu Marion Hamm, Klaus Schönberger: Signage Dispute in Kärnten/Koroška. Antagonistic Struggles Over Language and an Agonistic Turning. In: Dies. (wie Anm. 4), S. 177–185, <https://doi.org/10.48415/2021/isbn.978-3-99029-355-3-13> (Zugriff: 15.1.2022).

41 Vgl. Knight (wie Anm. 7), S. 289 ff.

der Landschaft“⁴², ritualisierten Feiern zur Wiederkehr bestimmter historischer Ereignisse, zivilgesellschaftlichen Organisationen (Vereine/Verbände) und offizieller Landespolitik, Historiografie und politischer Agenda spezifische, historisch ‚gewachsene‘ Zusammenhänge bestehen, in welche jene Macht/Wissens-Verhältnisse eingeschrieben sind, mittels derer wiederum die Vorstellungen von Kärnten/Koroška angerufen werden.

Ein weiteres Beispiel dieser Manifestation der vielfältigen Verknüpfungen, Verwebungen und der „Prävalenz einer strategischen Zielsetzung“⁴³ des *Dispositivs Kärnten/Koroška* bis zum heutigen Tag ist das bei allen Erinnerungsfeiern praktizierte Singen der vierten Strophe der Kärntner Landeshymne („Kärntner Heimatlied“: „Wo man mit Blut die Grenze schrieb“). Es wird nicht nur von den deutschkärntner ErinnerungsaktivistInnen im KHD oder im KAB am Ende einer jeden Veranstaltung gemeinsam mit den BesucherInnen intoniert, sondern auch bei zahlreichen anderen offiziellen und halboffiziellen Anlässen angestimmt. Ute Holfelder hat die mit diesem Lied verbundenen erinnerungspolitischen Kontroversen rekonstruiert und gezeigt, wie über die Funktion des *Kärntner Heimatlieds* „als Bedeutungsträger für deutschnationale Interessen“,⁴⁴ aber auch mit den Gegenbewegungen in Form von Parodien, das *Dispositiv Kärnten/Koroška* hervorgebracht wird.⁴⁵

3.3. *Subjektivierung und Subjektivation in Diskurs und Gegendiskurs des Dispositivs Kärnten/Koroška*

Die Wirkmächtigkeit des Dispositivs zeigt sich auch in seiner Auswirkung auf die Subjekte. Wie Magdalena Nowicka nahelegt, eröffnet das Konzept des Dispositivs weitere Möglichkeiten in den Analysen zur Produktion von *Subjektivität*, wobei sie auf die *Dualität von Subjektivierung* (fr. *assujettissement*) als Ausdruck von Macht über das Individuum und *Subjektivation* (fr. *subjectivation*) im Sinne des

42 Holfelder, Schönberger (wie Anm. 38).

43 Foucault (wie Anm. 13), S. 121.

44 Vgl. hierzu Ute Holfelder: „Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt ...“ Die Kärntner Landeshymne und die Herstellung des Dispositivs Kärnten/Koroška. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 2 (LXXIII/122), 2019, S. 215–239.

45 Ebd., S. 215 ff. u. 236.

Verhältnisses einer Person zu sich selbst anspielt.⁴⁶ Subjektivität im Kontext des Dispositiv-Begriffs nach Foucault bedeutet stets zweierlei: sowohl Unterwerfung als auch Individuierung.

Diese Doppeldeutigkeit des Subjektbegriffs und sein Konnex zur Macht, respektive die Ambivalenz zwischen Subjektivierung als Unterwerfung einerseits und Subjektivation als Individuierungsprozess andererseits – wobei das eine das andere nicht ausschließt, sondern vielmehr beides sich gegenseitig ergänzt oder gar bedingt –, ist bereits bei Foucault angelegt: „There are two meanings of the word ‚subject‘: subject to someone else by control and dependence; and tied to his own identity by a conscience or self-knowledge. Both meanings suggest a form of power which subjugates and makes subject to“.⁴⁷

Mit Blick auf die ambivalente Relation von Subjektivierung und Subjektivation im Subjektbegriff Foucaults wird es möglich, auch im Sinne einer Empirischen Kulturwissenschaft, die vor allem an den Subjekten und an deren alltäglicher Lebenswelt interessiert ist, zu erklären, wie die Diskurse, die mit dem *Dispositiv Kärnten/Koroška* assoziiert werden, miteinander verwoben sind. Es wird erklärbar, wie sie in Bezug aufeinander nicht nur ihre Gegenstände konstituieren, sondern inwiefern sie Personen und Gruppen in ihrem Selbst- und Fremdverständnis bedingen sowie diese in ihrem Handeln (als AkteurInnen) in das Dispositiv einbinden.⁴⁸

Sowohl im deutschnationalen deutschkärntner Diskurs als auch im Gegendiskurs der Minderheit und in deren jeweiliger Manifestation finden sich Verbindungen und Verknüpfungen, die auf eine Einheit von Diskurs und Gegendiskurs verweisen, welche einen die Subjekte ‚definierenden‘ Zusammenhang erzeugen, der für die Beteiligten kaum hintergebar erscheint. So manifestieren sich die Diskurse in Handlungen und Performanzen von Individuen und Gruppen, die sich damit und dadurch identifizieren sowie identifiziert werden – sowohl Einzelpersonen („DeutschkärntnerIn“ und „Kärntner Slowene/Slovenin“) als auch beispielsweise die AkteurInnen der ‚deutschen‘ oder

46 Vgl. Nowicka (wie Anm. 19), S. 48 f.

47 Michel Foucault: The Subject and Power. In: Critical Inquiry 4 (8), 1982, S. 777–795, hier S. 781.

48 Zum Verhältnis von Subjekt und Diskurs vgl. u. a. Keller (wie Anm. 11), S. 209–223 und Müske (wie Anm. 11), S. 124.

‚deutschnationalen‘ Traditionsverbände auf der einen Seite. Auf der anderen Seite finden sich jene der ‚Kärntner Slowenischen‘ Interessenvertretungen wie der Rat der Kärntner Slowenen (Narodni svet koroških Slovencev) oder der Zentralverband slowenischer Organisationen in Kärnten (Zveza slovenskih organizacij). Dabei beziehen sich Personen wie AkteurInnen wechselseitig aufeinander sowie auf die Diskurse und auf deren Manifestation im *Dispositiv Kärnten/Koroška*. Aus diesem Grund lassen sich Diskurs und Gegendiskurs im *Dispositiv Kärnten/Koroška* als zwei Seiten der gleichen Medaille verstehen. Diese Verflechtung von Diskurs und Gegendiskurs zeigt wiederum unmittelbare Rückwirkungen auf das Selbstverständnis der Subjekte.

Deutlich tritt der die Subjekte ‚definierende‘ Zusammenhang in der Wirkmächtigkeit des hegemonialen deutschnationalen Diskurses des *Dispositivs Kärnten/Koroška* zutage, an dem sich der Diskurs der Minderheit als Gegendiskurs orientieren muss.

Im hegemonialen Diskurs wurden Subjektivierungen von Identitäten und Differenzen mit politischem Kalkül und entlang institutioneller Legitimierungen konstruiert und angeboten – etwa jener des Kärntner Landesarchivs oder des Geschichtsvereines für Kärnten, die als Organisationen konstitutiv für die „Kärntner Wissenschaft“ und das Dispositiv an sich sind.⁴⁹

Ein besonders ‚sprechendes‘ Beispiel hierfür ist die Unterteilung der Kärntner Bevölkerung in ‚deutsch‘-österreichische KärntnerInnen, ‚Windische‘ und ‚nationalbewusste‘ Kärntner SlowenInnen durch den Kärntner Historiker Martin Wutte in den 1920er Jahren. Diese zielte darauf ab, eine Grenze zwischen ‚heimattreuen‘ und ‚nationalen‘ Kärntner SlowenInnen sowie zwischen diesen und einer als ‚deutsch‘ definierten Mehrheitsbevölkerung zu ziehen, der die Windischen näherstünden als den ‚NationalslowenInnen‘.⁵⁰ Wenn auch Wuttes im Anschluss an den Abwehrkampf und im Vorfeld des Nazi-Faschismus formulierte ‚Windischentheorie‘ vor allem als ideologisch

49 Vgl. hierzu Kuehs (wie Anm. 29).

50 Vgl. Martin Wutte: Deutsch – Windisch – Slowenisch. Zum 7. Jahrestag der Kärntner Volksabstimmung. Klagenfurt 1927. Vgl. dazu: Gero Fischer: Windischentheorie(n). In: Katja Sturm-Schnabl, Bojan-Ilja Schnabl (Hg.): Enzyklopädie der slowenischen Kulturgeschichte in Kärnten/Koroška. Von den Anfängen bis 1942. Band 3: Po–Ž. Wien, Köln, Weimar 2016, S. 1519 f.

motiviert angesehen wird und sprachwissenschaftlich als widerlegt gilt,⁵¹ beziehen sich nach wie vor einzelne Personen und Gruppen auf diesen fragwürdigen (siehe unten) Entwurf einer kollektiven Identität – sowohl affirmativ als auch kritisch.

Die ‚Windischentheorie‘ Wuttes stellt als Fragment des deutschnationalen Diskurses eine Subjektivierung als Unterwerfung in Form eines Trennens und Different-Machens dar. Es handelt sich um einen diskursiven Prozess des ‚Othering‘, wie ihn beispielsweise Christine Riegel anschließend an die Postcolonial Studies definiert. Bei diesem vor allem durch Gayatri Ch. Spivak und Edward Said geprägten Begriff geht es um ein Zusammenwirken hegemonialer Ordnungen, Diskurse und Vorstellungen in Alltag, Wissenschaft und Politik, welches durch Zuschreibungen, Essentialisierungen und Repräsentationen bestimmte Gruppen von Menschen als ‚andere‘ diskursiv erzeugt, marginalisiert und *sprachlos macht* (Spivak). Die ‚Anderen‘ werden dabei stets entlang einer Linie dichotomer Gegensatzpaare als Widerpart eines hegemonialen ‚Wir‘ festgelegt, welches für „Normalität“ im Sinne einer nicht genauer bestimmten, unhinterfragten „mythischen Norm“ (Audre Lorde) steht.⁵²

Im konkreten Fall schrieb Wutte Personen und Gruppen innerhalb der Kärntner Gesellschaft in Bezug auf seine ideologischen Bedürfnisse und auf der Grundlage der institutionellen Legitimation eines Landesarchivs, dessen Leiter er war, und somit auf ‚machtvoller‘ Weise eine kollektive Identität zu. Hierzu zog er Identifizierungskriterien wie etwa die Verwendung der slowenischen Sprache im Alltag, den Wohnort und sogar ‚rassische‘ Merkmalen heran. Der Sprachaspekt als „Diakritikum“⁵³ ist hier zentral: Die Windischen sind für Wutte keine „eigentlichen Slowenen“, da sie eine andere

51 Gero Fischer verweist auf das wissenschaftlich Obsolete dieser ‚Theorie‘ (ebd., S. 1526).

52 Vgl. Christine Riegel: Theoretischer Analyserahmen zur Untersuchung von Otheringprozessen. In: Dies.: Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld 2016, S. 51–75, hier S. 51ff.

53 Der Begriff der offenkundigen „diacritical features“ als „kultureller Gehalt“ (cultural content) ethnischer Dichotomisierungen stammt von Fredrik Barth: Introduction. In: Ders. (Hg.): Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference. Long Grove 1998 [EA 1969], S. 9–38, hier S. 14.

Sprache sprechen, mit den „Deutsch-Kärntnern“ nicht nur „Lebens- und Wirtschaftsraum“ sowie „Abstammung“ teilen und mit ihnen in einer Schicksals- und Kulturgemeinschaft verbunden seien. Das Windische als Sprache sowie die Windischen sind für ihn ihrer „Abstammung“ nach ein „Mischtypus“, der „völkisch viel eher zu den Deutschen als zu den Slowenen“⁵⁴ gehöre.

Die ‚Windischentheorie‘ impliziert hierbei ein Angebot an Slowenisch sprechende KärntnerInnen, sich in Form einer ‚Selbstunterwerfung‘ als Windische und somit als ‚Heimattreue‘ (= ‚gut‘) von ‚nationalen‘ SlowenInnen (= ‚schlecht‘) abzugrenzen.

Im *Dispositiv Kärnten/Koroška* werden aus diskursiven Ereignissen und Fragmenten wie Wuttes ‚Windischentheorie‘ Mittel zur Legitimation von Handlungen sowie Schablonen, an welche Entwürfe einer auf Assimilierung beruhenden kollektiven ‚Identität‘ angeschlossen sind. Slowenisch zu sprechen erwuchs zum Kriterium gesellschaftlicher Exklusion, zugleich aber zu einem der Inklusion in bzw. einer Subjektivierung unter jene Kollektividentität, welche man die slowenische Volksgruppe nennt. Solche kollektiven Identitäten sind jedoch *sui generis* widersprüchlich und tendieren Lutz Niethammer gemäß zum Essentialismus, da sie versuchen, natürliche, homogene Kollektive zu konstruieren, die in der behaupteten Form nicht existieren. Für Niethammer ist einer der Hauptwidersprüche im semantischen Feld des Identitätsbegriffs jener zwischen einer „behaupteten Wesensgleichheit eines Kollektivs, die dieses zu einem Kollektivsubjekt objektiviert, und der [...] Kontinuität eines ausdifferenzierten und einzigartigen Subjekts“.⁵⁵

Eine solche kollektive Identität kann daher aus einer diskursiv-theoretischen Perspektive als eine machtvoll(e) (diskursive) Zu- bzw. Festschreibung gesehen werden, welche Subjektivierungsprozesse im Dispositiv zur Folge hat. Die Fremdzuschreibungen werden zum Ausgangspunkt und zur Reibungsfläche. Die Individuen, die diesen Zuschreibungen unterworfen sind, eignen sich diese aber zugleich an und reproduzieren sie durch ihr alltägliches Handeln. Da diese

54 Vgl. Wutte (wie Anm. 50), S. 21.

55 Lutz Niethammer: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek 2000, S. 54.

Aneignung stets einer Interpretationsleistung bedarf und somit durchaus eigensinnig ist, führt sie nicht nur zu stetigen Veränderungen in den Diskursen und im Dispositiv, sondern kann zudem gezielt als „Technologie des Selbst“⁵⁶ eingesetzt werden, Fremdzuschreibungen zu konterkarieren.

Der Gegendiskurs wird zum Mittel der Minderheit, in abgrenzenden (Selbst-)Beschreibungen Handlungsmacht zu generieren, wobei ein wesentliches Moment des Gegendiskurses – daher die Bezeichnung – darin besteht, mit den Zuschreibungen und Anrufungen des hegemonialen Diskurses sowie mit dessen Praktiken und Ritualen zu konfliktieren.⁵⁷ Wenn wir darauf hinweisen, dass das *Dispositiv Kärnten/Koroška* auch durch das Agieren der slowenischen Minderheit mit hergestellt wird, so verkennt dies keineswegs die unterschiedlichen Machtverhältnisse und die wesentlich geringeren Handlungsoptionen der Slowenisch sprechenden Minderheit gegenüber der deutschkärntner Mehrheit. Die Krux für die Minderheit besteht allerdings darin, dass diejenigen deutschnationalen Kräfte, die ein großes Interesse an den dem *Dispositiv Kärnten/Koroška* zugrunde liegenden sozialen und politischen Spaltungen besitzen, das selbstbewusste und lautstarke Agieren der Minderheit im Gegendiskurs benötigen, um die Dichotomie fortschreiben zu können.

Ein bezeichnendes Beispiel hierfür sind die Sprühaktionen gegen ein Denkmal in Klagenfurt („Stätte der Kärntner Einheit“, das die deutschnationale Version der Erzählungen über den

56 Foucault versteht unter „Technologien des Selbst“ jene praktischen Verfahren und Methoden individueller Beherrschung, „die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mithilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen“. Michel Foucault u. a.: *Technologien des Selbst*. Hg. von Luther H. Martin, Huck Gutman und Patrick H. Hutton. Frankfurt a. M. 1993, S. 26.

57 Vgl. hierzu beispielsweise die Gegendemonstrationen auch junger Kärntner SlowenInnen zu den Jubiläumsveranstaltungen zum 10. Oktober 2020, die gegen eine „einseitig deutschnational konnotierte Erinnerungskultur“ und das Verschwinden der slowenischen Sprache in Kärnten protestierten. Siehe: Katharina Brunner: *Die verdrängte Sprache*. In: DATUM – Seiten der Zeit, Ausgabe November 2020, <https://datum.at/die-verdraengte-sprache/> (Zugriff: 15.1.2022).

„Abwehrkampf“ in Stein gehauen fortschreibt) nach der Jubiläumsfeier am 10. Oktober 2020.⁵⁸ Solange kein anderer Ort als die „Stätte der Kärntner Einheit“ gewählt wird und weiterhin eine militärisch inszenierte Kranzniederlegung den rituellen Höhepunkt der offiziellen Landesfeier darstellt, wird ein veränderter Tonfall sowie ein um VertreterInnen der Minderheit erweitertes Programm die Logik des *Dispositivs* nicht durchbrechen.

Diese (und andere) Sprühaktionen machen deutlich, dass für einige VertreterInnen der Minderheit weniger die Erinnerung an die historischen Ereignisse 1919/20 problembehaftet ist, sondern die darauffolgenden hundert Jahre und die damit verbundene „Politik der Assimilation“⁵⁹. Es ist jene Erinnerungspolitik, die während der 10.-Oktober-Feiern die Frontstellung zur und die Ausgrenzung der Minderheit feierte und in (zu) vielen Gemeinden bis heute fort-schreibt.⁶⁰ Konstitutiv für das *Dispositiv Kärnten/Koroška* war des Weiteren der sogenannte Kärntner Konsens⁶¹, der nicht mit den Konsensgesprächen (2005–2011)⁶² zu verwechseln ist. Der ‚Kärntner Konsens‘ artikuliert sich nicht nur alljährlich bei den 10.-Oktober-Feiern, sondern bis 2009 darüber hinaus bei den Ulrichsberg-Feiern⁶³ als eine jährliche Reinszenierung „eines geschichtspolitischen Konsenses, in dem das offizielle Kärnten bzw. Österreich – ausgedrückt durch die Beteiligung des Bundesheeres und von hochrangigen

58 Vgl. die Kommentierung im rechtsextremen (weil den Identitären nahestehend) Onlinemagazin *Tagesstimme*. Stefan Juritz: Stätte der Kärntner Einheit wurde geschändet. Nach den 100-Jahres-Feiern am Samstag kam es in Klagenfurt zu einem mutmaßlich linksextremen Farbensschlag.

In: *Tagesstimme*, 11.10.2020, <https://www.tagesstimme.com/2020/10/11/linksextremismus-staette-der-kaertner-einheit-wurde-geschaendet> (Zugriff: 15.1.2022).

59 Vgl. Knight (wie Anm. 7).

60 Vgl. Holfelder (wie Anm. 37).

61 Vgl. Arbeitskreis gegen den kärntner Konsens (Hg.): *Friede, Freude, Deutscher Eintopf. Rechte Mythen, NS-Verharmlosung und antifaschistischer Protest*. Wien 2011. Vgl. Schönberger (wie Anm. 35), S. 226.

62 Vgl. Jürgen Pirker: *Geschichte(n) im Konflikt. Der Konsens- und Dialogprozess in Kärnten: Vom nationalen Konflikt zur Friedensregion Alpen-Adria?* Wien 2018.

63 Vgl. Walter Fanta, Valentin Sima: *Stehst mitten drin im Land. Das europäische Kameradentreffen auf dem Kärntner Ulrichsberg von den Anfängen bis heute*. Klagenfurt/Celovec 2003.

Landes- und Bundespolitikern⁶⁴ – einen Schulterschluss mit Nazi-Nachfolge-Organisationen probte.

Dieser ‚Kärntner Konsens‘ wurde sowohl von AnhängerInnen und FunktionsträgerInnen von SPÖ, ÖVP und FPÖ als auch durch die Mitglieder der Traditionsverbände wie ihrer rechtsextremistischen Entourage getragen. Der Kalauer „Wer nicht braun ist, ist kein Kärntner“⁶⁵ verweist auf jene historische Voraussetzung des ‚Kärntner Konsenses‘: auf die von Robert Knight diagnostizierte „Renazifizierung Kärntens“⁶⁶ nach 1945 bzw. 1955.

Zentral im Gegendiskurs ist der blinde Fleck bezüglich der Verstrickungen zahlreicher ApologetInnen des ‚Abwehrkampfes‘ mit dem Nazi-Faschismus.⁶⁷ Sie versuchen, das militärische Engagement der antifaschistischen PartisanInnen gegen die Nazi-Wehrmacht (und damit auch gegen die zahlreichen deutschkärntner Nazi-ParteigängerInnen) als „Heimatverrat“ zu denunzieren. Die hierüber zum Ausdruck kommende implizite Präferenz für ein Regime, das Auschwitz zu verantworten hat, ist eine der Auslassungen der deutschkärntner Gedenkpolitiken nach 1945. Darauf weist der gesprühte Denkmalcommentar „Tod dem Faschismus“ („Smrt fašizmu“) ⁶⁸ an der „Stätte

64 Heidemarie Uhl: Denkmäler als Medien gesellschaftlicher Erinnerung. Die Denkmallandschaft der Zweiten Republik und die Transformationen des österreichischen Gedächtnisses. In: Regina Fritz, Carola Sachse, Edgar Wolfrum (Hg.): Nationen und ihre Selbstbilder. Postdiktatorische Gesellschaften in Europa. Göttingen 2008, S. 62–89.

65 Vgl. die Rezension der Klagenfurter Stadttheaterinszenierung *Servus Srečno Kärntenpark* (Oktober 2020): „Also braun, sei es im Kärntner-anzug, sei es im Solarium. Wer nicht braun ist, ist kein rechter Kärntner, erfährt man in der von der lokalen Regiegröße Bernd Liepold-Mosser ersonnenen Revue.“ Der Standard, 3.10.2020, <https://www.derstandard.at/story/2000120448162/stadttheater-klagenfurt-wer-nicht-braun-ist-ist-kein-kaerntner> (Zugriff: 15.1.2022).

66 Knight (wie Anm. 7), S. 201.

67 Vgl. hierzu z. B. Klaus Schönberger: „... der in meinem Auftrag erfolgten Erschießung“. Hans Steinacher – ein Kärntner ‚Held‘ als Agent des völkischen Terrorismus. In: Danijel Grafenauer (Hg.): 100. obletnica plebiscita na Koroškem: zgodovinske izkušnje in pogled v prihodnost / 100 Jahre Kärntner Volksabstimmung: Historische Erfahrungen und Blick in die Zukunft. Ljubljana 2022 (im Erscheinen).

68 „Smrt fašizmu, svoboda narodu!“ (Tod dem Faschismus, Freiheit für das Land!) war der Slogan der jugoslawischen Partisanen im Kampf gegen die Nazi-Wehrmacht. Bezeichnend für den Gegendiskurs war die Debatte um den fehlenden Haček, der zu Spekulationen darüber verleitete, ob die

der Kärntner Einheit“ in Klagenfurt im zeitlichen Umfeld der Hundertjahrfeier des Plebiszits im Oktober 2020 hin. Die empörten Reaktionen des offiziellen Kärntens (Landeshauptmann, Landtagspräsident, Bürgermeisterin der Stadt Klagenfurt, die im Landtag vertretenen Parteien usw.), aber auch die des Bundespräsidenten⁶⁹ unterstreichen, ungeachtet beobachtbarer Auflösungserscheinungen (siehe unten), eine anhaltende Wirkmächtigkeit des *Dispositivs Kärnten/Koroška*. Die (zweifelsohne verminderte) Wirkmächtigkeit dieses Dispositivs speist sich aus einer anhaltenden Verbindung zwischen offiziellem (inzwischen sozialdemokratisch dominierten und auf Ausgleich ausgerichteten) Diskurs und jenem blinden Fleck gegenüber revisionistischem bis rechtsextremistischem Gedankengut, der im deutschkärntner Diskurs über den 10. Oktober strukturell eingelagert ist. Das retardierende Moment besteht darin, dass auch die auf Ausgleich und Inklusion der Minderheit zielende propagierte Erzählung während der 10.-Oktober-Feiern nach wie vor auf den Grundstrukturen des deutschnationalen Geschichtsnarrativs (militärischer ‚Abwehrkampf‘ als Entscheidung für das Deutschtum) fußt. Die Verwebungen und Netzwerke, die das *Dispositiv Kärnten/Koroška* konstituieren, zeigen sich zum einen in der reflexartigen Empörung über die Sprühkommentare, in den Kranzniederlegungen durch das Land Kärnten am Grab von Martin Wutte⁷⁰ oder durch die Stadt Klagenfurt am Denkmal „für die Verschleppten“ am Domplatz⁷¹ sowie durch die anhaltende städtische Subvention des Büros des KAB, zum anderen durch die Sprühkommentare seitens der GegnerInnen des

KommentatorInnen überhaupt Kärntner SlowenInnen gewesen seien, weil der Haček als Ultima Ratio des sprachlichen Identitätsmarkers gilt: „Auffallend ist die inkorrekte Schreibweise der Worte. Der Haček auf dem Wort ‚fašizmu‘ fehlt.“ ORF-Kärnten (Chronik): Schmiererei schlägt Wellen bis Slowenien, 11.10.2020, <https://kaernten.orf.at/stories/3070845/> (Zugriff: 15.1.2022). Der fehlende Haček wurde in verschiedenen Presseerzeugnissen konstatiert.

69 Ebd.

70 Vgl. Land Kärnten: 1920/2020 – Historische Verdienste würdigen, Perspektive nach vorne richten, 8.10.2020, Presseportal <https://www.ktn.gv.at/Service/News?nid=31916> (Zugriff: 15.1.2022).

71 Vgl. Initiative Koroška/Kärnten gemeinsam erinnern, skupno ohranimo spomin (wie Anm. 10).

sogenannten Kärntner Konsenses oder durch ein Motto wie jenes der Gegenveranstaltung „100 Jahre nichts zu feiern“.⁷²

Unabhängig davon sind einige Verbindungen brüchig geworden, während andere nicht mehr selbstverständlich sind. Vor unseren Augen vollzieht sich gegenwärtig eine Entwicklung, die wir mit dem Vokabular der Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe als Dis- und Reartikulation der hegemonialen Diskurse verstehen.

4. Disartikulation und Reartikulation der Diskurse – Verflüssigung des *Dispositivs Kärnten/Koroška*

Der Ausgangspunkt von Chantal Mouffe lautet, dass der Konflikt für die Demokratie konstitutiv und nicht per se negativ sei. Sie geht davon aus, dass Konflikte über antagonistische Interessen unauflösbar sind. Es komme aber darauf an, den jeweiligen Antagonismus für den demokratischen Prozess produktiv zu machen. Sie fragt, wie sich politische Konflikte von sich feindlich gegenüberstehenden Positionen in einen Agonismus im Sinne von Gegnerschaft transformieren lassen.⁷³ Das meint, dass sich die GegnerInnen in einen politischen Aushandlungsprozess begeben, ohne ihre gegensätzlichen Interessen aufgeben zu müssen.

Die stattgefundenen Konsensgespräche (2005–2011) deuten darauf hin, dass mit dem sogenannten Ortstafelkompromiss im Jahr 2011⁷⁴ zumindest für einen Teil der Minderheit ein entsprechender

72 Vgl. die Broschüre des Klubs slowenischer Student*innen in Kärnten/Koroška, Graz/Gradec und Wien/Dunaj (KSŠŠD/KSŠŠK/ KSŠŠK): 100 Jahre nichts zu feiern. Aspekte antislowenischer Kontinuität in Kärnten/Koroška. Dunaj/Wien, Gradec/Graz, Celovec/Klagenfurt 2020 – die gleichlautende Veranstaltungsreihe und Gegendemonstration am 10.10.2020. ORF-Kärnten (Chronik): Gegendemo und Reaktionen auf Festakt, 10.10.2020, <https://kaernten.orf.at/stories/3070801/> (Zugriff: 15.1.2022).

73 Chantal Mouffe: Agonistik: Die Welt politisch denken. Berlin 2014. Vgl. Marion Hamm, Klaus Schönberger: Shifting Regimes of Truth. An Agonistic Perspective on Contentious Cultural Heritages. In: Hamm, Schönberger (wie Anm. 4), S. 161–176, https://doi.org/10.48415/2021/isbn.978-3-99029-355-3_12 (Zugriff: 15.1.2022).

74 Vgl. Wilfried Graf, Gudrun Kramer, Thomas Ernstbrunner: Vom Kompromiss zur Versöhnung? Zwischenbericht zum Projekt „Kärnten neu denken/verstehen/gestalten“. In: Wolfgang Petritsch, Wilfried Graf,

Prozess in Gang gekommen ist. Wenn aber von Teilen der Minderheit der Begriff des Kompromisses hinterfragt wird, dann zeigt dies, dass agonistische Prozesse kein Ende der Interessengegensätze bedeuten.

In der Rückschau auf den 2011 erzielten Ortstafelkompromiss erscheint uns die agonistische Konstellation, wie sie in Kärnten/Koroška entstanden ist, aufschlussreich und ermöglicht zugleich eine analytische Perspektive auf gegenwärtige Prozesse der Veränderung in den Diskursen.⁷⁵ Mouffe geht von der Notwendigkeit bzw. dem Konnex aus, einerseits hegemoniale Diskurse zu disartikulieren und andererseits durch Reartikulation eine neue Wissensordnung zu erzeugen und somit zu einer neuen Perspektive auf die bestehenden Konflikte und ihrer Repräsentation beizutragen.⁷⁶ Tatsächlich finden sich bei Mouffe nur wenige Anhaltspunkte für den Prozess der Reartikulation. Für sie ist jede Disartikulation automatisch mit einer Reartikulation verbunden. Aber welche Bahn(ung)en diese Reartikulation infolge der Disartikulation einschlägt, bleibt offen.

Insofern stellt sich die Frage nach Bewegungsrichtungen und den Wegen, die eine Reartikulation im Sinne einer Verflüssigung der Konflikte und der mit ihnen verbundenen Diskurse befördern könnten. Ein solches Potenzial wurde in jüngster Zeit speziell den Künsten zugeschrieben. Im Rahmen von Ko-Produktionen von Kunst und Ethnografie wurden künstlerische Praktiken darauf hin befragt, in welcher Weise sie in historisch gewachsene Verhältnisse (wie wir sie im *Dispositiv Kärnten/Koroška* vorfinden) intervenieren können und wie sich die hegemonialen Diskurse bzw. die daraus resultierenden Wissensordnungen im Sinne einer Disartikulation destabilisieren oder gar verändern lassen.⁷⁷

Gudrun Kramer (Hg.): Kärnten liegt am Meer. Konfliktgeschichte/n über Trauma, Macht und Identität. Klagenfurt/Celovec 2012, S. 33–77.

⁷⁵ Siehe dazu Kapitel 5.

⁷⁶ Mouffe (wie Anm. 73), S. 73 f.

⁷⁷ Im Rahmen von Ko-Produktionen von Kunst und Ethnografie wurden künstlerische Praktiken daraufhin befragt, inwiefern sie zur Reartikulation bestehender Wissensordnungen beitragen können. Vgl. Hamm, Schönberger (wie Anm. 4). Beispielsweise im Horizon2020-EU-Projektverbund *TRACES*, <http://www.traces.polimi.it/> (Zugriff: 15.1.2022), sowie im FWF-Projekt *Performing Reality*, <http://volksabstimmung2020.aau.at/> (Zugriff: 15.1.2022).

Einen Anhaltspunkt liefert das in Kärnten/Koroška entwickelte Film- und Theaterprojekt *Fluid Identities* (2021)⁷⁸ von Ute Liepold. In dieser Arbeit kommen die erwähnten Foucault'schen Selbsttechnologien zum Einsatz, da sich Liepold in einer literarisch-spielerischen Weise mit den oktroiierten Identitätsschablonen des *Dispositivs Kärnten/Koroška* auseinandersetzt. Die theatrale Textcollage enthält hybride Texte junger LiteratInnen, die zwischen verschiedenen Sprachen wechseln. Sie legen den Fokus auf die Disartikulation einer homogenisierenden ‚Identität‘, auch weil sie quer zur historisch eingeübten Frontstellung den Genderaspekt betonen. Die verschiedenartigen und heterogenen Einsätze der in dieser Film- und Theaterarbeit vorgestellten literarischen Sprachverwendungen sind deutliche Hinweise darauf, dass die beteiligten AutorInnen auf der Suche nach einer Ablösung und Transformation der überlieferten diskursiven und gesellschaftlich-politischen Reglements sind.

Ungeachtet der historischen Kämpfe um den Erhalt der slowenischen Sprache haben sich in der jüngeren literarischen Szene Ansätze entwickelt, in denen es nicht mehr um die ethnisch-sprachliche Abgrenzung geht, sondern um ein Fruchtbarmachen von Mehrsprachigkeit und um den fließenden Wechsel zwischen dem Gebrauch verschiedener Sprachen.⁷⁹ Hier erfolgt ein nicht fixierender, nicht essentialistischer Umgang mit sprachlichen Zugehörigkeiten, der weder als Abgrenzung noch als Vereinheitlichung gedacht werden muss, sondern der als hybrider Wechsel zwischen Sprachen und mehreren ‚Identitätsoptionen‘ konzipiert ist. Gerade in einer Region, die in den vergangenen 200 Jahren überwiegend transkulturell verfasst war,⁸⁰ kann die Aneignung eines fluiden ‚Identitätswechsels‘ durch eine jüngere Generation zweisprachiger SchriftstellerInnen eine Form der Selbstbestimmung oder „Technologie des Selbst“ jenseits der Zwangsjacke des Dispositivs werden. „Fluide Identitäten“ wären

78 Vgl. Elena Messmer, Ute Liepold, Dominik Srienc (Hg.): *ABZIEHBILDER ODLEPKE. Kärnten/Koroška/Kopoška*. Klagenfurt a. W. 2021.

79 Vgl. Felix Oliver Kohl, Erwin Köstler, Andreas Leben, Dominik Srienc: *Überregional, mehrsprachig, vernetzt. Die Literatur der Kärntner SlowenInnen im Wandel*. Wien 2021.

80 Vgl. Klaus Schönberger: *Zur Genealogie der Transkulturalität. Ein Forschungsprogramm für die Alpen-Adria-Region*. In: Cristina Beretta u. a. (Hg.): *Manifesto Alpe Adria*. Wien 2020, S. 464–470.

demnach Identitätskonstruktionen, die sich dadurch auszeichnen, ständig zu wechseln bzw. ihre Eigenständigkeit darin zu behaupten, in einem Zwischenraum zu existieren.

Beispiele für diese Konstellation in der Literatur sind Texte von Jani Oswald, Stefan Feinig, Dominik Srienc oder Elena Messner. Diese literarische Praxis beinhaltet zugleich eine neue Form von Zweisprachigkeit, in der es weniger um präzises Übersetzen, sondern um das Gleiten und Driften zwischen den Sprachen geht. Diese künstlerische Praxis erschließt nicht nur neue Themenfelder, sondern ermöglicht auch einen anderen Umgang mit Sprachpotenzialen. In diesem veränderten Umgang mit Sprache zeigen sich eine eigensinnige Aneignung von Elementen des *Dispositiv*s *Kärnten/Koroška* und ein Prozess der Subjektivierung, der über die Grenzen der bestehenden Wissensordnung hinausreicht. Zugleich kommt hier eine Entwicklung im Gegendiskurs zu einem Abschluss, der beispielsweise einen Konflikt zwischen Florjan Lipuš und Maja Haderlap zur Folge hatte, weil sie *Engel des Vergessens* in deutscher Sprache geschrieben hatte.⁸¹

Literarische Verfahrensweisen, die sich dem sprachlich-politischen Bekenntniszwang nicht unterwerfen, dekonstruieren die bisher geläufigen Subjektivierungsmuster in Kärnten/Koroška. Sie betreiben eine Aufweichung der Grenzziehungen in den Identitätskonstruktionen und forcieren die Öffnung hin zu neuen Themenstellungen, die sich nicht länger dem hundertjährigen *Dispositiv* *Kärnten/Koroška* unterwerfen bzw. von diesem hervorgebracht werden. In diesem Sinn brechen sie mit der ‚Macht‘ des Dispositivs und verflüssigen das selbst zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch wirksame Bezugssystem. Es lässt sich nicht exakt ‚messen‘, was diese künstlerischen Verfahren zu einer Verflüssigung dichotom verfasster Wissensordnungen, antagonistischer Diskurse und ihrer Stereotypen beitragen können, in der Feindschaft in Gegnerschaft transferiert wird. Aber zweifelsohne tragen

81 Zur Debatte um die Rolle des Slowenischen vgl. u. a. Karin Waldner-Petutschnig: Kärntner Slowenische Literatur. Die Themen ändern sich, die Sprache bleibt. In: *Kleine Zeitung*, 13.2021. Für Florjan Lipuš ist der Roman *Engel des Vergessens* von Maja Haderlap in der „falschen Sprache“ verfasst. Vgl. dazu Maja Haderlap: „Deutsch hält mich auf Distanz zum Schmerz“ (Interview). In: *Die Presse*, 23.3.2012, <https://www.diepresse.com/743059/haderlap-deutsch-halt-mich-auf-distanz-zum-schmerz> (Zugriff: 15.1.2022).

sie zu neuen, produktiven Erzählungen über den Konflikt bei. Es muss an dieser Stelle nicht entschieden werden, ob den Künsten nicht eher die Rolle der Verkünderin dieser Entwicklung zukommt als jene, diese Veränderung tatsächlich herbeizuführen. Ob Kunst ‚nur‘ eine Katalysatorfunktion hat oder ob ihr darüber hinaus angesichts veränderter politischer oder sozioökonomischer Rahmenbedingungen ein emanzipatorisches Moment innewohnt, ist für unsere Fragestellung zweitrangig. Sie trägt in spezifischer Weise zur Reartikulation und Verflüssigung der Diskurse und damit möglicherweise zu einem Ende des *Dispositivs Kärnten/Koroška* bei.

5. Von der Dis- und Reartikulation der Diskurse zum Ende des *Dispositivs Kärnten/Koroška*?

Tatsächlich ist in den letzten zehn Jahren einiges in Bewegung geraten. Die erstarrten Fronten verlieren an Orientierungskraft und die historisch gewachsene Wissensordnung, wie sie im *Dispositiv Kärnten/Koroška* zum Ausdruck kam und noch immer kommt, ist am Bröckeln. Folgen wir Marion Hamms Definition von Contentious Cultural Heritages, so sind nach dem Ende der Ära Jörg Haider (2008) die hegemonialen deutschkärntner Heritageelemente ‚contentious‘ geworden.⁸² Das meint, dass der bis in die Haider-Ära marginalisierte Gegendiskurs Fahrt aufgenommen hat und der deutschkärntner Diskurs, der bis dato vor allem eine deutschnationale Wissensordnung konstituierte, zunehmend disartikulierte wurde.

In der Folge hat das Dispositiv merklich an Kraft verloren und ist als strategische Formation tendenziell obsolet geworden. Der

82 Zentral für die Diskussion eines *Dispositivs Kärnten/Koroška* ist die Feststellung von Marion Hamm und Janine Schemmer, dass die in die Machtbeziehungen eingeschriebenen Konflikte im hegemonialen Diskurs nicht notwendigerweise öffentlich sind: „Conflicts inscribed in the power-relations between silencing and un-silencing are not necessarily articulated in public discourse, and the selective silencing of heritages is not always openly contested – but they are always present in strategies of silencing and un-silencing.“ Marion Hamm, Janine Schemmer: Silenced Memories and Practices of Un-Silencing: Mobilities in a Dynamic Alpine Border Landscape. In: Cultural Analysis 1 (19), 2021, S. 24–48, S. 33, https://www.ocf.berkeley.edu/~culturalanalysis/volume19_1/pdf/HammSchemmer.pdf (Zugriff: 15.1.2022).

doppelte Prozess einer „funktionellen Überdeterminierung“ und „ständigen strategischen Wiederauffüllung“,⁸³ der im Foucault'schen Sinn das Fortbestehen eines Dispositivs gewährleistet, ist merklich ins Stocken geraten.

Dies liegt zu weiten Teilen daran, dass sich die historische, politische und sozioökonomische Ausgangslage in Kärnten maßgeblich verändert hat: Der SHS-Staat bzw. die Volksrepublik Jugoslawien können als äußere Bedrohung nicht mehr angerufen werden. Slowenien ist wie Österreich Teil der Europäischen Union. Mehrsprachigkeit – egal in welcher Form – ist im Hinblick auf beruflichen Erfolg und Bildungsaufstieg inzwischen überwiegend positiv konnotiert. Einerseits ist die slowenische Sprache in einem Prozess des Verschwindens begriffen,⁸⁴ andererseits hat der gut ausgebildete Teil der slowenischen Minderheit einen merklichen sozialen Aufstieg erfahren.⁸⁵ Ein hiermit verbundenes gestiegenes Selbstbewusstsein war überhaupt erst die Voraussetzung für die Möglichkeit des Konsensprozesses.

Die Idee des Alpen-Adria-Raums⁸⁶, die neben Kärnten/Koroška und Slowenien auch Triest und das italienische Friaul einbezieht, war ein politisches Projekt, das darauf zielte, den Konflikt um die Zweisprachigkeit über die Anrufung von Mehrsprachigkeit zu redimensionieren. Auch hier stoßen wir auf eine Form der Reartikulation im Sinn von Chantal Mouffe.

83 Foucault (wie Anm. 13), S. 121.

84 Vgl. Jonas Kolb: Präsenz durch Verschwinden. Sprache und Ethnizität in der Alltagspraxis junger Kärntner Slowen_innen. Bielefeld 2018.

85 Vgl. Milan Obid: Is ‚Symbolic Ethnicity‘ the Future of the Slovene Minority in Austria? In: Milan Bufon, Tove Malloy, Colin Williams (Hg.): Societies and Spaces in Contact. Between Convergence and Divergence. Berlin 2021, S. 119–141 und Milan Obid: Die slowenische Minderheit zwischen symbolischer Ethnizität und Assimilation. In: Karl Anderwald, Karl Hren, Kathrin Stainer-Hämmerle (Hg.): Kärntner Jahrbuch für Politik 2021. Hermagoras/Mohorjeva, Klagenfurt a. W. 2021, S. 129–150.

86 Vgl. dazu die Aussagen des früheren SPÖ-Landeshauptmanns Hans Sima aus dem Jahr 1968, der argumentierte, „daß die vorhandenen Schwierigkeiten nur durch eine großräumige Politik ohne Gewalt überwunden werden können“. Zit. nach Valentin Hellwig: Der Sonderfall. Kärntner Zeitgeschichte 1918–2004/08. 2. Auflage. Klagenfurt/Celovec 2009, S. 9 f.

Ebenso ist jene nazi-faschistische Funktionselite, die im Nachkriegsösterreich flächendeckend an die Macht zurückgekehrt war, quasi ausgestorben.

Die Abschwächung bzw. die langsame Auflösung des *Dispositivs Kärnten/Koroška* bedeutet allerdings keineswegs, dass der Konflikt beendet ist. Vielmehr sind die Gegensätze bestehen geblieben⁸⁷ – sie büßen aber ihre Orientierungskraft und frühere Machtwirkung ein.

Ein Antagonismus verliert an Bedeutung, wenn die Positionierung von sozialen AkteurInnen entlang seiner Konfliktachsen für diese keine Handlungsermächtigung mehr impliziert und wenn durch ein Erliegen diskursiver Prozesse keine Handlungsentwürfe mehr generiert werden. Um bestehende Handlungsspielräume (Agencies) nicht zu verlieren, benötigen AkteurInnen, für die der Konflikt eine identitätsstiftende Wirkung hatte, neue konfliktbehaftete Bezugspunkte in einem konstitutiven Außen. Denn je stärker die Anrufung einer eigenen ‚Identität‘ ist, desto mehr benötigt sie die Differenz des ‚Fremden‘ gegenüber dem reklamiert ‚Eigenen‘. Wenn aufgrund veränderter Ausgangslagen und infolgedessen mangels prägnanter diskursiver Ereignisse Diskurse ihre sinnstiftende, die „Wissensordnungen prozessierende“⁸⁸ Wirkung verlieren, bedarf es neuer Narrative, die Fronten öffnen, um den Diskurs und seine Ausformung, letztlich das gesamte Dispositiv zu erhalten. So sind auch die AkteurInnen des deutschnationalen Lagers, welche zwar für sich in Anspruch nehmen, für die Mehrheitsbevölkerung zu sprechen, tatsächlich aber eine kleiner werdende Klientel bedienen, von der zu erwartenden Auflösung des Dispositivs betroffen.⁸⁹ Da sie ebenfalls ihre Legitimation und Agency zu verlieren drohen, braucht es neue GegnerInnen.

87 Vgl. z. B. die Stellungnahme des Vereins der Kärntner slowenischen Juristen: Volksgruppengesetz 2011: Eine Kritik. In: Petritsch, Graf, Kramer (wie Anm. 74), S. 405–422.

88 Vgl. Keller (wie Anm. 11), S. 235.

89 Vgl. z. B. Andreas Mölzer: Wann kehrt in Kärnten europäische Normalität ein? Die Slowenen sind Bestandteil der eigenen Kultur (Gastkommentar). In: Kleine Zeitung, 5.4.2011: „Die Deutschkärntner hingegen mit acht Millionen Deutsch sprechenden Menschen in Österreich und nahezu 100 Millionen insgesamt in Mitteleuropa hinter sich können heute allenfalls nur noch irrationale Ängste gegenüber Slowenien hegen. Rational gibt es da keinen wirklichen Grund mehr, irgendeine ‚Slowenisierung‘ des Kärntner Unterlandes oder gar Gebietsansprüche zu fürchten.“

Diese veränderten Umstände führten dazu, dass heute die strategische Funktion des Dispositivs nur noch dort relevant ist, wo es für die Legitimation der eigenen Geschichte dienlich oder für ein stark mit dem antagonistischen Diskurs verbundenes Klientel (wie etwa in der FPÖ) als ideologische Orientierung unerlässlich ist. Dort funktioniert die strategische Wiederauffüllung noch – auch durch Verschiebung auf andere Dringlichkeiten (*urgencies*). Da selbst im rechtsextremistischen Milieu andere Formen von Rassismus als der Antislawismus (z. B. Muslimfeindschaft) die Oberhand gewonnen haben,⁹⁰ wird bei Ansprachen am 10. Oktober inzwischen von einzelnen AkteurInnen von einem „neuen Abwehrkampf“ gegen die Migration gesprochen.⁹¹

Allerdings zeigt auch die ob der Konsensgespräche aufgebrochene Spaltung zwischen KHD und KAB, dass es weiterhin deutschnationale ErinnerungsaktivistInnen gibt, für die das *Dispositiv Kärnten/Koroška* Orientierungskraft bietet. Dabei ermöglicht die Anrufung der alten Feindbilder zumindest noch, die eigenen Reihen zu schließen.

Mit diesem Umstand sind auch jene AkteurInnen des Gegen diskurses innerhalb der Slowenisch sprechenden Minderheit konfrontiert, die für ihre Identitätsentwürfe wiederum Rekurse auf die diskursiven Festschreibungen durch den ‚feindlichen‘ Diskurs benötigen, um aus ihrer Sicht ihre ‚Eigenart‘ bewahren zu können. Diskurse über die schleichende Germanisierung, aber auch über die Abwanderung gut ausgebildeter junger Menschen aus der Slowenisch sprechenden Minderheit verschieben die Gewichte im diskursiven Feld.⁹²

90 Vgl. ebd.: „In der Republik Österreich, in der es längst Zuwanderungs-Ethnien gibt aus kulturell völlig fremden Gebieten, nicht integrationswillig und sozial schwerst verträglich, müsste man die autochthonen Slowenen längst ohne jegliches Unbehagen als integralen Bestandteil der eigenen Bevölkerung und der eigenen Kultur betrachten. Wahrscheinlich gibt es längst mehr Tschetschenen und Nigerianer in dieser Republik als Kärntner Slowenen.“ Vgl. das Interview mit Otto Scrinzi * 1918, † 2012, Moosburg: In: Petritsch, Graf, Kramer (wie Anm. 74), S. 201–216, hier S. 214.

91 So am 9. Oktober 2019 bei der 10.-Oktober-Feier in Galizien, der die Autoren beigewohnt haben.

92 Bernard Sadovnik spricht im Interview mit der slowenischen Wochenzeitung *NOVICE* (23.12.2019) über die heutige Lage der Kärntner

Im Prinzip erfolgt die Entspannung in einem Moment, in dem der slowenischen Sprache im Alltag eine immer unbedeutendere Rolle zukommt. Ihre gegenwärtige Anerkennung und die generelle Wertschätzung von Mehrsprachigkeit ändert nichts an der erfolgten Quasiassimilation des größten Teils der Minderheit. War die sogenannte Volksgruppe früher gespalten entlang der Linie katholisch versus links, so verschiebt sich diese Spaltung heute in Richtung einer Konfrontation zwischen ‚Versöhnung aufgrund eingetretener Verbesserungen‘ versus ‚Insistieren auf die Realisierung nach wie vor nicht eingehaltener Minderheitenrechte des Artikels 7 des Staatsvertrags⁹³ bzw. der Forderung nach einem antifaschistischen Konsens (etwa in Form der noch ausstehenden Anerkennung der PartisanInnenverdienste). Angesichts der in Kärnten noch wenig erfolgten Aufarbeitung der Verwicklungen in den Nazi-Faschismus, stellt dieser Konsens tatsächlich das größte Hindernis für eine demokratische Kultur in Kärnten/Koroška dar. Die anhaltende Weigerung einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Besetzung des öffentlichen Raums in Form von Straßennamen, Tafeln und Denkmälern oder mit der Instrumentalisierung von Volkskultur (Landeshymne) usw. im Kontext des Nazi-Faschismus bleibt eine unabgelöste Hypothek angesichts der vielfachen Traumatisierungen der Minderheit.

Dies sind jene Faktoren, die in absehbarer Zeit das *Dispositiv Kärnten/Koroška* weiter am Leben erhalten werden – sein Ende kann daher noch nicht konstatiert werden, seine Transformation jedoch in jedem Fall. Die Zukunft des *Dispositivs Kärnten/Koroška* ist, wie die Zukunft Kärntens, offen. Angesichts des drohenden Verlusts der slowenischen Sprache würde der 10. Oktober als ein Tag zur Feier der Mehrsprachigkeit in *Kärnten/Koroška* tatsächlich das Ende des Dispositivs, nicht nur symbolisch, repräsentieren.

Slowenen und Sloweninnen. In: Gemeinschaft der Kärntner Slowenen und Sloweninnen, <https://www.skupnost.at/de/details-1325/interview-mit-bernard-sadovnik-novice.html> (Zugriff: 15.1.2022).

- 93 Vgl. die Berichte über die anhaltend negativen Erfahrungen junger Kärntner SlowenInnen in Bezug auf das Recht der Verwendung der slowenischen Sprache in staatlichen Institutionen und die anhaltend ausgrenzenden deutschkärntner Reaktionen bei der Nutzung im öffentlichen Raum: Klub slowenischer Student*innen (wie Anm. 72).

Die Dichotomie zwischen *Kärnten* und *Koroška* lässt sich nicht einfach auflösen. Aber mit dem analytischen Instrumentarium des Dispositivs eröffnet sich der Blick auf ein anderes Kärnten bzw. ein „anderes Land“⁹⁴ und somit auf andere, demokratische Möglichkeiten des Umganges mit der konfliktreichen Vergangenheit des Bundeslandes. *Contentious Cultural Heritages* meint in diesem Kontext, mittels der Anerkennung der Gegensätze eine Zukunft aufzuzeigen, die es ermöglicht, die Schützengräben zu verlassen. „Demokratisch“ bedeutet dabei nicht die Lösung, sondern die Verhandlung der Konsequenzen des Konflikts.

94 „Das andere Land“ war der Name einer Ausstellung im Museum für Moderne Kunst Kärnten (MMKK), die von Bernd Liepold-Mosser und Christine Wetzlinger-Grundnig kuratiert wurde, sowie der Theaterproduktion im Rahmen des FWF-Projekts *Performing Reality*, die vom 28.9. bis zum 6.10.2018 stattfand. Diese Ko-Produktion von ethnografischer Forschung und darstellenden Künsten befasste sich mit dem *Dispositiv Kärnten/Koroška* und seinen Widersprüchlichkeiten in Form einer Diskurs/Theater-Performance. Die beteiligten WissenschaftlerInnen wurden von Ute Liepold in Form einer Lecture Performance inszeniert. Vgl. Ute Holfelder: Diskurs/THEATER. The Other Land. Dis- und Re-Articulating the Dispositif Kärnten/Koroška: In: Hamm, Schönberger (wie Anm. 4), S. 187–196, <https://doi.org/10.48415/2021/isbn.978-3-99029-355-3-14> (Zugriff: 15.1.2022) sowie Ute Holfelder, Bernd Liepold-Mosser, Luka Mrčela, Roland W. Peball, Klaus Schönberger (2021): Dispositiv Kärnten/Koroška – Disartikulation – Re-Artikulation und Verflüssigung. Zur Möglichkeit der Zusammenarbeit von Theater und Kulturanalyse. In: Ute Holfelder, Roland W. Peball, Klaus Schönberger (Hg.): Ko-Produktion von Ethnografie und Performativen Künsten – Zur Diskussion um künstlerische und wissenschaftliche Forschung, <https://volksabstimmung2020.aau.at/> (im Erscheinen).

**Beginning and end of the Dispositif Kärnten/Koroška.
Struggles for Interpretation and politics of memory
as Contentious Cultural Heritages**

In Kärnten/Koroška a conflict has been going on for more than 100 years over the rights and oppression of the Slovene-speaking minority in southern Carinthia. This conflict is fought in particular with regard to remembrance of the military border-finding conflict of 1918/19 and around the plebiscite of 1920 agreed upon in the Treaty of St. Germain. The plebiscite was about the question of whether Southern Carinthia should join the rump state of the former Habsburg monarchy, German Austria, or the newly created SHS state. The majority of the resident population (both German Carinthians and the Slovene-speaking minority) decided in favor of Austria. In the following decades, a relentless struggle was waged by German-national-minded representatives of the German-Carinthian majority against the language and rights of the minority. In this paper we try to theoretically grasp both the structure of the conflict and its transformation. We analyse the conflict and the assumption of the Dispositif Kärnten/Koroška as Contentious Cultural Heritages. In doing so we aim to achieve theoretical benefit our proposed theoretical concept of the Dispositif Kärnten/Koroška can yield for the genealogy as well as for the politics of the conflict.

Mitteilungen



„Dorf der Frauen“ Ein Recherche- und Vermittlungs- projekt am Museum Wattens (Tirol)

Forschen als Programm

Als eine von fünfzig Einrichtungen in Österreich hat das Museum Wattens im Jahr 2021 eine Förderzusage im Bereich Kunst- und Kulturvermittlung von Seiten des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport (BMKOE) erhalten. Aufbauend auf einem kleineren Bestand bereits erhobener Biografien, die auch im Rahmen der Dauerausstellung zur Alltags- und Industriegeschichte vorgestellt werden, sollten mit dem aus Drittmitteln finanzierten Projekt in der Tiroler Marktgemeinde erstmals Lebenswelten von Frauen in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses rücken.¹ In Anlehnung an Federico Fellinis populären Film *Stadt der Frauen* wurde der Blickwechsel in der lokalen Geschichtsschreibung mit dem programmatischen Titel „Dorf der Frauen“ manifestiert, um das Anliegen der Untersuchung einer breiteren Bevölkerungsschicht zu vermitteln.² Erklärtes Ziel des Vorhabens war es, Lebensentwürfe von Frauen aus verschiedenen Milieus und Generationen im Wattner Museum zu dokumentieren und die Themen *Geschlechterverhältnisse* und *Intersektionalität* über den Prozess des Forschens auch in der diskursiven Öffentlichkeit der Marktgemeinde sichtbar zu machen.

- 1 Das „Dorf der Frauen“ war ein Kooperationsprojekt zwischen dem Museum Wattens und dem Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck sowie dem Institut für Kulturanalyse an der Universität Klagenfurt. Das Konzept hat Simone Egger als Leiterin des Museums (2018 bis 2021) entwickelt. Realisiert und weitergedacht wurde die Studie von Elisabeth Waldhart. Neben den Kulturwissenschaftlerinnen waren Andrea Brunner, Philipp Lehar, Conny Möhring und Larissa Rauth vom Wattner Museumsteam maßgeblich an den Recherchen beteiligt. Vgl. <https://www.museum-wattens.com/dorf-der-frauen--71485633-de.html> (Zugriff: 29.10.2021).



Abb. 1: Zwei Schwestern: Maria und Viktoria Ellinger,
Wattens 1917, Archiv Museum Wattens © Museum Wattens

Lebenswege und -strategien von Frauen sollten erhoben werden, um sie in das institutionalisierte Gedächtnis der Marktgemeinde einzuschreiben und damit – gerade auch in einer ländlichen Gegend – die Perspektive für ein differenzierteres Verständnis und eine vielstimmige Erzählung von Vergangenheit und Gegenwart zu weiten.

Biografische Rekonstruktionen

Der Volkskundler Helge Gerndt spricht im Kontext der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem in den 1970er Jahren so bedeutenden Problemfeld „Heimat und Identität“ von einer *regionalen Kulturanalyse* insbesondere in Bezug auf ländlich geprägte Gegenden. Bei dieser Perspektivierung handelt es sich einerseits um eine nicht zwingend notwendige Etikettierung dieser Art von Forschung, andererseits kann die Rede von der *regionalen Kulturanalyse* aber auch als bemerkenswerter „Gedankenschlüssel“ gelten, „der Probleme formulieren und das eigene Tun reflektieren hilft“. ³ Ein solcher, dezidiert auf die Forschung bezogener Begriff „zwingt objektive und subjektive Raumkonstellationen ins Licht, deren kulturelle Ausdrucksformen und bewußtseinsmäßige Determinanten“, ⁴ und lässt „nach der Herausbildung und Entwicklung von Räumen fragen, sowie nach deren Feinstrukturierung und funktionaler Dynamik“. ⁵ In Anlehnung an Gerndts Überlegungen zu einer problembezogenen regionalen Kulturanalyse wurde das Museum Wattens in der gleichnamigen Tiroler Marktgemeinde in den Jahren von 2015 bis 2018 als lebendiges Gedächtnis und Ort vieler verschiedener, auch widersprüchlicher und ambivalenter Geschichte(n) konzipiert. ⁶ Der Fokus des Hauses ist auf

2 Federico Fellini: *La Città delle Donne* (Stadt der Frauen). Rom, Paris 1980, <http://archivio.federicofellini.it/de/node/2926> (Zugriff: 12.2.2022).

3 Helge Gerndt: Regionale Kulturanalyse. In: Ders., Georg Schroubek (Hg.): *Protokollmanuskript einer wissenschaftlichen Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 8.–11. Oktober 1978 in München*. München 1979, S. 64–71, hier S. 64.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Vgl. Simone Egger: Alltags- und Industriegeschichte(n) erzählen. Über ein partizipatives Sammlungs- und Ausstellungsprojekt in der Tiroler Marktgemeinde Wattens. In: Stefan Groth, Sarah May, Johannes Müske (Hg.): *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven*

den Zeitraum vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart gerichtet, der agrarisch geprägte Alltag im Dorf hat sich in dieser Phase durch die fortschreitende Industrialisierung und durch überregionale Ereignisse des 20. Jahrhunderts nachhaltig gewandelt.⁷

Bei der Ausführung des Museums wurde systematisch nach Schnittstellen und ineinandergreifenden Räumen und Relationen gefragt.⁸ Um politische und ökonomische Entwicklungen in ihrer Verwobenheit nachvollziehbar machen, kulturelle Erscheinungen kontextualisieren und soziale Bezugssysteme aufzeigen zu können, wurden während der Recherchen gezielt biografische Erzählungen und Lebensläufe von Wattner*innen für die Dauerausstellung zusammengetragen. Diese Arbeit wurde mit dem „Dorf der Frauen“ fortgeführt, fortlaufend fließen Erkenntnisse aus Forschungen in das Archiv und die Vermittlungsprojekte im Haus ein. „Im Mittelpunkt des Interesses stehen [...] nicht nur die Lebensgeschichten bedeutender Persönlichkeiten“, wie der Soziologe Reinhold Sackmann mit Blick auf die Entstehung der Biografieforschung zu Beginn des 20. Jahrhunderts schreibt, „sondern auch die Erfahrungsgeschichten alltäglicher Menschen“.⁹ Anhand von Biografien, so Sackmann, kann „Gesellschaft in all ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit“ fassbar gemacht werden.¹⁰ Die Kulturwissenschaftlerin Edith Hessenberger zeigt in ihrer Studie *Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert*, dass im Sprechen über Lebenswege immer auch Ereignisse der Zeitgeschichte in lokalen Kontexten perspektiviert und in individuellen Erinnerungen wiedergegeben werden.¹¹

auf Arbeit im Wandel (=Arbeit und Alltag, 17). Frankfurt a. M., New York 2020, S. 171–189.

- 7 Vgl. Josef Nussbaumer: Wirtschaftlicher und sozialer Wandel in Tirol 1945–1996. Eine Skizze. In: Michael Gehler (Hg.): Tirol. Land im Gebirge. Zwischen Tradition und Moderne (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945. Hg. von Josef Kriechbaumer, Franz Schausberger, Hubert Weinberger, 3). Wien, Köln, Weimar 1999, S. 139–220.
- 8 Vgl. Gerndt (wie Anm. 3); Jens Wietschorke: Historische Kulturanalyse. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern, S. 160–176.
- 9 Reinhold Sackmann: Lebenslaufanalyse und Biografieforschung. Eine Einführung. 2. Auflage. Wiesbaden 2013, S. 9.
- 10 Ebd.
- 11 Vgl. Edith Hessenberger: *Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert*. Innsbruck 2021.

Geschichte setzt sich aus Geschichten zusammen. Im Museum Wattens fließen Lebensgeschichten von Personen, die mit der Gemeinde Wattens in Verbindung gestanden sind und/oder weiterhin stehen, an unterschiedlichen Stellen in die Erzählung ein. Die in Eger geborene Wiltrude Loacker etwa, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts über Jahrzehnte in der Kanzlei der Wattner Papierfabrik tätig war und Musterbücher für Geschäftspartner in aller Welt angefertigt hat, wird unter dem Stichwort „Arbeitswelten“ vorgestellt. Die Station „Charaktere“ setzt sich innerhalb der Dauerausstellung in verdichteter Form mit unterschiedlichen Lebenswegen auseinander, die sich in der Geschichte von Wattens verfolgen lassen – so etwa mit dem ebenfalls aus Böhmen stammenden Fabrikantenehepaar Daniel und Marie Swarovski, das die erste Heimat mit der Familie verlassen hat, um in Tirol ein Unternehmen zu gründen; dem Marianisten Pater Jakob Gapp, Sohn eines Arbeiters aus der Papierfabrik, der für seine öffentlich bekundete ablehnende Haltung gegenüber dem NS-Regime 1943 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und ermordet wurde; oder der Hebamme Anna Haslwanger, die seit den 1910er Jahren in Wattens und den umliegenden Gemeinden im Bereich der Care-Arbeit tätig war und entgegen dominierender gesellschaftlicher Moralvorstellungen ausdrücklich auch ledige Mütter bei der Geburt unterstützte.¹² Das lebensgeschichtliche Archiv, in dem all diese Biografien – bestehend aus persönlichen Gegenständen, Ego-Dokumenten, Bildern und Texten – gesammelt werden, hat vor den Erhebungen zur Ausgestaltung des Museums Wattens im Jahr 2015 nicht existiert und wurde sukzessive aus der Arbeit mit Archivalien und Oral-History-Interviews zusammengesetzt.¹³ Der Bestand an rekonstruierten

12 Vgl. Dauerausstellung im Museum Wattens, 2018. Konzeption von Simone Egger in Zusammenarbeit mit dem Büro merz merz + (ehemals HG Merz Architekten Museumsgestalter).

13 Das Museum konnte in der Konzeption auf wissenschaftlich aufbereitete Bestände zur Ur- und Frühgeschichte zurückgreifen, da die Archäologie über Jahrzehnte den Schwerpunkt des Heimatkunde- und Museumsvereins Wattens-Volders bildete. Mit der Erarbeitung von Kategorien für die Dauerausstellung wurden in den 2010er Jahren erstmals Exponate zur Alltags- und Industriegeschichte gesichtet und zusammengetragen. Während ein Archiv mit Zeitungsausschnitten, Fotoalben, Chronikbeiträgen und diversen anderen Unterlagen vorhanden war, konnte das Museum nicht auf das historisch gewachsene Sammelsurium eines Heimatmuseums zurückgreifen. Vgl. Gottfried Korff: Museumsdinge. deponieren

Lebensläufen war von Anfang an auf eine Erweiterung hin angelegt, mit der Museumsarbeit sollten kontinuierlich Biografien hinzugefügt werden. Folgt man Reinhold Sackmann, besteht mit diesem lebenslaufanalytischen Zugang die Möglichkeit einer dynamischen Perspektivierung von Gesellschaft, beispielsweise wenn es – wie in Wattens von Relevanz – um die Bedeutung von Armut für die Bevölkerung geht.¹⁴

Frauengeschichte(n) schreiben

„Die moderne Frauengeschichte hat keine lange Tradition“, stellt die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger mit Blick auf den Forschungsstand fest.¹⁵ „Als Geschichtsschreibung von, für und über Frauen ist sie ein Produkt der neuen Frauenbewegung“,¹⁶ die sich Anfang der 1970er Jahre in den politischen Konstellationen der Zeit – einem Infragestellen gesellschaftlicher Normen durch die Student*innenbewegung oder die Transformation von hierarchischen Machtverhältnissen mittels partizipativen Ansätzen –, aber vor allem auch als Reaktion auf die gleichzeitig unveränderte Dominanz von Männern formierte.¹⁷ Das Aufzeichnen und Aufzeigen von Stimmen, die bis dato keinen oder nur marginalen Eingang in die Bücher gefunden hatten, war ein zentrales Anliegen dieser historischen Arbeit. Kritisiert wurde gleichwohl der Umstand, dass die Deutung der Vergangenheit weiterhin männlich blieb, während das Wissen um weibliche Biografien den kanonisierten Männergeschichten lediglich hinzugefügt wurde. In der Folge ist Frauengeschichtsschreibung in einer weiter gefassten Geschlechtergeschichte aufgegangen bzw. entwickelte sich Geschlechtergeschichte als eigenständiger Zugang, um explizit nach

– exponieren. Hg. von Martina Eberspächer, Gudrun Marlene König, Bernhard Tschöfen. Köln, Weimar, Wien 2002.

¹⁴ Vgl. Sackmann (wie Anm. 9), S. 11.

¹⁵ Barbara Stollberg-Rilinger: Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historiographische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert. In: *Historische Zeitschrift* 262/1, 1996, S. 39–71, hier S. 39.

¹⁶ Ebd., S. 39.

¹⁷ Vgl. Michaela Karl: *Die Geschichte der Frauenbewegung*. Stuttgart 2020; Axel Schildt, Siegfried Detlef, Karl Christian Lammers (Hg.): *Dynamische Zeiten: Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*. Hamburg 2000.

Verschränkungen zu fragen und *Geschlecht* generell als kulturell vermittelte Kategorie zu perspektivieren. Geschlecht wird in dem Sinne als eigenständiger historischer Faktor begriffen, „der mit anderen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Faktoren in komplexer Wechselwirkung steht“.¹⁸

Bereits im Rahmen der Wattner Museumskonzeption hat sich herausgestellt und bei den Recherchen zum „Dorf der Frauen“ noch einmal verfestigt, dass weibliche Biografien auch im lokalen Kontext der Gemeinde weniger zugänglich sind als die Dokumentation der Lebenswege von Männern.¹⁹ Ein Blick in die Bibliotheken und Archive erweckte zuweilen den Eindruck, dass es im untersuchten Feld *keine* Frauen gegeben habe, so offensichtlich ist ihre Abwesenheit in den Institutionen und Quellen. Sämtliche politische Ämter und andere machtbesezte Positionen wurden von Männern bekleidet, und auch die Honoratioren waren bis weit ins 20. Jahrhundert größtenteils männlich. Wie das generell für die Alltags- und Sozialgeschichte der Gemeinde gilt, so wurden auch die vielseitigen Strategien von Frauen aller sozialen Schichten, berufliche wie private Herausforderungen zu meistern, in der Regel nicht aufgezeichnet.²⁰ In dieser Unsichtbarkeit drückt sich eine Auffassung von Gesellschaft aus, in der Frauen und andere nicht mit den entsprechenden Kapitalsorten ausgestattete und nicht als *männlich* markierte Subjekte mit struktureller Ungleichheit zu kämpfen haben.²¹ Angesichts der weitgehenden Absenz von Frauen in öffentlichen Sphären der Repräsentation scheint neben einem allzu eingeführten Verständnis von Geschichte und Geschichtsschreibung – in Wattens wie an vielen vergleichbaren Orten – ebenso von Bedeutung, dass Heimatpflege, die Betreuung der Chronik und anderer

18 Stollberg-Rilinger (wie Anm. 16), S. 40.

19 Vgl. Nadine Waschull: „Ich lernte eine Biene zu sein und aus allem Honig zu ziehen“. Über die Landfrauen und ihre Position in der Gegenwart. In: Martina Röthli, Peter Hinrichs (Hg.): *Geschlecht (v)ermittelt? Genderdiskurse in institutionellen und medialen Kontexten*. Münster, New York 2022, S. 207–225.

20 Vgl. Konrad Fichtl (Hg.): *Wattner Buch* (= Beiträge zur Heimatkunde von Wattens, Wattenberg und Vögelsberg, 1). Innsbruck 1958.

21 Reiner Geißler: Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern, 16.12.2014, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/198038/ungleichheiten-zwischen-frauen-und-maennern/> (Zugriff: 29.10.2021).

Wissensformate am Land meist ehrenamtlich von männlichen Laien geleistet wurde und wird.²² Studien im Umfeld der Universitäten oder anderer Forschungseinrichtungen setzen sich mit zeitgenössischen und/oder historischen Phänomenen auseinander und gehen dabei von einer Idee der Vielheit entlang spätmoderner Diskurse aus. Solche Projektzuschnitte konzentrieren sich jedoch vornehmlich auf städtische Kontexte, der ländliche Raum wird oftmals ausgespart.²³ Die in den verschiedenen Konstellationen entwickelten Fragestellungen und Perspektiven könnten ungleichzeitiger nicht sein und erzeugen zum Teil gravierende Differenzen in Bezug auf Wissen.²⁴

Die Historikerinnen Maria Bühner und Maren Möhring zeichnen Aushandlungsprozesse und Positionierungen innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Frauenbewegungen nach und plädieren in der Auseinandersetzung mit den Forschungen der Vergangenheit für einen wertschätzenden Umgang mit der Frauengeschichtsschreibung der 1970er und 1980er Jahre, die den Ansatz verfolgt habe, „Frauen als handelnde und kritische Akteurinnen sichtbar zu

- 22 Eine Ausnahme bilden insbesondere die Untersuchungen zur württembergischen Gemeinde Kiebingen, die in den 1970er Jahren an der Tübinger Universität entstanden sind. Vgl. Albert Ilien, Utz Jeggle: *Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Einwohner*. Opladen 1978; Utz Jeggle: *Kiebingen – eine Heimatgeschichte. Zum Prozeß der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf*. Tübingen 1977.
- 23 Vgl. Lisa Maschke, Michael Miessner, Matthias Naumann: *Kritische Landforschung. Konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und politische Perspektiven*. Bielefeld 2020.
- 24 Gleichzeitig ist nach Zwischentönen zu fragen. Sowohl in Bayern als auch in Österreich gibt es von Seiten der Länder entsprechende Weiterbildungsangebote für Heimatpfleger*innen und Chronist*innen. Ebenso wird von akademischer Seite in ländlichen Räumen geforscht. Vgl. Johannes Moser: *Gemeindeforschung in der Spätmoderne*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (98), 2002, S. 295–315; Ove Sutter: *Symbolische Produktionen regionaler Identität in lokalen Entwicklungsstrategien ländlicher Räume*. In: Katrin Bauer, Andrea Graf (Hg.): *Erfinden – Empfinden – Auffinden. Das Rheinland oder die (Re-)Konstruktion des Regionalen im globalisierten Alltag*. Münster, New York 2018, S. 111–126; Silke Meyer: „Home Is Where I Spend My Money.“ *Testing the Remittance Decay Hypothesis with Ethnographic Data from an Austrian-Turkish Community*. In: *Social Inclusion* 8/1 (2020) (Special Issue: *Boundary Spanning and Reconstitution: Migration, Community and Belonging*), S. 275–284.

machen“.²⁵ Ein solches Bewusstsein für die eigene Genealogie kann die „Fortschreibung der Kategorie ‚Frau‘“²⁶ mit der Dekonstruktion von *Geschlecht*, wie sie die Historikerin Natalie Zemon Davies und die Soziologin Judith Butler durch die analytische Unterscheidung von *sex* und *gender* erstmals aufgerufen haben, zusammen denken und gleichzeitig nach Geschlechterverhältnissen in Relation zu Politik und Ökonomie fragen.²⁷ Maria Bühner und Maren Möhring heben hervor, dass Frauengeschichtsschreibung „maßgeblich am Wandel von einer sozialwissenschaftlich hin zu einer deutlicher kulturwissenschaftlich ausgerichteten Perspektive beteiligt“ war und neue Themen und Fragestellungen innerhalb der historischen Forschungsfelder setzen konnte.²⁸ Vermeintlich gesetzte Ordnungen wurden in den Blick genommen und auf Bruchlinien hin befragt.

„Dorf der Frauen“

Wie die Kulturwissenschaftlerinnen Beate Binder und Sabine Hess konstatieren, ist mit dem Theorem der Intersektionalität seit der vergangenen Dekade – bei aller Kritik und Diskussion – eine „machtsensible Perspektive“ in den Gender und Queer Studies bestimmend,²⁹

„[...] die zum einen anerkennt, dass Gender nicht unabhängig von weiteren Herrschaftsverhältnissen und Normierungspraktiken gedacht werden kann, und zum anderen auf die wirklichkeitsgenerierenden Effekte von Forschungskonzeptionalisierungen mit einer verstärkten Reflexivität antwortet.“³⁰

Mit dem Wissen um die Komplexität intersektionaler Biografieforschung sollte in Wattens durch die Thematisierung von

25 Maria Bühner, Maren Möhring: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Europäische Geschlechtergeschichten. Stuttgart 2018, S. 11–46, hier S. 19.

26 Ebd.

27 Vgl. ebd.

28 Ebd., S. 20.

29 Beate Binder, Sabine Hess: Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: Sabine Hess, Nikola Langreiter, Elisabeth Timm (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011, S. 15–52, hier S. 15.

30 Ebd., S. 15 f.

Frauengeschichtsschreibung und die Hervorhebung der Kategorie „Frau“ ein Impuls gesetzt werden. Die Behauptung einer lokalen Frauengeschichte und ihre zentrale Positionierung im Ortsgeschehen sind zuallererst als Übersetzung von Wissen zu verstehen.³¹ In der Vermittlung zwischen Forschenden, Wissenschaftler*innen und Laien erschien es bedeutsam, den Gegenstand der Untersuchung auf diese – plakative – Weise greifbar zu machen und zugleich „die gerade in den empirischen – ethnografisch, biografisch oder historisch ausgerichteten – Forschungen deutlich werdenden erkenntnistheoretischen Möglichkeiten“ des intersektionalen Ansatzes kulturalistisch zu reflektieren.³²

Ausgehend vom Wattner Museum für Alltags- und Industriegeschichte soll Geschichte insgesamt als beweglicher Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden, die Forschungsarbeit vor Ort soll dazu anregen, die eigene Position in der Gesellschaft zu hinterfragen und über den sprichwörtlichen Tellerrand hinauszuschauen. „Museen sind nicht nur Orte der Geschichts- oder Kunstaufbewahrung, sondern vor allem Räume für deren Deutung“, heißt es im Leitbild des Frauenmuseums Hittisau.³³ Wesentlich erscheint im musealen Zusammenhang die Betonung des Sichtbarmachens im Sinne eines Einschreibens und Institutionalisierens von Lebensgeschichten.³⁴ Im Mittelpunkt des Recherche- und Vermittlungsprojekts „Dorf der Frauen“ stand das Erheben von Biografien und ihrer relationalen Bezüge. Aus archivalischen Quellen, vor allem aber in Interviews mit Wattner*innen konnten anknüpfend an die Station „Charaktere“ weitere Lebenswege (re-)konstruiert werden.³⁵

31 Vgl. Biografiearbeit als Beitrag zur kulturellen Öffnung. Dokumentation der Arbeitsgruppe am Jüdischen Museum Berlin (2012–15), <https://www.jmberlin.de/arbeitsgruppe-biografiearbeit-als-beitrag-zur-kulturellen-oeffnung> <https://www.jmberlin.de/arbeitsgruppe-biografiearbeit-als-beitrag-zur-kulturellen-oeffnung> (Zugriff: 21.1.2022).

32 Ebd.

33 <https://www.frauenmuseum.at/ueberuns> (Zugriff 17.2.2022).

34 Vgl. Bea Dörr: In der Provinz: Frauengeschichte machen und schreiben, 20. August 2019, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/der-provinz-frauengeschichte-machen-und-schreiben>, (Zugriff: 17.2.2022).

35 Vgl. Bettina Dausien: „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. In: Doris

Neben autobiografischen Erinnerungen waren es vor allem Gespräche über Mütter, Großmütter und Freundinnen, die via Oral History Beiträge zu einer vielstimmigen Geschichte des Inntals in der Zeit von 1900 bis in die Gegenwart lieferten.³⁶

Die recherchierten Lebensläufe sind mit verschiedenen Professionen und oft auch mit mehreren beruflichen Feldern gleichzeitig verknüpft. Dabei erstreckt sich das Spektrum der erzählten Aufgaben von selbstständiger Haus- und Heimarbeit und dem bäuerlich-agrarischen Sektor über den Alltag von Industriearbeiterinnen und Angestellten bis hin zum sozialen Bereich oder dem Leben im Kloster, das für viele Frauen eine Alternative zu einer Familie darstellte, Bildungschancen eröffnete und Selbstbestimmung möglich machte.

Erwerbsbiografien zwischen Fabrik und Landwirtschaft

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert führte in erster Linie ein Patent des Glasfabrikanten Daniel Swarovski aus Böhmen dazu, dass die lange Zeit vornehmlich agrarisch geprägte und wenig vermögende Gemeinde im Inntal mit der Ansiedlung des Unternehmens nach 1895 einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung erfuhr. Um die Jahrhundertwende sind binnen weniger Jahre mehr als tausend Personen aus der Umgebung und anderen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie zugezogen, weil sie Arbeit in der Glasschleiferei fanden. Vor der Firmengründung zählte das Dorf knapp 800 Einwohner*innen.³⁷ Neben Swarovski prägte vor allem die bereits seit dem 16. Jahrhundert bestehende Papierfabrik die Entwicklung der Gemeinde. Beide Betriebe beschäftigten im 19. und im 20. Jahrhundert zahlreiche Frauen im Haupt- und Nebenerwerb – und oft in Heimarbeit. Schon vor dem Ersten Weltkrieg war jede*r dritte Beschäftigte am Ort

Lemmermöhle, Dietlind Fischer, Dorle Klika, Anne Schlüter (Hg.): *Lesarten des Geschlechts: zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen 2000, S. 96–115.

36 Vgl. Roswitha Breckner: *Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews*. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*. Münster 1994, S. 199–222, hier S. 203 f.

37 Vgl. Dauerausstellung im Museum Wattens, 2018. Konzeption Simone Egger in Kooperation mit HG Merz.

weiblich.³⁸ Im Hadernsaal der Papierfabrik waren vor allem Frauen damit befasst, den Grundstoff für die Papierherstellung vorzubereiten. „Bis etwa 1930 verwendete man als Rohmaterial ausschließlich Baumwolllumpen, Hanftaue, Netze, Segel und ähnliche Sorten [...], die zu Halbstoff verarbeitet wurden.“³⁹ Arbeiterinnen zerkleinerten die sogenannten Hadern, anschließend wurden die Fasern in großen Kugelkochern durch die Zugabe von Chemikalien gelöst. Erst in den 1960er Jahren änderte sich dieses Verfahren.

Der Inhaber der Glasschleiferei, Daniel Swarovski, zeichnet in seinen Erinnerungen die Gründungsphase des Unternehmens in der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg nach: „Das Geschäft ließ sich gut an, wir produzierten in der Woche etwa 200 Pakete Chatons⁴⁰ (1 Paket zu 1200 Stück) und lieferten fast ausschließlich an unsere Steinhändler in Paris, die wiederum in Amerika, England und Deutschland ihre Verbindungen hatten.“⁴¹ Die Glassteine wurden von Frauen aus dem Dorf im Nebenerwerb auf Ketten gefädelt, abgezählt, in Papierbriefchen, die andere Frauen in Heimarbeit herstellten, verpackt und am Ende der Woche zu Swarovski gebracht. Bis heute werden Produkte auf diese Weise in Heimarbeit gefertigt. „Das Interesse der Wirtschaft an der weiblichen Arbeitskraft lag“, wie der Historiker Hubert Auer kritisch anmerkt, „vor allem daran, daß sie eine billige Arbeitskraft war; diese Tatsache war vor allem durch ihren Einsatz als Hilfskraft bedingt, da die Frauen kaum Qualifikationen mitbrachten.“⁴² Der Lohn richtete sich nach dem physischen Energieaufwand, Frauen wurden als sogenannte schwache Arbeitskräfte eingestuft und damit auch geringer bezahlt.⁴³

38 Hubert J. Auer: *Wattens. Von der Agrargemeinde zum Arbeiterdorf. Eine Regionalgeschichte vom 19. Jahrhundert bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs unter besonderer Berücksichtigung der Arbeiterschaft*. Unveröffentlichte Diss., Innsbruck 1988, S. 184–185.

39 *Papierfabrik Wattens: 450 Jahre Papierhaus Wattens*. Innsbruck, Wien 2009, S. 129.

40 Bei den Chatons handelt es sich um Schmucksteine, die in erster Linie in der Modebranche weiterverarbeitet wurden. Modelle von Couturiers wie Christian Dior wurden mit Kristallglas aus Tirol bestückt.

41 Daniel Swarovski: *Aus meinem Leben*. In: Fichtl (wie Anm. 20), S. 519–540, hier S. 525.

42 Auer (wie Anm. 38), S. 184 f.

43 Ebd.

Daniel Swarovski bezeichnete nach Auers Recherchen alle Arbeiterinnen als Hilfskräfte, auch die von ihm engagierten Spezialistinnen aus Böhmen, seine Kategorisierung entsprach durchaus dem Common Sense der Zeit.

Je nach wirtschaftlicher Lage war es für die Bevölkerung des Unterinntals im Jahreslauf jedoch überlebensnotwendig, auf die Arbeit in den Unternehmen auszuweichen. Insbesondere Frauen mit Kindern unterstrichen die Bedeutung der Heimarbeit, die mit den Aufgaben in Haus und Hof vereinbar war und zusätzlich „eigenes Geld“ in die Haushaltskasse brachte, wie mehrfach betont wurde. Heimarbeit wurde gerade von Müttern als Möglichkeit gesehen, „eigenes Geld“ zu erwirtschaften und „eigene Rentenversicherungsjahre“ anzusammeln, wie in den Interviews immer wieder zur Sprache kam. Viele wechselten auch je nach Saison zwischen Fabrik und Bauernhof und hatten angesichts grassierender Armut in weiten Teilen der Bevölkerung oftmals mehrere berufliche Standbeine oder Strategien, Einkommen für die Familie zu generieren. Bäuerinnen verlegten sich mit dem Zuzug von Arbeiter*innen und dem Aufkommen des Tourismus auch auf die private Vermietung von Zimmern und die Versorgung der Gäste, um Bargeld zu erwirtschaften.⁴⁴

Von den Alpen an den Hindukush

Die Marktgemeinde Wattens liegt im Oberen Unterinntal zwischen zwei Gebirgszügen, dem Karwendel im Norden und den Tuxer Alpen im Süden. Die Bewohner*innen lebten über Jahrhunderte vor allem von der Landwirtschaft, gleichzeitig wurde seit 1559 eine Mühle zur Energiegewinnung für die Papierproduktion betrieben.⁴⁵ Die zahlreichen Gasthäuser am Ort beherbergten Reisende, die mit dem Pferdewagen und später mit der Bahn unterwegs waren – Wattens liegt an der historisch bedeutenden Route von Augsburg nach Venedig, auf dem Weg passierten nachweislich schon zur Zeit des Römischen

44 Vgl. Martina Röthl: Tiroler Privat(zimmer)vermietung: Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. Aneignungsweisen. Münster, New York 2018.

45 Vgl. Werner Schuldes: 120 Jahre Strom in Wattens. Geschichte der Kraftwerke am Wattenbach. Wattens 2010.

Reichs viele Menschen diese Station. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Alpinismus in seiner heutigen Form und der Tourismus begann eine Rolle zu spielen. Aufgrund der Industriebetriebe – Daniel Swarovski hatte sich in der Zwischenzeit in Wattens niedergelassen – wurde auf diesen ökonomischen Sektor allerdings weniger Wert gelegt als in anderen Städten und Gemeinden im alpinen Raum.

Wie sehr die Berge nicht nur Feriengäste, sondern auch Einheimischen in Bann zog, soll im Folgenden detaillierter ausgeführt werden. Wattens zählte zunächst zum Sprengel der 1884 gegründeten Alpenvereins-Sektion Hall in Tirol, bevor daraus ein eigenständiger Ortsverein „für die Fabrikler“, wie man sich im Dorf erzählt, hervorging.⁴⁶ „Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Bergsteigen zunehmend eine für breite Massen zugängliche Sport- und Freizeitbeschäftigung“,⁴⁷ dokumentiert die Historikerin Ingrid Runggaldier. Besonders in den 1970er und 1980er Jahren wollten auch einige Wattener*innen immer höher hinaus und reisten weltweit zu den höchsten Zielen. Manche bezahlten die Begeisterung für den Bergsport gerade in jener Phase auch mit ihrem Leben. Ungleichzeitig zu den Bestrebungen und damit verbundenen körperlichen Herausforderungen war die Ausrüstung für den Bergsport technologisch oft nicht entsprechend entwickelt. In dieser intensiven Phase lassen sich auch in Wattens vermehrt Spuren von Frauen im Alpinismus nachvollziehen.

„Es stellte sich nicht mehr so sehr die Frage nach dem ‚Ob‘, sondern vor allem jene nach dem ‚Wie‘ [...]. Auch stellte sich nicht mehr die Frage, ob es für Frauen angebracht war zu klettern: Vielmehr interessierte nun, auf welchem Niveau sie es taten.“⁴⁸

Bedingt durch berufliche Mobilität, war auch die 1945 geborene Cilly Haider als junge Frau von Niederösterreich nach Tirol gekommen, wo sie eine Anstellung in der Kantine des Unternehmens

46 Hans Helletsberger: Die Geschichte der Sektion Wattens. In: Festschrift zu der Eröffnung des Alpenvereinshauses der Sektion Wattens des österreichischen Alpenvereines am 18.5.1969. Wattens 1969.

47 Ingrid Runggaldier: Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte. Bozen 2011, S. 301.

48 Ebd., S. 301.



Abb. 2: Cilly Haider am Berg, Wattens 1960er Jahr,
Archiv Museum Wattens © Museum Wattens

Swarovski fand. Über den Bergsteiger Emil Reisigl fand sie Zugang zur Jungmannschaft der Wattner Sektion des Alpenvereins und entwickelte selbst eine Leidenschaft für die Natur im Gebirge. Ihre Biografie ist im Museum Wattens erstmals 2020 zum Thema geworden. Im Rahmen des Schwerpunkts „Von den Alpen in den Himalaya“ mit Ausstellung, Filmabend, Vorträgen und Gesprächen hat sich das Haus mit verschiedenen Facetten der Geschichte des Bergsports in Wattens auseinandergesetzt.⁴⁹ Mit dem „Dorf der Frauen“ bot sich nun eine adäquate Möglichkeit, dem Lebenslauf von Cilly Haider nachzuspüren. Über Andrea Brunner vom Museumsteam und ihre Kontakte im alpinen Sport konnten Cilly Haider's Bergpartnerinnen der 1960er Jahre für ein Interview gewonnen werden. Zum Termin im Museum Wattens brachten die noch immer aktiven Sportlerinnen auch Dokumente wie eigene Aufzeichnungen aus der Zeit mit, die sie zur Erinnerung an die Freundin aufbewahrt hatten. Bei den erhaltenen Tourenbüchern handelt es sich um zwei kleinformatige, gebundene Notizbücher.⁵⁰ Auf dem älteren, das Cilly Haider von 1962 bis 1970 geführt hat, ist die Abbildung eines Alpinisten zu sehen, der vor strahlend blauem Himmel in der Wand hängt. Auf der ersten Seite ist ein getrocknetes Edelweiß aufgeklebt, darüber ist zu lesen: „Meine Bergtouren“. Das zweite Buch ist in beiges Leinen gebunden, mit dem Band hat Cilly Haider im Sommer 1970 begonnen. In den Büchern sind die Besteigungen kurz und bündig beschrieben, die Einträge werden von Fotos, Zeichnungen, gepressten Blumen, Stempeln und Unterschriften der jeweiligen Tourenpartner*innen ergänzt. Im Interview mit den einstigen Kameradinnen zeigte sich, wie unterstützend die Bücher als Erinnerungsträger sind – immer wieder wurde darin geblättert, wurden Einträge mit den Daten in den eigenen Tourenbüchern verglichen.⁵¹

49 Vgl. „Von den Tiroler Alpen in den Himalaya.“ Eine Veranstaltungsreihe im Museum Wattens, September und Oktober 2020.

50 Die Tourenbücher hatten sich bis dato in Privatbesitz befunden und konnten im Rahmen des Projekts ebenfalls durch die Vermittlung von Andrea Brunner mit einem Buchscanner von Elisabeth Waldhart digitalisiert werden, um sie im Museum zu archivieren und für Recherchen oder Vermittlungsarbeit bereitzustellen.

51 Die ausgedruckten Scans (Replika) der Tagebücher haben sich auch für die Freundinnen von Cilly als wertvoll erwiesen, die Digitalisate konnten direkt mit ihnen geteilt werden.

„Wir haben immer 'es Seil im Rucksack versteckt, damit niemand sieht, dass wir klettern gehen. [...] Des war unseres, wir wollten da auch nicht auffallen. Rückblickend sind wir sicher aufgefallen. Wir haben uns da nicht unwohl gefühlt, wenn da nur Männer waren. Wir waren viel die einzige Seilschaft mit Frauen [...]“, ⁵²

erinnert sich Hannelore, die ehemalige Seilpartnerin von Cilly Haider. Die beiden Frauen bildeten in den 1960ern das einzige weibliche Kletterduo in der Region. Alleinstehend und mit regelmäßigen Arbeitszeiten, konnte sich die ausgezeichnete Bergsteigerin, Skifahrerin, Skitourengelherin und Kletterin Haider nach getaner Arbeit ganz dem Sport widmen, resümieren die Freundinnen rückblickend. Die soziale Struktur der Alpenvereinsgruppe – in den 1960ern war Cilly Haider erstmals Jungmädelführerin – bot jungen Frauen einen Rahmen und die Möglichkeit, dem Alltag zu entkommen und Natur als Ort der Freiheit zu genießen, wie die ehemaligen Kameradinnen im Interview betonen.⁵³

Der organisierte Bergsport sollte den Frauen auch andere Formen von Mobilität eröffnen. Neben Wochenenden in Südtirol oder der Schweiz rückten durch den Alpenverein auch Fernreisen in greifbare Nähe. So war Cilly Haider als einzige Frau an der „Tiroler Hindukusch-Kundfahrt 71“, einer Expedition der Alpenvereins-Sektion Wattens, beteiligt. Nach vielen gemeinsamen Trainingseinheiten und intensiven Vorbereitungen reiste eine Gruppe von Alpinist*innen unter der Leitung von Emil Reisl mit dem VW-Bus von Wattens aus ins heutige Pakistan. In diesem Rahmen bestieg Cilly Haider als erste Frau den Gipfel des Noshag, den mit 7.492 Meter zweithöchsten Berg im Hindukusch-Massiv.

„Nun sieht man die Welt ganz anders, wenn unter einem die Gipfel versinken und das Basislager nur mehr ein ganz kleines Pünktchen ist. Doch für lange Betrachtungen waren wir zu

52 Interview mit Hannelore und Waltraud zu Cilly Haider, 2.8.2021, im Museum Wattens, Teilnehmende: Elisabeth Waldhart, Andrea Brunner, Cornelia Möhring, Philipp Lehar.

53 Vgl. ebd.



Abb. 3: Doppelseite aus dem Tourenbuch von Cilly Haider,
30. Juni 1968, Privatbesitz © Museum Wattens

müde – schnell einige Becher Suppe und dann nichts wie hinein in den Schlafsack. Nächsten Morgen erlebten wir einen wundervollen Sonnenaufgang, doch dafür herrschte auch grimmige Kälte und einigemale [sic] blieben wir auf dem Weg zum Gipfel stehen, um unsere starren Gliedmaßen zu massieren. Am frühen Nachmittag hatten wir es dann geschafft, es ist ein herrliches Gefühl so auf dem Gipfel zu stehen ringsherum Berge nichts als Berge mit rießigen [sic] Eisflanken und Hängegletschern. Eine halbe Stunde blieben wir so sitzen nur um zu schauen. Doch dann begann der Bibber an den Füßen zu knabbern und es wurde Zeit wieder an den Rückweg zu denken [...]“,

schrrieb die damals 26-jährige Cilly Haider über das eindrückliche Erlebnis im Juni 1971 in ihr Tourenbuch.⁵⁴

Der zweite Band endet mit Überschriften und unvollendeten Einträgen im Oktober 1971 – wenige Tage vor dem tragischen Unfalltod der Sportlerin im Jahr nach der Expedition. Cilly Haider ist auf einer Tour in den heimischen Alpen verunglückt. Da sie mit

54 Cilly Haider, Tourenbuch, Eintrag: 2.6.–11.8.1971: Hindukusch Kundfahrt, Noshag, 7492 m.



Abb. 4: Tiroler Hindukusch-Fahrt 1971: Postkarte an Andreas Kranebitten,
Archiv Museum Wattens © Museum Wattens

dem damals gängigen Gurtsystem nicht rechtzeitig geborgen werden konnte, sollte die Sicherung auf ihren Unfall hin insgesamt überarbeitet werden.

Wissen über diese Wattner Bergpionierin war bis dato nur fragmentarisch und ausschließlich im kommunikativen Gedächtnis der Gemeinde vorhanden. Wie die Historikerin Martina Gugglberger im Rahmen ihrer Studie *Grenzen im Aufstieg* nachzeichnet, verdeutlicht der „Blick in die Geschichte des ‚Frauenalpinismus‘ [...] die lange Tradition von Ausgrenzung und Abwertung weiblicher Aktivitäten im Bergsport“.⁵⁵ Gleiches gilt für die institutionalisierte Erinnerung – mit dem Schwerpunkt „Dorf der Frauen“ wurde Cilly Haiders Lebensgeschichte erstmals verschriftlicht und öffentlich thematisiert.

Regionale Kulturanalyse

Lebenswege von Frauen standen 2021 im Fokus des vorgestellten Projekts, das sich aus Sicht einer intersektionalen Biografieforschung mit Fragen von Sichtbarkeit im Kontext der Geschichtsschreibung in ländlichen Räumen befasst hat. Auf der Grundlage des erhobenen Materials ist ein Kulturvermittlungsprogramm entwickelt worden, das im Spiegel biografischer Rekonstruktionen auch nach der Zukunft von Wattens und seinen Bewohner*innen fragt. Interessierte sollten anknüpfend an die Recherchen – Covid-konform – in die Lage versetzt werden, verschiedenen Lebenswirklichkeiten in der jüngeren Vergangenheit der Marktgemeinde nachzuspüren. Das kollaborativ erarbeitete Wissen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte kann, so die Projektidee, von den Museumsmitarbeiter*innen moderiert und an unterschiedliche Zielgruppen angepasst werden und lässt sich beispielsweise in der Arbeit mit Schüler*innen einsetzen und weiterdenken. Erkenntnisse aus der Beschäftigung mit dem „Dorf der Frauen“ werden einerseits in Gestalt von Führungen vermittelt und in diesem Rahmen mit Teilnehmer*innen diskutiert. Zum anderen wurden die Ergebnisse der mehrmonatigen Forschung in einer Broschüre aufbereitet, die den Besuch im Museum, aber auch einen erweiterten Rundgang in Wattens mit biografischen Episoden kommentiert. Durch

55 Martina Gugglberger: *Grenzen im Aufstieg. Frauenexpeditionen in den Himalaya (1955–2014)*. Frankfurt a. M., New York 2021.

diese Broschüre werden auch Frauen im Wattner Ortsbild sicht- und lesbar, da sonst – etwa auf Plaketten – nur auf Männer verwiesen wird. Das Heft ist so gestaltet, dass die skizzierten Lebenswelten auch für Menschen ohne Vorbildung zugänglich sind und eine Auseinandersetzung mit der Ortsgeschichte ermöglichen, die das Nachdenken über die eigene Position miteinbezieht.⁵⁶ Darüber hinaus hat sich in Interviews und Gesprächen bereits abgezeichnet, dass das Projekt auch über den direkten Bezug zu Geschichtsschreibung und Museumsarbeit hinaus dazu beitragen kann, dass Bewohner*innen die Situation von Frauen – keineswegs essentialistisch, sondern mit Blick auf die kulturellen und sozialen Konstellationen – reflektieren und Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Diskurs der Marktgemeinde zum Thema werden.⁵⁷ Hinsichtlich des Forschungsstands zur Rekonstruktion von Frauenbiografien in Österreich resümieren die Sozialwissenschaftlerinnen Maria Pohn-Lauggas und Marita Haas, dass sich die

„[...] biographische Perspektive dazu eignet, die Sichtweise von Frauen in den Mittelpunkt zu stellen und dabei gleichermaßen biographische Verläufe wie auch damit verwobene institutionelle und soziale Möglichkeitsräume zu analysieren und die Eingeschriebenheit von Gender in Institutionen und sozialen Settings zu reflektieren, ohne damit in dichotome oder heteronormative Diskurse zu verfallen.“⁵⁸

Die so verstandene Biografieforschung richtet den Blick auf die Relationalität von Lebensläufen in Auseinandersetzung mit ganz unterschiedlichen Dimensionen.

56 Vgl. Martina Röthl, Peter Hinrichs: Geschlecht vermittelt. (Rück-)Vermittlungspraktiken als Forschungsgegenstand? In: Dies. (wie Anm. 19), S. 10.

57 Wie die Kulturhistorikerin Birgit Mandel unterstreicht, ist Kulturvermittlung als Impuls zu verstehen, der über eine Kulturinstitution hinausreichen und gesellschaftliche Transformationsprozesse anstoßen kann. Vgl. Birgit Mandel: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Teilhabeorientierte Kulturvermittlung. Diskurse und Konzepte für eine Neuausrichtung des öffentlich geförderten Kulturlebens. Bielefeld 2016, S. 9-16.

58 Maria Pohn-Lauggas, Marita Haas: Rekonstruktive Biographieforschung in Österreich. In: Helma Lutz, Martina Schiebel, Elisabeth Tuidler (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden 2016, S. 785–796, hier S. 793.

Der ländliche Raum und insbesondere das Dorf waren lange Zeit der historischen Volkskunde und dem Interesse ihrer vorwiegend männlichen Vertreter an kulturellen Ausdrucksformen wie Bräuchen und bäuerlichen Gerätschaften vorbehalten, die Suche nach Fragmenten aus vorindustriellen Zeiten dominierte das Forschungsinteresse.⁵⁹ Für die Geschichtswissenschaft war analog nicht der beschwerliche Alltag der Arbeiter*innen in den Tiroler Fabriken, sondern ein Ort wie die im Jahr 930 erstmals erwähnte Pfarre Wattens von größerer Relevanz.⁶⁰ Lebenswelten und Geschlechterverhältnisse im ländlichen Raum fielen in der Konsequenz gleich mehrfach aus dem Zuschnitt disziplinärer Perspektivierungen, die sich in enggeführten Fragestellungen und wenig vernetzten Feldern niederschlugen. Mit Kultur als „Schlüsselbegriff“⁶¹ konnten, wie die Historikerinnen Christina Lutter, Margit Szöllösi-Janze und Heidemarie Uhl ausführen, in den 1990er Jahren schließlich althergebrachte Fachgrenzen überwunden und inter- wie transdisziplinäre Erkenntnis- und Kooperationsmöglichkeiten erschlossen werden, in denen auch der Faktor *Geschlecht* entsprechenden Raum erhält und ins Verhältnis zu Herrschaftsformationen gesetzt oder im Zusammenhang mit sich wandelnden Körperbildern debattiert werden kann.

Wie die Historikerin Katharina Scharf und der Historiker Martin Knoll argumentieren, soll Regionalgeschichte mit Fokus auf Frauen- und Geschlechtergeschichte historische Entwicklungen andererseits auch nicht qua Zuschnitt separieren. Stattdessen sollen viestimmige Erkenntnisse in eine veränderte Auffassung von historischer Prozesshaftigkeit einfließen.⁶² Gerade wenn es um das Einbeziehen

59 Vgl. Paul Hugger: Volkskundliche Gemeinde- und Stadtteilmforschung. In: Rolf Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 2. Auflage. Berlin 1994, S. 273–291, hier S. 275.

60 Das Dorf und seine Bewohner*innen versprachen eine gewisse Überschaubarkeit und wurden oft als abgeschlossene Einheit begriffen, die sich vermeintlich in Gänze erfassen ließ. Vgl. Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. 2. Auflage. München 2003, S. 128.

61 Christina Lutter, Margit Szöllösi-Janze, Heidemarie Uhl: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen (= Querschnitte, 15). Innsbruck u. a. 2004, S. 7–12, hier S. 7 f.

62 Vgl. Martin Knoll, Katharina Scharf: Europäische Regionalgeschichte. Eine Einführung. Wien 2021, S. 145.

von Öffentlichkeiten geht, scheint die Betonung der Kategorie „Frau“ angesichts ihrer weitgehenden historiografischen Marginalisierung aber auch weiterhin von zentraler Bedeutung. In der Vermittlung zwischen akademischen Sprechweisen und der Wahrnehmung von Geschlecht als gesellschaftlicher Herausforderung erscheint das sichtbare Herausarbeiten weiblicher Aktivität und Handlungsfähigkeit im Sinne eines *Empowerment* noch immer zentral. Das „Dorf der Frauen“ sollte ein Impuls für die Bewohner*innen der Marktgemeinde Wattens und die beteiligten Mitarbeiter*innen und Gesprächspartner*innen sein, um im Museum gemeinsam Geschichte zu schreiben und soziokulturelle, politische und ökonomische Fragestellungen zu reflektieren. Darüber hinaus soll die historiografische Versuchsanordnung auch als Vorbild für andere Gemeinden und ihre Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart dienen. Mit dem intersektionalen Zugang zur Geschichtsschreibung über Biografien lassen sich – neben vielen bis dato nicht dokumentierten Lebenswegen von Frauen – in Zukunft weitere Felder der lokalen Alltagsgeschichte erschließen, die bearbeitet werden und in die Ortschroniken einfließen müssen, um eine Gemeinde oder eine kleine oder mittlere Stadt in ihrer gelebten Diversität zu erfassen und zu repräsentieren.⁶³

63 Unterschiedliche soziale Milieus wahrzunehmen und zum Sprechen zu bringen, ist – auch politisch verstanden – für die Chroniken und Archive ebenso relevant, wie die Lebenswelten von Bewohner*innen zu dokumentieren, die in den 1990er Jahren aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawien oder in der Gegenwart aus Syrien oder der Ukraine nach Wattens und in andere Gemeinden gekommen sind. Der lokale Raum wird nicht nur über Unternehmen oder die Begeisterung für den Bergsport global erweitert. Vgl. Binder, Hess (wie Anm. 29), S. 25.

„Bekommen wir auch Photographien?“ Die Expedition ins Bojkenland 1904, ihre Fotosammlung und warum nur acht Positive ihren Weg nach Wien fanden

Die sogenannte „Expedition ins Bojkenland“¹ aus dem Jahr 1904 – so der Titel des Berichts in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde – ist längst ein prominenter Teil der Galizienforschung und mehr als nur eine Randnotiz in der Geschichte der österreichischen Volkskunde. Gleichsam verbirgt sich hinter dieser Episode die Herkunftsgeschichte der Bojkensammlung im Volkskundemuseum Wien. Als „Bojkenland“ (ukr. *bojkivščyna*) ist eine im Verlauf des 19. Jahrhunderts erfundene ethnografische Region in den Ostkarpaten – zwischen den Lemken im Beskidenraum und den prominenteren Huzulen südlich der Bojken – zu verstehen.

Der Autor des Berichts, Ivan Franko (1856–1916)², war ein ukrainischer Schriftsteller, Politiker und Ethnograf aus dem ostgalizischen Lemberg und bewegte sich zwischen verschiedenen sprachlichen und kulturellen Milieus, so insbesondere auch in Wien um 1900. Michael Haberlandt (1860–1940) als wesentlicher Organisator des damaligen Museums für österreichische Volkskunde,³ bemühte

1 Ivan Franko: Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde [nachfolgend ZföV] XI, 1905, S. 17–32, 98–115.

2 Jaroslav Hrycak: Prorok u svojij vitčyzni. Franko ta joho spil’nota (1856–1886). Kyjiv 2006.

3 Zur Geschichte des Vereins, des Museums und der Institutionalisierung der Volkskunde vgl. Herbert Nikitsch: Auf der Bühne früher Wissenschaft. Der Verein für Volkskunde in Wien (1894–1959) (= Buchreihe

sich laut eigener Aussage oft und mit geringem Erfolg um ostgalizische Kooperationspartner und fand einen solchen letztlich in Franko. Gemeinsam waren sie an der Organisation jener Expedition beteiligt, die „eine halbwegs vollständige ethnografische Sammlung der *Bojken* für das Museum für öst. Volksk.“⁴ bescheren sollte.

Deutschsprachige Quellen wie der Bericht Frankos waren bislang die zentrale Forschungsgrundlage, lassen jedoch einige Fragen offen. Zu diesen gehört besonders, wo die 500 Fotografien, die auf der Expedition entstanden seien, eigentlich geblieben sind, denn in der Fotosammlung des Volkskundemuseums Wien finden sich lediglich acht.⁵ Mir scheint, dass der einseitige Bezug auf diese lückenhaft erhaltenen Quellen zu einem verengten Blick auf die Expedition geführt hat. Die Rolle Frankos und der Kontext der Expedition im Allgemeinen müssen mithilfe ukrainischer Quellen neu eingeordnet werden. Hierdurch lassen sich auch die Briefe von Haberlandt an Franko neu lesen. Ziel meines Beitrags ist, die Forschungsreise und ihre zahlreichen Verflechtungen zu skizzieren, um in einem zweiten Schritt festzuhalten, wo sich welche Fotografien nach heutigem Kenntnisstand befinden. Einerseits haben mich diverse Anfragen davon überzeugt, dass für all jene, die nach diesen Fotografien suchen oder sie kontextualisieren möchten, diese Darstellung einen gewissen praktischen Wert haben wird, auch wenn noch nicht jedes Positiv gefunden ist. Andererseits lassen sich an diesem Beispiel vortrefflich die Logiken und Ökonomien wissenschaftlicher Forschungsreisen im frühen 20. Jahrhundert und manche Herausforderung brieflicher Kommunikation durch Mitteleute nachvollziehen.

der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 20). Wien 2006. Zu Hintergründen der Disziplin in der Habsburgermonarchie: Peter Stachel: Die Harmonisierung national-politischer Gegensätze und die Anfänge der Ethnographie in Österreich. In: Karl Acham (Hg.): Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften. Bd. 4: Geschichte und fremde Kulturen. Wien 2002, S. 323–368.

- 4 Haberlandt an Franko, 24.6.1904, zit. nach Klaus Beitzl: Lemberg – Wien und zurück. Die persönlichen und institutionellen Beziehungen zwischen der ukrainischen und österreichischen Volkskunde auf dem Gebiet der regionalen Ethnographie im damaligen Kronland Galizien. Zur Einführung eines Symposions. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 4 (100), 1997, S. 451–478, hier S. 469, Hervorhebung im Original.
- 5 Fotosammlung des Volkskundemuseums Wien, pos/1128–1135.



Abb. 1: Fotografie aus dem Bestand der Fotosammlung „Volkstypen der Bojken“, pos/001129 ©Volkskundemuseum Wien

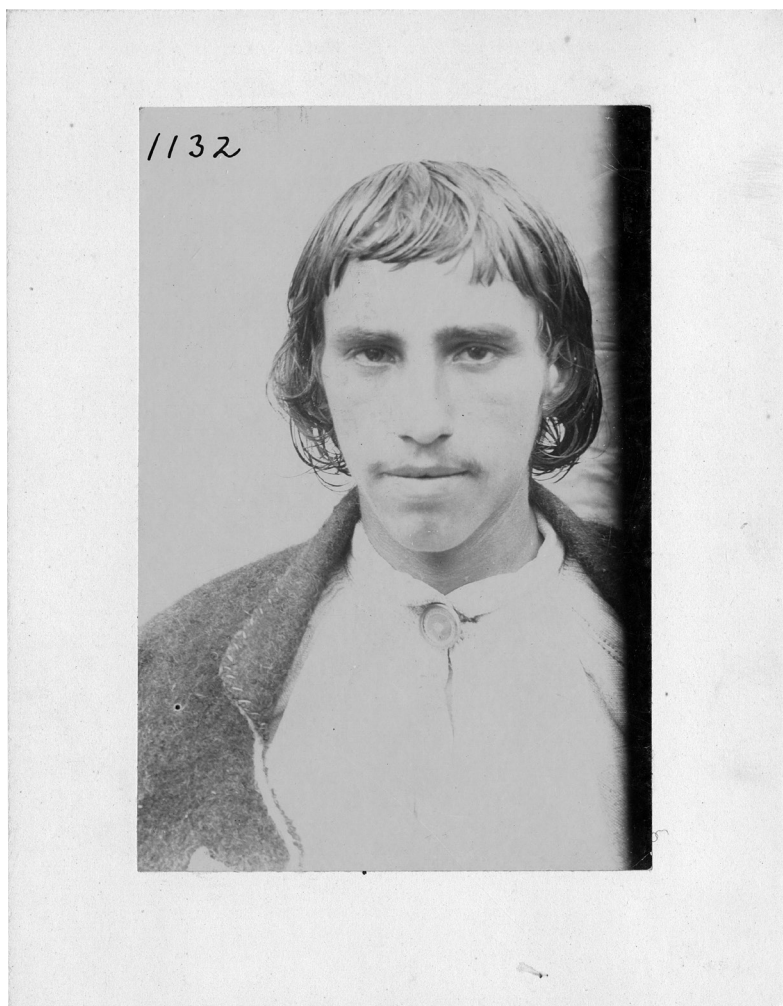


Abb. 2: Fotografie aus dem Bestand der Fotosammlung „Volkstypen der Bojken“, pos/001132 ©Volkskundemuseum Wien

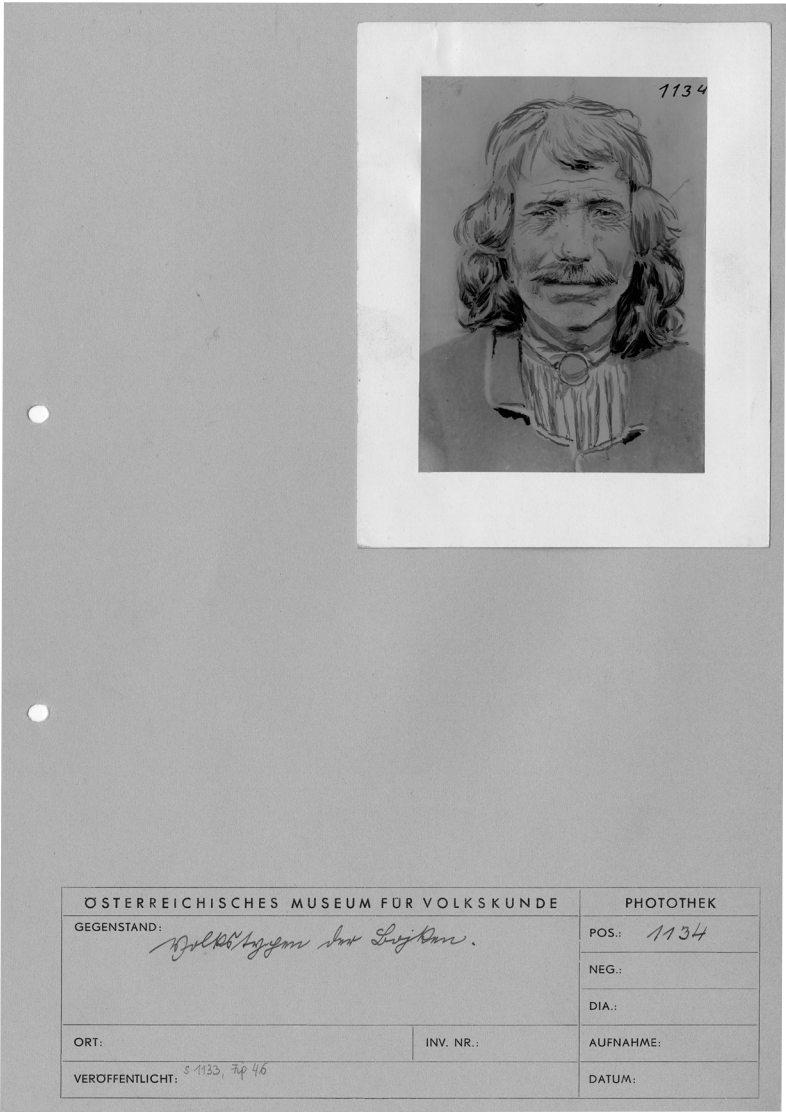


Abb. 3: Fotokarteikarte aus dem Bestand der Fotosammlung „Volkstypen der Bojken“ zu pos/001134_A4 ©Volkskundemuseum Wien



Abb. 4: Fotografie aus dem Bestand der Fotosammlung „Volkstypen der Bojken“, pos/00135 ©Volkskundemuseum Wien

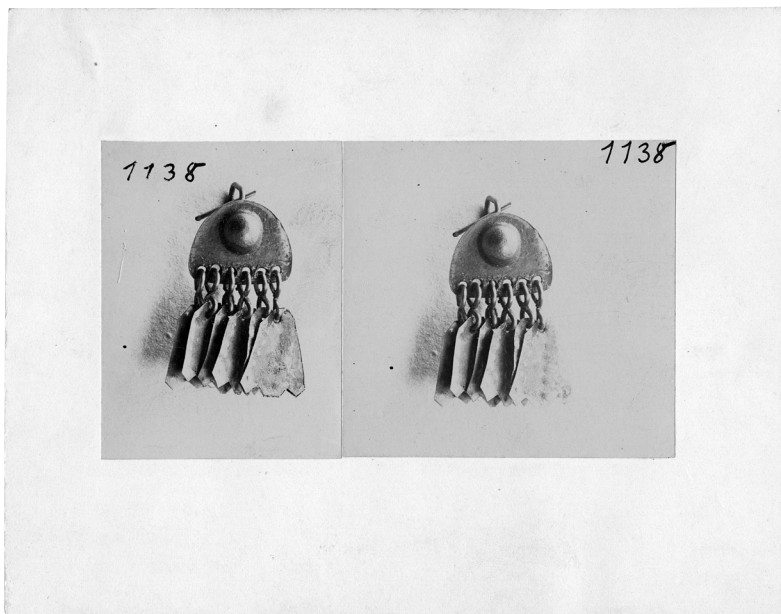


Abb. 5: Fotografie aus dem Bestand der Fotosammlung „Ohrgehänge, Bojken, Bukowina“, pos/001138 ©Volkskundemuseum Wien

Weshalb sollten wir uns heute noch mit dieser bereits mehrfach beleuchteten Episode beschäftigen? Diese Frage führt uns mitten in die Wissenschaftsgeschichten der Volkskunde.

Während der 1990er Jahre begab sich auch die österreichische Volkskunde auf die Suche nach ihrer kakanischen Vergangenheit; in diesem Zeitraum organisierte das Österreichische Museum für Volkskunde eine Forschungsreise nach Galizien (1998), ein wissenschaftliches Symposium und eine Ausstellung in Kittsee.⁶ Die galizischen Bestände der Vorkriegszeit rückten dabei ins Zentrum und auch Fotografien dieser Zeit wurden integriert – allerdings eher als Illustrationen denn als wissenschaftliche Objekte. Die in diesem Zusammenhang edierten Briefe Haberlandts an Franko⁷ wurden neben dem Bericht des ukrainischen Wissenschaftlers die wichtigste Quellengrundlage für die Auseinandersetzung mit der Expedition und ihren Sammlungen. Seitdem die Fotografie eine außerordentliche Karriere von der Illustration zum wissenschaftlichen Objekt gemacht hat,⁸ interessierten sich immer mehr Forscher*innen und Kurator*innen nicht nur für die Reise und die gesammelten Erzeugnisse bojkischer materieller Kultur, sondern zunehmend für die entstandenen Fotografien. In der Fotosammlung des Volkskundemuseum Wien führte dies schon 2013 in Vorbereitung der Ausstellung *Gestellt* zu einer gründlichen Suchaktion nach den bereits erwähnten 500 Fotografien, dabei konnten allerdings nicht mehr lokalisiert werden als bei den einschlägigen Arbeiten in den 1990ern. Das Interesse ist weiterhin ungebrochen, wie Anfragen an die Fotosammlung belegen, wie sie auch der Autor dieser Zeilen zu Beginn seiner Forschungen im Jahr 2017 – und nach hoffnungsvoller Wartezeit noch einmal 2020

6 Veronika Plöckinger, Ulrich Göttke-Krogmann, Matthias Beitzl, Klaus Beitzl (Hg.): Galizien. Ethnographische Erkundung bei den Bojken und Huzulen in den Karpaten: Begleitbuch zur Ausstellung '98 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee vom 6. Juni bis 2. November 1998. Kittsee 1998; Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 4 (100), 1997.

7 Beitzl (wie Anm. 4).

8 Herbert Justnik (Hg.): *Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie*. Wien 2014. Zu Neuordnungen der Fotosammlung vgl. Astrid Hammer: „Neu eintragen!“ Annäherungen an Geschichte, Ordnungen und Logiken der Fotosammlung des Volkskundemuseum Wien. Ein Werkstattbericht. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1+2 (LXXIV/123), 2020, S. 149–172.

– gestellt hat, bis ihn selbst eine solche Anfrage aus dem Museum Ende 2020 erreichte. Abseits des rein praktischen Werts scheint mir ob der skizzierten ‚Wiederentdeckung‘ des habsburgischen Ostens für die Geschichte der Disziplin zentral, den Dialog deutschsprachiger österreichischer und ukrainischer Quellen zu forcieren.

Kontaktaufnahme(n)

Der erwähnte Briefwechsel erhellt die Kontaktaufnahme zwischen Haberlandt und Franko im Vorfeld der Expedition. Erhalten sind nur die Briefe von Haberlandt an Franko, die sich in Frankos reichhaltiger Briefsammlung in der Handschriftenabteilung des Literaturinstituts der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine finden. Das Österreichische Museum für Volkskunde konnte in den 1990er Jahren Kopien erhalten, die wiederum transkribiert und in der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* 1997 publiziert wurden. Hinzu kommt ein einzelner Brief Frankos mit einer Rechnung für zusätzliche Lieferungen, der in den Herkunftsakten des Museums erhalten blieb.⁹

Haberlandt wandte sich 1895 brieflich an Franko und bat diesen um einen bibliografischen Beitrag für die Vereinszeitschrift, die in diesem Jahr initiiert wurde und der wissenschaftlichen Disziplinwerdung dienen sollte. Ein Austausch kam jedoch zunächst nicht zustande. Eine Anmerkung in der Chronik der *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* (ZföV) verdeutlicht, dass der Verein 1900 auf eine Kooperation mit der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg hoffte.¹⁰ 1902 veröffentlichte Franko eine lange Rezension in der ZföV.¹¹ Wohl nicht zufällig begann die

9 Franko an Haberlandt, 6.11.1907, Archiv, Volkskundemuseum Wien, Herkunftsakt 17.319–348.

10 ZföV VI, 1900, S. 177. Zu diesem zentralen Wissenschaftsverein, der anstrebte, eine ukrainische Akademie der Wissenschaften zu werden und den Grundstein für diverse ukrainische Disziplinen inner- und außerhalb der Habsburgermonarchie legte, vgl. Martin Rohde: *Nationale Wissenschaft zwischen zwei Imperien. Die Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, 1892–1918*. Göttingen 2022.

11 Ivan Franko: Besprechung von: Prof. Volodymyr Šuchevič: Huculčšina. Mit 24 Textabbildungen und 6 Tafeln. In: ZföV 8, 1902, S. 199–211.

Ševčenko-Gesellschaft im selben Jahr, Publikationen mit dem Volkskundemuseum auszutauschen.¹² Zwar enthält der Briefwechsel eine Danksagung für die Rezension, weitere Details zum Kontakt werden jedoch nicht deutlich. Der Ševčenko-Gesellschaft berichtete Franko im November 1903 von einem Treffen mit Haberlandt, bei dem der „Plan einer ethnographischen Exkursion unter die Bojken besprochen“¹³ worden sei.

Aus diesen Briefen erschließt sich nicht, ob das das erste persönliche Treffen dieser Wissenschaftler war und wie es zustande kam. Allerdings findet sich im Netzwerk beider Akteure auch ein bisher nicht ausreichend beleuchteter Mittler. Zenon Kuzelja (1882–1952), ein ukrainischer Student der Philologie mit besonderer Begeisterung für Folklore, reiste 1904 selbst mit ins Bojkenland. 1903 war er als Praktikant am Museum für österreichische Volkskunde tätig, doch schon zuvor studierte er bei Haberlandt. Der ukrainische Student war seit dem Wintersemester 1901 in Wien und vernetzte sich schnell mit diversen Institutionen. Kuzelja hat auch darüber hinaus seine Spuren im Museum hinterlassen, nicht nur durch kleinere Publikationen einige Jahre später, sondern auch durch die Beschriftung einer ostgalizischen Fotosammlung des ukrainischen Ethnografen Volodymyr Šuchevyč, die das Museum 1903 ankauft.¹⁴ Für die Ševčenko-Gesellschaft nahm der Student eine wichtige Mittlerrolle ein, indem er Wissen und Forschungsmaterial in Wiener Institutionen akkumulierte, wofür die Gesellschaft sein Studium finanziell unterstützte. Letztlich ist deshalb zu überlegen, ob Kuzelja nicht gar zwischen dem Verein für Volkskunde und Franko bzw. der Ševčenko-Gesellschaft vermittelte.¹⁵

12 Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 10, 1902, S. 41.

13 Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 16, 1903, S. 19 f.

14 ZföV IX, 1903, S. 130; Positiv-Inventarbuch 1 (1894–1912, Originalversion), pos/1–2243, S. 33 und unpag. Beiblatt zu den Fotografien Šuchevyčs. Die Handschrift Kuzeljas auf dem Beiblatt haben Astrid Hammer und ich durch einen Vergleich mit anderen Proben ermittelt.

15 Vgl. hierzu ausführlich Rohde (wie Anm. 10), S. 330–335.

Kooperation mit wem?

Der Briefwechsel gibt Auskunft über eine Summe von 400 Kronen, die Haberlandt für die Expedition zu investieren gedachte, während die Details des Projektes allein aus den erhaltenen Briefen Haberlandts nicht hervorgehen. Die fragliche Expedition habe laut Frankos Bericht in der ZföV vom 18. August bis zum 24. September 1904 stattgefunden und von dort aus einen wesentlichen Teil der Bojkenregion in den galizischen Waldkarpaten erforscht. Franko beginnt mit einem Kommentar zur Organisation der Reise, der sich im Vergleich mit anderen Darstellungen als irreführend erweist und womöglich hauptverantwortlich für eine verzerrte Wahrnehmung des Geschehens ist:

„Auf Antrag der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg sowie des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien wurde im Laufe des vergangenen Sommers in Lemberg eine wissenschaftliche Expedition zur anthropologisch-ethnologischen Erforschung des sogenannten Bojkenlandes organisiert.“¹⁶

Diese Darstellung könnte so gelesen werden, als hätte es sich bei der beschriebenen Expedition um eine einzelne, lose Forschungsreise gehandelt, die gleichberechtigt vom Verein für österreichische Volkskunde und der Ševčenko-Gesellschaft getragen wurde. Dies stimmt aber nicht; vielmehr waren beide Vereine Teilfinanziers eines größeren Projekts, das 1902 initiiert und in den folgenden vier Jahren verwirklicht wurde. Der ukrainische Anthropologe und Ethnologe Fedir Vovk (1847–1918; russ. Fedor Volkov, frz. Theodore Volkov, dt. Theodor Wolkow) war der Initiator und gleichsam der eifrigste Mitarbeiter des Projekts.¹⁷ Dessen muss Haberlandt sich spätestens zu Beginn der Expedition gänzlich bewusst gewesen sein, zumal sich die beiden noch vor Beginn der Expedition ins Bojkenland in Wien trafen, als Vovk einen Zwischenstopp bei seiner Reise aus Paris einlegte.¹⁸

16 Franko (wie Anm. 1), S. 17.

17 Zu diesem Projekt und Vovks Biografie vgl. Rohde (wie Anm. 10), S. 254–290; Oksana O. Franko: Fedir Vovk. Včenyj i hromads'kyj dijač. Kyjiv 2000.

18 Davon berichtet Zenon Kuzelja: Iz mojih spomyniv pro Ivana Franka.

Die Société d'anthropologie de Paris finanzierte Vovks Forschungsarbeiten von 1903 bis 1905, zusätzlich förderten ihn die Ethnographische Kommission der Ševčenko-Gesellschaft (1903–1906) und die Ethnographische Abteilung des Museums Aleksandrs III. in St. Petersburg (1904–1906) bei der Erforschung des Ostkarpatenraums. Dies ermöglichte Vovk nicht nur ausgedehnte Reisen, sondern auch die Finanzierung diverser Assistenten, die ihn begleiteten. Der Verein für Volkskunde ermöglichte darüber hinaus, dass Ivan Franko, der ansonsten nicht direkt in dieses Projekt involviert war, einen Teil dieser Reise 1904 begleitete – jenen Teil, der in der Bojkenregion stattfand; danach begab er sich in die Huzulenregion, allerdings in den Urlaub. An seinem üblichen Erholungsort, dem Huzulendorf Kryvorivnja, traf er wiederum zwischenzeitlich mit der Vovk'schen Expedition zusammen, die sich nach der Bojken- in die Huzulenregion begab.¹⁹

Die skizzierte Ungenauigkeit in Frankos Bericht liegt weder an ihm noch an der ZföV – vielmehr variierte die Berichterstattung je nach Fördergeber und Berichterstatter. In der Chronik der Ševčenko-Gesellschaft berichtete Vovk:

„Die heurige anthropologische Exkursion hatte vorzugsweise die Erforschung der ruthenischen Einwohnerschaft im Karpathengebirge und zwar der Bojken und Huzulen, vor allem aber der in der Bukowina wohnenden, zum Zweck. Der erste Teil der Expedition [...] ging von Mšaneć aus.“²⁰

Zwar thematisierte Vovk, dass Franko mitreiste, den Verein für österreichische Volkskunde und seine Subvention erwähnte er jedoch nicht. Im französischsprachigen Bericht in den *Bulletins*

In: Mychajlo Hnatjuk (Hg.): Spohady pro Ivana Franka. L'viv 2011, S. 409–413, hier S. 412.

19 Unklar ist, aus welchem Teil der Subventionen Pavlo Rjabkov (im dt. Bericht: Paul Riabkov) finanziert wurde. Zu Rjabkov vgl. Vsevolod I. Nauldo: Lystuvannja Pavla Rjabkova z Fedorom Vovkom. In: Zapysky Naukovo-doslidnoji laboratoriji istoriji Pivdennoji Ukrainy Zaporis'koho deržavnoho universytetu: Pivdenna Ukraina XXVII–XIX st., no. 6, 2001, S. 105–125.

20 Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 20, 1904, S. 12.

et *Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris* schrieb er dagegen, Franko wäre „als Delegierter des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien“²¹ mitgereist. Welchen Verein Franko auf der Expedition repräsentierte und welche Rolle der Verein für österreichische Volkskunde spielte, variierte also je nach Bericht. Nun handelt es sich bei diesen Berichten nur um Erzählungen, die allein nicht genau abbilden können, wem gegenüber durch die Subventionen eigentlich Ansprüche erwachsen.

In Abwesenheit einer klaren schriftlichen Vereinbarung scheint mir nur möglich, dem Geldfluss zu folgen. Am 15. November 1903, nachdem Vovks erste Forschungsreise bereits absolviert worden war, berichtete Ivan Franko „über seine Fahrt nach Wien, wo er mit Dr. M. Haberlandt gelegentlich den Plan einer ethnographischen Exkursion unter die Bojken besprochen hat; der Wiener Verein für österreichische Volkskunde zeigt sich geneigt seinerseits dafür eine kleine Subvention zu erteilen.“²² Nähere Informationen sind nicht erhalten; weil Vovk allerdings bei dieser Gelegenheit auch über seine vorherige Forschungsreise berichtete, ist davon auszugehen, dass die wesentlichen Pläne zur Expedition ins Bojkenland während oder am Rande dieser Sitzung entstanden. Weder in den Protokollen der Ethnographischen Kommission noch in den Jahresbilanzen des Vereines taucht die von Haberlandt genannte Subvention in der Höhe von 400 Kronen im Folgenden auf.²³ Diese Indizien legen nahe, dass die Summe unmittelbar an Franko und nicht an den Verein gezahlt worden ist. Wie diese Episode zeigt, war Forschungsförderung im Vergleich zu heutigen Praktiken kaum reguliert, während der zu erbringende Gegenwert seitens des Fördergebers offenbar nur vage definiert und erst im Nachhinein deutlicher artikuliert wurde. Franko im Kontext der Expedition als Delegierten des Museums für österreichische Volkskunde zu betrachten, wie Vovk das im französischen Bericht tat,

21 Th. Volkov: Rapport sur los voyages en Galicie Orientale et en Buovine en 1903 et 1904. In: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris 6, 1905, S. 289–294.

22 Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 16, 1903, S. 19 f.

23 Vgl. die Jahresbilanz im Rechenschaftsbericht des Vereins für das Jahr 1904, Chronjika ukrajins'ko-rus'koho Naukovoho tovarystva imeny Ševčenka u L'vovi, č. 21 (1905).

kommt damit den organisatorischen Tatsachen am nächsten. Demnach war Franko allein dafür zuständig, dem Museum die versprochene Sammlung zu liefern.

Festzuhalten ist, dass das Volkskundemuseum aus der gezahlten Subvention keine unmittelbaren Ansprüche an Vovk oder die Ševčenko-Gesellschaft stellen konnte. Vovk produzierte die Fotografien gemeinsam mit Kuzelja, später war zum Teil auch Rjabkov verantwortlich – Franko dagegen nicht. Aus den internen Protokollen der Ethnographischen Kommission der Ševčenko-Gesellschaft geht hervor, dass sie Vovk bei der Verteilung möglicher Forschungssubventionen unbedingte Priorität auch gegenüber anderen Vereinsmitgliedern und ihren Vorhaben einräumte. Die Subventionen waren der anthropometrischen Forschung gewidmet; die ethnografische Sammlung für das Museum oder die Bereitstellung von Fotografien waren keine an die Subventionen geknüpfte Bedingung.²⁴ Vovk hatte also weder Franko (und damit dem Museum für österreichische Volkskunde) noch der Ševčenko-Gesellschaft versprochen, Fotografien in irgendeiner Form bereitzustellen.

Ivan Franko war unzweifelhaft ein wichtiger Ethnograf und darüber hinaus zentral für die organisatorische Arbeit der Ševčenko-Gesellschaft. Die Ethnographische Kommission leitete er nicht, das tat offiziell Oleksandr Barvins'kyj mit Vovk als seinem Stellvertreter. Vovk war zweifelsohne die inhaltliche Leitfigur, Barvins'kyj war dementsprechend für das Tagesgeschäft der Kommission in seiner Abwesenheit zuständig. Franko hatte zwar die Leitung der übergeordneten philologischen Sektion inne, war allerdings – und dieser Faktor mag viel wichtiger gewesen sein – auch ein alter Freund Vovks und im Übrigen auch ein Mentor und Vorbild für den jungen Kuzelja. Alle beteiligten Akteure verfolgten ihre eigenen Interessen. Franko war seinerseits ein ambitionierter Forscher und reiste regelmäßig auf galizische Land; Kuzelja konnte sich von seinen Mentoren intensiv fortbilden lassen. Während die Ševčenko-Gesellschaft nahezu gleichzeitig mit dem Verein für österreichische Volkskunde daran arbeitete, eine ethnografische Sammlung zur ostgalizischen Bevölkerung

24 Protokollbuch der philologischen Sektion der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, Handschriftenabteilung der Stefanyk-Bibliothek in L'viv, fond 1, spr. 42-a, ark. 24zv.

aufzubauen, verfolgte Vovk sein Forschungsziel, ein möglichst dichtes anthropologisches Bild der ukrainischen Bevölkerung von den Karpaten bis zum Kaukasus zu zeichnen. Die Société d'anthropologie de Paris schien er davon überzeugt zu haben, dass die Erforschung dieser Region wesentliche Desiderate physisch-anthropologischer Forschung beheben würde. Das russische Museum Aleksandrs III. suchte wiederum seine Sammlungen um die ostslawische Bevölkerung außerhalb des Russländischen Reiches zu erweitern. All diese Interessen spiegeln sich nicht nur in der Organisation und Finanzierung der Reise, sondern auch hinsichtlich der Verteilung gesammelter Gegenstände wider.

Fotografien

Nachdem Franko Haberlandt die gesammelten Gegenstände übersandte, reagierte Haberlandt offensichtlich nicht mit ungeteilter Freude, sondern mit einer Wunschliste:

„Bekommen wir auch Photographien? Ferner habe ich Keramisches vermißt? Ofenkacheln (decorirte), Herdgeräth, Beleuchtungswesen wäre mir sehr erwünscht vertreten zu haben. Modelle von Backöfen, Herdanlagen etc. desgleichen.“²⁵

Haberlandts Bitten um Nachsendung einiger Materialien häuften sich rasch; um ihnen nachzukommen, musste Franko jedoch auf die Kooperationsbereitschaft Vovks hoffen. Anfang des Folgejahres fragte Haberlandt dezidiert nach „der Ergänzungssammlg. und den Photographien Prof. Volkovs“.²⁶ Es handelte sich also um einen der seltenen Momente in der österreichisch-ukrainischen Wissenschaftskooperation der Vorkriegszeit, in dem ein ukrainischer Akteur alle Zügel in der Hand hielt. Insgesamt gingen nur acht Fotografien ein, die zum Teil verschwommen waren.

Stolpersteine gab es in dieser Kooperation auf allen Seiten. Während aus der Korrespondenz von Franko und Vovk nichts weiter zu Fotografien hervorgeht, schilderte Vovk in einem Brief aus dem Juli 1905, dass noch eine Zahlung Haberlandts ausstünde, was ihn

25 Haberlandt an Franko, 12.10.1904, zit. nach Beitzl (wie Anm. 4), S. 471.

26 Haberlandt an Franko, 9.1.1905, zit. nach ebd., S. 472.

offenbar in Bedrängnis gebracht hatte.²⁷ Vermutlich handelte es sich dabei um jene rund 230 Kronen, bezüglich derer Haberlandt um Aufschub bis Anfang 1906 gebeten hatte.²⁸ 1906 geriet Vovk dann erneut in Bedrängnis, weil Franko versäumt hatte, sein Fördergesuch innerhalb der Ševčenko-Gesellschaft einzureichen.²⁹

Allen Förderinstitutionen gleichermaßen gerecht zu werden und seinen eigenen, oft nicht genau eingegrenzten Forschungsbedarf zu behalten, schien allerdings keine leichte Aufgabe für Vovk gewesen zu sein. Allein das Museum Aleksandsr III. in St. Petersburg meldete 1904 den Eingang von „600 Objekten“³⁰ aus Vovks Sammlungen von der Expedition, spezifizierte allerdings in seinem Jahresbericht nicht, was genau einging. Abseits der eigenen Forschung schien dies Vovks Priorität zu sein. Davon erhoffte er sich offenbar nicht nur finanzielle, sondern auch berufliche Vorteile: 1906 übersiedelte er nach St. Petersburg und wurde Kurator in der Ethnographischen Abteilung des Museums.

So war das Museum für österreichische Volkskunde nicht die einzige Institution, die sich *mehr* erhofft hatte. Ein Sitzungsbericht der Ethnographischen Kommission der Ševčenko-Gesellschaft belegt, dass auch sie noch am 21. Juni 1906 darauf hoffte, dass Vovk dem Vereinsmuseum einige Fotografien aus den früheren Expeditionen überlassen würde.³¹ Sicherlich war sich Vovk bewusst, dass seine Expeditionsfotografien eine Seltenheit waren. Um das Jahr 1906 lancierte er noch den Plan, eine eigene Publikation zu den Bojken zu verfassen, analog zu seiner reich bebilderten anthropologischen Arbeit zu den Huzulen.³² Insofern ist denkbar, dass er gerade zu diesem Zeitpunkt

27 Vovk an Franko, 25.7.1905, Instytut literatury NAN Ukrainy, viddil rukopysiv i tekstolohiji, fond 3, spr. 1628, ark. 503.

28 Haberlandt an Franko, 9.1.1905, zit. nach Beil (wie Anm. 4), S. 472.

29 Svjatoslav Pylypčuk: „... na ternystomu poli ukorinennja u našij literaturi pozytyvnych pohljadiv i nauhovo dumannja ...“. Do istoriji vzajemyn Ivana Franka ta Fedora Vovka. In: Ukrainj'ske literaturoznavstvo 80, 2016, S. 202–222.

30 Otčet o dejatel'nosti russkago muzeja imperatora Aleksandra III za 1904 god. St. Petersburg, S. 17.

31 Sitzung der Ethnographischen Kommission vom 21.6.1906, Protokollbuch der philologischen Sektion der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, Handschriftenabteilung der Stefanyk-Bibliothek in L'viv, fond 1, spr. 42-a, ark. 25zv–26.

32 Fedir Vovk: Antropometryčni dosljidy ukrajins'koho naselennja

schlicht vermeiden wollte, dass andere Wissenschaftler ‚seine‘ Fotografien verwendeten. 1913, als er sich bereits auf die Arbeiten an seiner Habilitation konzentrierte, schien er das Projekt zumindest zeitweise stillgelegt zu haben und übersandte der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften eine große Menge an Fotografien aus der Habsburgermonarchie, die noch thematisiert werden.

Vovk maß anthropometrischen Fotografien erhebliche Bedeutung zu Dokumentationszwecken bei. Auf seinen Forschungsreisen kombinierte er anthropologische Forschungen mit ethnologischen; trotz seines Fokus auf physische Anthropologie interessierten ihn besonders Häuser und Siedlungsbau, aber auch Bräuche und Folklore. Andere Akteure brachten wiederum eigene Interessen bei diesen Expeditionen ein; so besuchte Kuzelja beispielsweise eine Hochzeit, um die gesprochenen Folklore-Texte bei dieser Gelegenheit aufzuschreiben.³³ Kaum untersucht sind aber die zahlreichen Fotografien, die Vovk anfertigte bzw. anfertigen ließ. Sie dienten der Dokumentation physisch-anthropologischer Forschungen, die für Vovk im Zentrum dieser Reisen standen. Der durch Fotografien generierte Objektivitätsanspruch war eine bedeutsame Ressource, um die Forschungsergebnisse zu untermauern und zu visualisieren. Ihre Nutzbarmachung in Form von Bildertafeln mit einer Frontal- und einer Profilansicht, unterlegt mit Namen und Körpermaßen, zeigt sich in der erwähnten Publikation zu den Huzulen. In Verbindung mit der beigefügten kartografischen Darstellung des ‚huzulischen Typs‘ und den anthropometrischen Tabellen waren die Positive Teil einer problematischen Kontruktion von Typen; sie dienten als „territorialisierende Bilder“, zumal sie Repräsentativität für einen Raum beanspruchten.³⁴

Halyčyny, Bukovyny j Uhorščyny. In: *Materijaly do ukrajins'ko-rus'koji etnol'ogiji* 19, 1908, S. 1–39.

33 Zenon Kuzelja: *Bojkivs'ke vesilje v Lavočnim (stryjs'koho povita)*.

In: *Materijaly do ukrajins'ko-rus'koji etnol'ogiji* 19, 1908, S. 121–150.

34 Die Publikation analysiere ich ausführlich in: Martin Rohde: *Ukrainian „National Science“ in a Spatial Perspective, or How the Hutsul Lands Were Mapped*. In: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* (im Druck, erscheint 2022). Zum Konzept „territorialisierender Bilder“ vgl. Herbert Justnik, Martin Rohde: *Habsburg Imperial Image-Space – Negotiating Belonging Through Photography*. In: *Euxeinos. Governance and Culture in the Black Sea Region 2022* (im Review); Herbert Justnik: *Vorneweg*. In: ders. (wie Anm. 8), S. 15–22.

Im Folgenden liste ich die Fotografien auf, die bei allen Expeditionen Vovks in der Habsburgermonarchie entsprechend seiner Berichte in der Chronik der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften entstanden. Daraufhin stelle ich die größten erhaltenen Bestände und ihre bisherige Erschließung vor.

Expeditions-jahr	Anzahl der Fotografien ³⁵	Herkunftsort
1903	„600 anthropologische und über 100 ethnographische Photographien“	Przemyśl, Kolomea, huzulisch bewohnte Orte am Pruth, Czernowitz
1904	„Knapp 600 anthropologische und über 600 ethnographische Fotografien“	Bojken- und Huzulenland (Galizien, Bukowina)
1905	„eine ansehnliche Zahl (über 300)“	Bojkenland (Galizien)
1905	ca. 300	Ungarn (Bojken, Huzulen; Bačka-Ruthenen; Spital in Sighetu Marmăției)
1906	ca. 400	Lemkenland

Tabelle 1: Fotografierte Personen bei der Expedition 1903, nach Entstehungsort

In der Tabelle sind die Expeditionen Vovks, die Anzahl der dabei angeblich entstandenen Fotografien sowie die Expeditionsziele angegeben. Ob all diese Fotografien tatsächlich entwickelt wurden, ist nicht dokumentiert. Bei ethnografischen Fotografien kommen sowohl Kostüm- als auch Gegenstands- und Hausfotografien³⁶ in Betracht. All diese Felder gehörten zu Vovks Untersuchungsgegenständen, wie etwa aus einem Notizbuch mit zahlreichen Häuserskizzen hervorgeht, das während der Expedition entstand.³⁷ Bei anthropologischen Fotografien handelt es sich zum größten Teil um Typenfotografien, das heißt je eine Frontal- und einer Profilansicht einer Person. Im Falle

35 Die Daten und Schreibweisen sind der Chronik der *Ševčenko Gesellschaft der Wissenschaften* 16 (1903); 20 (1904); 24 (1905); 28 (1906) entnommen.

36 Diese beschrieb auch Zenon Kuzelja als Teil der ethnografischen Arbeiten in Mšanec, Zenon Kuzelja: Iz mojich spomyniv pro Ivana Franka. In: Mychajlo Hnatjuk (Hg.): Spohady pro Ivana Franka. L'viv 2011, S. 409–413, hier S. 413.

37 Notizbuch Vovks, Forschungsreise 1904, NA IA NANU, fond 1 V/171.

der Expedition von 1903 sind überdies ungefähre Angaben der anthropometrisch erforschten Personen erhalten, die sich in etwa mit der Anzahl der Fotografien decken.

Für die Expedition des Jahres 1903 sind überdies ausführlichere Angaben zu den erforschten Personen erhalten. Sie decken sich mit der Zahl von 600 Fotografien, wenn von einer Profil- und einer Frontalansicht pro Person ausgegangen wird.

Anzahl	Ort
„110 Mann“, „meistenteils [...] an Bojken und Huculen“	Militär-Spital Przemyśl
80 Leute	Gefängnis Kolomea ³⁸
„mehr als 50 Leute (Huzulen)“	Dovhopole ³⁹
„mehr als 60 Personen“	Hauptlandesspital Czernowitz

Tabelle 2: Fotografien 1903 nach Entstehungsort

Bestände in Kyjiv

Vovks persönlicher Nachlass wurde von St. Petersburg nach Kyjiv transportiert und ist heute als Fond 1 im Wissenschaftlichen Archiv des Instituts für Archäologie der Nationalen Akademie der Wissenschaft der Ukraine (= NA IA NANU) untergebracht. Die Fotosammlung harrt noch einer detaillierteren Auswertung, die hiermit dringend anempfohlen sei. Einstweilen lohnt sich aber, diejenigen Positive, die in den ruthenisch-ukrainisch besiedelten Regionen der Habsburgermonarchie entstanden, aufzulisten, um sie für spätere Anfragen auffindbar zu machen. Die Bezeichnung „Rusyny“, die mehr als die Hälfte der Positive betrifft, entspricht der in der Habsburgermonarchie üblichen Bezeichnung „Ruthenen“ und könnte damit Bojken, Huzulen oder Lemken ebenso umfassen wie die ruthenisch-ukrainische Bevölkerung

38 Außerdem vermaß Vovk „bis 60 Mann“ in den Kasernen der Stadt, die auch fotografiert worden sein könnten. Chronik der Ševčenko Gesellschaft der Wissenschaften 16, 1903, S. 17.

39 Unklar ist, ob bei den recht spontanen Messungen in der nahegelegenen Ortschaft Kutý auch fotografiert wurde.

der Ebenen. Obwohl Vovk von der Zusammengehörigkeit der ukrainischen Länder der Habsburgermonarchie und des Russländischen Reichs überzeugt war und dieses Narrativ auch in seiner physischen Anthropologie vertrat, nutzte er dieses innerhalb der ukrainischen Nationalbewegung lang gängige Etikett.

Signatur ⁴⁰	Anthropologische Typenfotografien	Anzahl
28-6	Aus Ungarn	17
28-B	<i>Rusyny</i> -Frauen	144
28-r	<i>Rusyny</i> -Männer	97
28-Δ	<i>Rusyny</i> -Männer	137
29-a	Galizien (u.a.)	36
29-6	Lemken	79
29-B	Bojken	94
29-r	<i>Zakarpattja</i> ⁴¹	71
29-Δ	Lemken	55

Tabelle 3: Anthropometrische Typenfotografien in Vovks Archiv

In Vovks Archiv sind demnach 730 Fotografien erhalten, die wahrscheinlich während der Expeditionen entstanden. 94 davon – der Bestand 29-B – können eindeutig Bojken und der „Expedition ins Bojkenland“ zugeordnet worden; ob allerdings die 378 Fotografien von „Rusyny“ zum Teil auch Bojkentypen enthalten, kann gegenwärtig nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Zu hoffen ist, dass eine weitere Auswertung erhaltener Bestände, wie etwa der im Folgenden thematisierten Negative im L’viver Institut für Volkskunde, neue Einblicke in Ordnungspraktiken geben können.

⁴⁰ Die in den Archivsignaturen enthaltenen Buchstaben werden in kyrillischer Schrift wiedergegeben.

⁴¹ Transkarpatien, Bezeichnung der heutigen ukrainischen Oblast‘ seit der Nachkriegszeit; historisch handelt es sich um Teile der ruthenisch besiedelten Komitate Nordostungarns.

Bestände in L'viv

Vovk sandte seine umfangreiche Sammlung an Negativen 1913 an die Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, die sie ihrem Museum einverleibte. Der Katalog verzeichnete den Eingang von 786 Negativen, die in insgesamt 39 Einzelposten mit den Inventarnummern 2822 bis 3607 eingetragen wurden. Der größte Teil davon sind „Typen von Bauern“ im Format 13 × 18, andere sollen „Bauernhütten“ abbilden. Die meisten dieser Konvolute wurden mit dem Herkunftsort „Galizien“, „Bukowina“, „Galizien und Bukowina“ oder „österreichische Ukraine“ ausgewiesen, präzisere Angaben wie „Spital in Czernowitz“ sind seltener. Die Lemken- und Huzulenregionen finden sich hier nicht als separat ausgewiesener Herkunftsort, „bojkivščyna“ dagegen für acht Posten mit insgesamt 53 Fotografien.⁴² Zumal der größte Teil der Gesamtbestände aus diesen drei Regionen stammen sollte, ist davon auszugehen, dass sie kaum geordnet wurden. Ob sich die Orte, an denen diese Fotografien produziert wurden, überhaupt rekonstruieren lassen, ist gegenwärtig nicht abzuschätzen. Die Bestände des ehemaligen Museums der Ševčenko-Gesellschaft, darunter auch die umfangreiche Negativsammlung, befinden sich heute im Besitz des Instituts für Volkskunde (Instytut narodoznavstva) der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine in Lemberg. Bisher konnten sie allerdings nicht systematisch erschlossen werden,⁴³ sodass zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht gesagt werden kann, ob die Negative (vollständig) erhalten sind.

Ausblick

Die Bestände und ihre skizzierten Geschichten sind noch mit vielen Fragen versehen, die weiterer Forschungen und einer systematischen Aufarbeitung der bestehenden Sammlungen bedürfen. Weitere Bestände aus dem Zusammenhang der „Expedition ins Bojkenland“

42 Inventar des Museums der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, Bd. 2, Instytut narodoznavstva NAN Ukrainy, S. 39–41.

43 Ich danke Tamara Pacaj, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Instytut narodoznavstva, herzlich für die Auskünfte.

könnten noch in Paris und St. Petersburg zu finden sein.⁴⁴ Dennoch handelt es sich um umfangreiche Fotosammlungen, die bisher kaum aufbereitet worden sind. Hierfür bedarf es zunächst archivalischer und konservatorischer Bearbeitung, für die etwa dem Lemberger Institut bislang die Mittel fehlen. Gleichfalls sind aber auch die (Um-) Wege der Sammlungen inner- und außerhalb der ukrainischen Länder, die Ordnungen der Bestände und die (fehlenden) Benennungen der Fotografien zu thematisieren. Angesichts des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine haben sich die Prioritäten verschoben; nicht mehr die Ordnung und Aufarbeitung, sondern die Sicherung von Kulturgütern steht im Vordergrund. Während die beiden Institutionen bislang (Stand: April 2022) nicht direkt betroffen scheinen, befindet sich das NA IA NANU im Kyjiver Stadtteil Obolon' – in unmittelbarer Nähe zu heftigen Angriffen im März 2022.

44 Für diese Hinweise danke ich Nathalie Richard (Paris) und Natalia Kliashtorna (Kyjiv).

Chronik der Volkskunde



Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2021¹

Das Jahr 2021 hat den Verein für Volkskunde wie auch das Volkskundemuseum Wien wieder vor spannende und herausfordernde Aufgaben gestellt: Zum einen haben wir den Sonderausstellungsbetrieb nach dem Museums-Zwischenjahr wieder aufgenommen; und zum anderen war das Team des Volkskundemuseums nicht nur intensiv mit den Planungen und Konzeptionen des Museumsumbaus beschäftigt, sondern hat in Vorbereitung jene Arbeiten intensiviert, die einen Umzug und späteren geordneten Wiedereinzug des Museums und seiner Bestände ermöglichen. Gerade in den Bereichen Digitalisierung, Inventarisierung und Konservierung wurden (und werden) hier wesentliche und aufwändige Schritte gesetzt.

Die Wiederaufnahme des Sonderausstellungsbetriebs stand immer noch im Zeichen von Corona: Insgesamt 15 Wochen Schließung sowie wechselnde Eintritts- und Hygienebedingungen waren für Mitarbeiter*innen, Projektpartner*innen und Besucher*innen mitunter herausfordernd. Dennoch blicken wir auf ein reichhaltiges Programm zurück mit insgesamt vier neuen Sonderausstellungen, fünf Positionen „In der Passage“, drei Zuwächsen bei den Online-Ausstellungen und rund hundert durchgeführten Veranstaltungen vor Ort und online.

Hervorzuheben ist die Einbindung in das Fach- und Forschungsgeschehen, die unter anderem im Mai 2021 sichtbar wurde: In Kooperation mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien haben der Verein für Volkskunde und das Volkskundemuseum Wien die Tagung des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde *Problematisieren und Sorge tragen* mit ebendiesem organisiert und an der Online-Umsetzung wesentlich mitgewirkt. Wie stark die Forschungstätigkeit und die Arbeit mit Sammlungen und Objekten am Haus verankert sind, zeigte beispielsweise die Online-Konferenz *Reimagining One's Own. Ethnographic Photography in Nineteenth- and Early-Twentieth-Century Europe*, die in Zusammenarbeit mit dem Photoinstitut Bonartes im Dezember stattfand.

1 Kurzfassung, die Vollversion ist auf www.volkskundemuseum.at/jahresberichte einzusehen.

Im Bereich der Ausstellungen möchten wir an dieser Stelle auf die Positionen „In der Passage“ verweisen. In jeweils drei Vitrinen, angesiedelt im öffentlich nutzbaren Durchgang des Museums zwischen Laudongasse und Schönbornpark, werden als niederschwellig zugängliche „Schaufenster“ in unsere Bestände zu ganz unterschiedlichen Themen Objekte aus unseren Sammlungen präsentiert. Eine Erweiterung unseres musealen und kuratorischen Repertoires haben wir – auch pandemiebedingt – in Form von ortsunabhängigen Online-Ausstellungen (*MuSOJAm. Soja im Museum*, „*Wir protestieren!*“, *Erzählen mit und über Bilder*) vorgenommen.

2021 wurden zahlreiche Projekte und Formate umgesetzt, die aus Ideen und Konzepten aus dem Museumszwischenjahr 2020 stammen und prinzipielle Überlegungen zu Weiterentwicklungen beinhalten. So hat etwa das Team der Textil- und Bekleidungssammlung im Jänner 2021 auf einem eigenen Instagram-Account (@textileclothingcoll.vkmvienna) zu ihren Beständen gelauncht und gewährt seitdem vielseitige Einblicke in ihre Sammlungsarbeit und kulturanalytischen Erkenntnisse. Aus Überlegungen der Kulturvermittlung zur Dauerausstellung ist das neue Audioformat *Hörgang* entstanden, das neue Perspektiven und Zugänge auf die Ausstellung, aber auch auf einzelne Objekte ermöglicht. Ein neues Format zur zeitlich konzentrierten und dennoch inhaltlich breit gefächerten Darstellung eines Themas war das Festival *MEMENTO MORI*: An elf Tagen fanden über fünfzig Veranstaltungen „rund um den Tod“ statt, an denen insgesamt über 3.600 Besucher*innen teilnahmen.

Neben dem laufenden Museums- und Ausstellungsbetrieb war das Team des Volkskundemuseums mit den Planungen und Arbeiten hinsichtlich des Museumsumbaus beschäftigt. Nachdem 2020 mit externer Begleitung durch Alexander Martos und Niko Wahl (beide Science Communication Research) ein strukturierter Prozess zur inhaltlichen und organisatorischen Neuausrichtung des Museums begonnen worden war, sind seit 2021 zusätzlich zur Kerngruppe weitere interne Arbeitsgruppen aktiv. Es wurden und werden umfangreiche Konzepte in Bezug auf die räumlichen Bedürfnisse der einzelnen Akteur*innen des Hauses entwickelt, auf deren Basis die Generalplanung des Umbaus vollzogen wird.

Im Herbst 2021 begannen auch die Verhandlungen zwischen BMKÖS und der Stadt Wien zur Übertragung des Gebäudes in

temporären Bundesbesitz. Im Frühjahr 2022 wird das mittels Fruchtgenussvertrag vollzogen werden.

Die Vorhaben der Generalsanierung betreffen drei Bereiche: das Gartenpalais, das Depot im Hafen Freudenau sowie das Depot im Bunker im Schönbornpark. Der Konsolidierung der Gebäudezuständigkeit für das Gartenpalais folgt die Anpassung der Trägerstrukturen. Hier wird an einer gemeinnützigen GmbH mit den Gesellschafter*innen Bund und Verein gearbeitet. Das wohl historische Ziel ist eine erstmals rechtsverbindliche Beziehung zwischen Verein/Museum und der öffentlichen Hand.

Im Jahr 2021 wurden zudem erste Kostenschätzungen in Bezug auf Herstellung, Sanierung und neuen Betrieb ab Ende 2026 vorgelegt. Die budgetären Rahmenbedingungen bedürfen weiterer Verhandlungen und vor allem einer Festlegung seitens der öffentlichen Hand.

Sollte alles den Vorstellungen entsprechend klappen, kann ein neues Kultur- und Gesellschaftsmuseum mit beispielhaften progressiven Ansätzen im Sinne einer größtmöglichen Nutzung für alle entstehen. Nutzung meint hier: möglichst viele öffentliche Flächen, offene *door policy*, multidisziplinäre Programmschienen, mehrjährige Themensetzungen, neue Zugänge im Bereich des semipermanenten Ausstellens, ein offener Forschungsbegriff, die Stärkung der demokratischen Gesellschaft.

Der bevorstehende Umbau, der einen temporären Umzug bzw. Auszug der Objekte und Bestände des Volkskundemuseums bedeutet, hat Ordnungs- und Restrukturierungsprozesse in den Sammlungs- und Archivbeständen intensiviert. So wurden die Absiedelung der Objekte von Bunker und hausinternen Depots vorbereitet und umfangreiche Umstrukturierungen im Depot Hafen Freudenau vorgenommen.

Das Jahr 2022 wird davon gekennzeichnet sein, neben einem sehr dichten Programm mit vielen interessanten Themen die Vorbereitungen für das Sanierungsprojekt dahingehend abzuschließen, dass ab 2023 der Ausschreibungsprozess für den Umbau begonnen werden kann.

MATTHIAS BEITL UND MAGDALENA PUCHBERGER,
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

Verein/Österreichisches Museum für Volkskunde 2021.

Übersicht

CORONABEDINGTE SCHLIEßUNGEN DES MUSEUMS

Gesamt 15 Wochen geschlossen

Geschlossen: 1. Jänner 2021 bis 8. Februar 2021

Geöffnet: 9. Februar 2021 bis 31. März 2021

Geschlossen: 1. April 2021 bis 1. Mai 2021

Geöffnet: 2. Mai 2021 bis 28. November 2021

Geschlossen: 29. November 2021 bis 31. Dezember 2021

BESUCHER*INNEN

Gesamt: 14.286

Kulturvermittlung: 1.907

NÖ-Card: 614

ONLINE-TEILNAHMEN

Online-Veranstaltungen gesamt: 11

Teilnahmen gesamt: rund 600

MITGLIEDER IM VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

Neue Mitglieder: 38

Verstorben: 7

Mitgliederzahl (Stand 31.12.2021): 585

ABONNEMENTS

ÖZV-Abos: 225

Buchreihe ÖZV: 4

Buchreihe ÖMV: 2

Objekte im Fokus: 1

Sonderschriften Verein: 2

Abo Kataloge ÖMV: 2

Beiträge/Preise

VEREIN FÜR VOLKSKUNDE, MITGLIEDSBEITRAG

Normalpreis € 27,—

Studierende bis 27. Lebensjahr € 8,—

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE, ABONNEMENT

Normalpreis € 38,—

Mitglieder im Verein für Volkskunde € 26,—

Einnahmen/Ausgaben

EINNAHMEN

Gesamt	€ 924.182,—
Davon die wichtigsten Positionen	
Subvention BMKÖS	€ 640.000,—
(davon € 60.821,— im Dezember 2020 Kontoeingang)	
Förderungen (BMKÖS, andere)	€ 123.351,—
Eigene Einnahmen	€ 154.396,—
Davon Einnahmen aus Vermietungen	€ 70.396,—

AUSGABEN

Gesamt	€ 1.034.920,—
Davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand	
(Mieten, Betrieb, Energie, Sammlungen, Bibliothek ...)	€ 385.126,—
Personalkosten Verein (inkl. Kulturvermittlung)	€ 344.063,—
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung ...)	€ 53.500,—
Ausstellungen	€ 137.752,—
Projekte	€ 54.157,—
Kulturvermittlung (Sachkosten/Rahmenprogramm)	€ 2.762,—
Publikationen	€ 15.677,—
PR, Werbung	€ 23.569,—

Vereinsvorstand

PRÄSIDENT

Wolfgang Muchitsch, Direktor Universalmuseum Joanneum Graz

VIZEPRÄSIDENT*INNEN

Timo Heimerding, vormalig Universität Innsbruck, Institut
für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie
Brigitta Schmidt-Lauber, Universität Wien, Institut
für Europäische Ethnologie

GENERALSEKRETÄR

Matthias Beitzl, Volkskundemuseum Wien

GENERALSEKRETÄR STELLVERTRETERIN

Magdalena Puchberger, Volkskundemuseum Wien

KASSIER

Stefan Benesch, Rechtsanwalt, Wien

KASSIER STELLVERTRETER

Olaf Bockhorn, Universität Wien,
Institut für Europäische Ethnologie

RECHNUNGSPRÜFER*INNEN

Bettina Denk, Steuerberatungskanzlei Umgeher
Günther Denk, Steuerberatungskanzlei Denk

WEITERE GREMIEN

Kuratorium

Wissenschaftlicher Beirat

Personal Österreichisches Museum für Volkskunde

ÜBERBLICK

31 Mitarbeiter*innen (16 Vollzeit, 15 Teilzeit)

Davon 17 Vertragsbedienstete und 14 privatrechtlich
Angestellte über den Verein

FREIWILLIGE MITARBEIT

Arbeitsgemeinschaft Schneeball: 21 Personen, 1.024 Stunden

Volontär*innen: 12 Personen, 1.614 Stunden

AusTraining: 2 Personen, 66 Stunden

Erasmus+: 1 Person 310 Stunden

Projekt Neustart: 2 Personen, 118 Stunden

Berufspraktische Tage: 2 Personen 54 Stunden

Bezahltes Pflichtpraktikum: 1 Person 160 Stunden

Ausstellungen

Dauerausstellung zur historischen Volkskunst
und *Die Küsten Österreichs*

AUS DEM JAHR 2020 WEITERLAUFENDE AUSSTELLUNGEN

- In der Passage: Baumschmuck. Zierde für die dunkle Jahreszeit.
Nora Witzmann
- Im Schloss Dolná Krupá: Auf die Schätze, fertig, los!
Eine Reise um die Werte. EU-Projekt TREASURES

SONDERAUSSTELLUNGEN IM JAHR 2021

- Dust and Data. Artificial Intelligence im Museum. Niko Wahl,
Arthur Flexer, Irina Koerdt, Alexander Martos, Sanja Utech
- Forschungsinstallation Mathilda zum Symposium
Kunstrezeption. Strategien für zukünftiges Ausstellen
- Zwischen den Dingen. Künstlerische Perspektiven zur materiellen
Kultur der Gegenwart. Edith Payer und Gudrun Ratzinger
- Jetzt im Recht! Wege zur Gleichbehandlung. Johanna Zechner,
Vanessa Spanbauer, Niko Wahl

AUSSTELLUNGEN IN DER PASSAGE

- Rasanter Stillstand. Impressionen unter Covid-19.
Susanne Bezdek, Kathrin Pallesstrang
- Schlüssel im Palais. Von Reide, Dorn und Bart.
Susanne Bezdek, Claudia Peschel-Wacha, Eva-Marina Strauss
- Reisen & Andenken. Eine Hommage an das Souvenir.
Nora Witzmann
- Ritt durch die Passage. Objekte rund ums Pferd.
Susanne Bezdek, Nora Witzmann
- Glitzerwelten aus Glasperlen. Gablonzer Christbaumschmuck.
Nora Witzmann

ZUWACHS BEI DEN ONLINE AUSSTELLUNGEN

- „Wir protestieren!“. Von Demos, Hashtags und Gemüse.
Brigitta Schmidt-Lauber und Studierende, Universität Wien
- Erzählen mit und über Bilder. Von privater Fotografie,
Lehrmitteln und Stereotypen. Herbert Justnik und Studierende

- MuSOJAm. Soja im Museum. Die Online Ausstellung zur Bohne. Magdalena Puchberger, Nina Szogs

Veranstaltungen

Rund 150 Veranstaltungen: Tagungen, Workshops, Vorträge, Podiumsgespräche, Führungen, Filmscreenings, Exkursionen. Coronabedingt rund ein Drittel Absagen.

HIGHLIGHTS

- Studie: Recht auf Museum? Aktionswochen mit Befragungen im Volkskundemuseum Wien: Mai/Juni 2021. 202 Besucher*innen. Luise Reitstätter, Universität Wien
- Festival MEMENTO MORI, 7. bis 17. Oktober 2021: 11 Tage, über 50 Veranstaltungen und 3.650 Besucher*innen. Tina Zickler
- ORF Lange Nacht der Museen, 2. Oktober 2021. 389 Besucher*innen
- Neues Audioformat in der Schausammlung: Hörgang

WORKSHOP/TAGUNG

- Tagung des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde. Problematisieren und Sorge tragen. Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens, 6. bis 8. Mai 2021. In Kooperation mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
- Symposium. Kunstrezeption – Strategien für zukünftiges Ausstellen, 1. bis 2. Juli 2021. Im Rahmen von Performing Primal Communism (FWF PEEK-Projekt)
- Conference. Reimagining One's Own. Ethnographic Photography in Nineteenth- and Early-Twentieth-Century Europe, 1. bis 3. Dezember 2021 (online). Herbert Justnik, Martin Keckeis und Julia Schulte-Werning. In Kooperation mit Photoinstitut Bonartes

AKTIVITÄTEN FÜR MITGLIEDER DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE

- Exkursion nach Graz
- Exkursion ins Bezirksmuseum Josefstadt
- Exkursion nach Bruck an der Leitha
- Vortrag: Präventive Konservierung

- Präsentation: Lieblingsobjekte
- Backstageführung
- Vortrag in der Fotosammlung: Die Kustodin Astrid Hammer stellt ihre Lieblingsobjekte vor

Projekte und Forschung

- EU-Projekt TREASURES Schätze aus Zentraleuropa. Kultur Natur Musik im Förderprogramm *INTERREG V-A Slowakei-Österreich*, bilaterales Ausstellungsprojekt, Oktober 2017 bis Juni 2022. Projektleitung: Claudia Peschel-Wacha
- Soja. Wissen – Gesellschaft – Stadt. Projektleitung: Magdalena Puchberger
- Dust and Data. Projektleitung: Alexander Martos, Niko Wahl. Team Volkskundemuseum: Elisabeth Egger, Magdalena Puchberger, Andreas Schmid
- Performing Primal Communism. Projektleitung: Paul-Julien Robert. Forschungssitz: Akademie der bildenden Künste Wien (Institut für bildende Kunst | IBK). Projektteam: Thomas Marschall, Elisabeth Schäfer, Ida Clay. FWF PEEK-Projekt [AR568]
- Konservierung. Reinigung und Aufbewahrung in den Museums-sammlungen. Astrid Hammer
- Realfiktion Klimarechnungshof. Klimaschutz zwischen wissenschaftlicher Evidenz und demokratischer Kontrolle. Projektteam: Alexa Färber, Anna Echtermöller, Milena Bister, Alexander Martos, Herbert Justnik
- Provenienzforschung und Restitution. Claudia Spring
- Recht auf Museum? Eine Studie zu musealen Öffentlichkeitskonzepten und deren Wahrnehmung. Projektleitung: Luise Reitstätter, Projektteam: Anna Frasca-Rath, Karolin Galter, Andrea Mayr (Universität Wien)
- Ein Museum – Ein Objekt – Eine Erzählung. Virtuelle Galerie zur NS-Provenienzforschung und Restitution in österreichischen Museen, Sammlungen und Bibliotheken. Maria Raid, Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Claudia Spring
- European Partnership on the History of Waste des House of European History (Brüssel), Team Volkskundemuseum: Magdalena Puchberger und Lena Nothdurfter

Sammlungen

- Zuwachs (Sammlungen ohne Fotosammlung): 269 Inventar-nummern (ÖMV/89.249–ÖMV/89.517), darunter 260 Schenkungen, 3 Objekte aus Altbestand und 6 angekaufte Objekte, für die € 32,06 ausgegeben wurden
- Zuwachs Fotosammlung: 1.655 Inventarnummern (mit Unternummern 14.100)
- Leihgaben: 68 externe Leihgaben, 7 externe Dauerleihgaben, 331 Objekte für interne Ausstellungen aus dem eigenen Sammlungsbestand, 297 Dauerleihnahmen
- Objektrückgabe: 78 Objekte aus dem Bestand der ehemaligen Außenstelle Alte Klosterapotheke der Ursulinen (Inventar-nummern ÖMV/62.001–62.292) wurden an den rechtmäßigen Eigentümer Bundesimmobiliengesellschaft BIG zurückgegeben
- Digitalisierung: 84.580 (2020: 79.188) in der Sammlungs-management-Datenbank M-Box, Ausbau der Online-Sammlungen und Online-Publikationen

Bibliothek

- 131 ins Besucherbuch eingetragene Nutzer*innen
- Gesamtdatenbestand: 61.372 (2020: 60.786) Titel
- Schriftentausch: 187 Tauschpartner weltweit
- Fortführung des Social-Media-Projektes: 52 Instagram-Beiträge veröffentlicht, davon 14 ausführliche Beiträge nach umfangreichen Recherchen, 185 Instagram-Abonnent*innen

Archiv

- Ordnung, Reinigung, Verzeichnung, Verschachtelung von Teil- und Splitternachlässen: Johann Reinhard Bünker, Anton Dachler, Gustav Gugitz, Vindobona Tamburizzaorchester, Wiener Liedertafel
- Alphabetische Verschachtelung im Personenarchiv von personenbezogenen Materialien (Manuskripte, Korrespondenz)
- Reorganisation des eingelagerten Archivs des Instituts für Gegenwartsvolkskunde IGV im Depot im Hafen Freudenau

- Vorbereitung für die Absiedelung des Plakatarchivs und des Bestandes an Hausplänen, Verzeichnung des Folder- und Plakatarchivs

Provenienzforschung

- Rückgabe von 6 Glasobjekten an die Rechtsnachfolger*innen nach Albert Pollak
- Rückgabe von 174 fotografischen Objekten an die Rechtsnachfolger*innen nach Anna und Konrad Mautner
- Schenkung der fotografischen Sammlung durch die Familie Mautner
- kontinuierlich vertiefte Recherchen zu einzelnen Erwerbungen als Grundlage für weitere Dossiers

Verlag

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Gesamtserie Band 124, 1+2/2021. Wien, Verein für Volkskunde

NACHRICHTEN. VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

- 57. 1/2021. Jänner, Februar, März
- 57. 2/2021. April, Mai, Juni
- 57. 3/2021. Juli, August, September
- 57. 4/2021. Oktober, November, Dezember

Publikationen von Mitarbeiter*innen

HERAUSGABE

- Magdalena Puchberger, Konrad Kuhn (Ed.), Tracking Knowledge. On the History of Changing Disciplinary Identities after 1945 (Special Issue „Cultural Analysis“). Berkeley University of California 2021. Online: www.ocf.berkeley.edu/~culturalanalysis/current.html.

BEITRÄGE

- Matthias Beitzl, Collecting is Communicating. In: Iris Edenheiser,

- Elisabeth Tietmeyer, Susanne Boersma (Hg.): *What's Missing. Collecting and Exhibiting Europe*. Berlin: Reimer, 2021, S. 139–146.
- Astrid Hammer, *Prevention Beats Cure. Simple and Sustainable Approaches in Preventive Conservation*. Eingereicht bei IIC Austria, Restauratorenblätter.
 - Pascal Querner, Astrid Hammer, Peter Brimblecombe u. a., *Climate Change and Its Effects on Indoor Insect Pests and Fungi in Museums – Research Needs and a New Project*. Eingereicht bei Climate (MDPI).
 - Herbert Justnik, *Kolonialismus in der Bauernstube. Oder: Wie sich die Volkskunde ihr Objekt machte*. In: Pia Schölnberger: *Das Museum im kolonialen Kontext*. Wien: Czernin 2021, S. 306–326.
 - Kathrin Pallestrang, Bericht zum Online-Symposium „Face Off: The Provocation and Possibilities of Face Masks and Head Coverings“, Manchester Fashion Institute der Manchester Metropolitan University, 13./14. Jänner 2021. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXXV, Gesamtserie Band 124, Heft 1, 2021, S. 123–129*.
 - Kathrin Pallestrang, Bericht zum Online-Jahrestreffen des ICOM Costume Committee, 30./31. August 2021. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXXV, Gesamtserie Band 124, Heft 2, 2021, S. 369–373*.
 - Claudia Peschel-Wacha, Rezension von Ulrich Magin, *Der Tatzelwurm. Porträt eines Alpenphantoms*. Bozen, Edition Raetia 2020, 232 Seiten, zahlreiche Abbildungen. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXXV, Gesamtserie Band 124, Heft 1, 2021, S. 159–162*.
 - Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik, Kathrin Pallestrang, Katrin Prankl, Magdalena Puchberger, Stellvertreter aus Ton – Coronaviren in der Keramiksammlung. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXXV, Gesamtserie Band 124, Heft 2, 2021, S. 341–348*.
 - Friederike Lassy-Beelitz, Sandra Malez, Claudia Peschel-Wacha, Gabriele Stöger, 30 Jahre Österreichischer Verband der KulturvermittlerInnen. In: *neues museum, die österreichische Museumszeitschrift 21/4, S. 102–104*.

- Magdalena Puchberger, Soja kuratieren – Klima kuratieren.
In: neues museum, die österreichische Museumszeitschrift 21/4,
S. 48–51.
- Magdalena Puchberger, Konrad Kuhn, Tracking Knowledge:
On the History of Changing Disciplinary Identities After
1945. Introductory Remarks. In: Konrad Kuhn und Magdalena
Puchberger: Tracking Knowledge: On the History of Changing
Disciplinary Identities After 1945. Cultural Analysis. Special
Volume 19.2.2021, S. 1–5. Online: www.ocf.berkeley.edu/~culturalanalysis/volume19_2/pdf/Intro.pdf.
- Magdalena Puchberger und Konrad Kuhn, Bericht zur internationalen Tagung „Socialist Folkloristics: A Disciplinary Heritage“.
Online-Tagung via Zoom, Institute of Literature, Folklore and
Art, Riga (Lettland), 16.–18. Dezember 2020. In: Österreichische
Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXXV, Gesamtserie
Band 124, Heft 1, 2021, S. 117–123.
- Maria Raid, Rezension zu Nicolas Jagla, Steckbriefe und
Diebeslisten als Quellen der historischen Kleidungsforschung.
Ein kritischer Vergleich (= Veröffentlichungen zur Volkskunde
und Kulturgeschichte, Bd. 108). In: Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde, Neue Serie Band LXXV, Gesamtserie Band 124,
Heft 2, 2021, S. 404–408.
- Claudia Spring, Maria Raid, The Collections of Anna and Konrad
Mautner in the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art in
Vienna: Seized – Acquired – Restituted – Donated – Exhibited.
In: Network of European Restitution Committees on Nazi-
Looted Art. Newsletter December 2021/12, S. 21–26.

Kulturvermittlung

ALLGEMEINE ENTWICKLUNGEN

- 1.907 Nutzer*innen der Vermittlungsangebote
- Finalisierung des Audioguide- und Podcast-Formats Hörang.
Das Museum für zwischen die Ohren
- Start der Podcast-Workshops Apropos Objekte mit gecko art
- Aufbau eines Kulturvermittlungsarchivs
- Neugestaltung des Kräutergartens
- Partnerschaft im Erasmus+ Projekt UNLOCK

- Kooperationen bei Festivals Bridging the Tongues und Memento Mori
- Teilnahme an Online-Formaten für Menschen mit Demenz-Erkrankungen in Zusammenarbeit mit PROMENZ
- Abhaltung einer Summerschool für Kinder
- Planung eines Inklusionstheaters

AKTIVITÄTEN IN KOOPERATION MIT

- AusTraining Lern.ziel GmbH
- ARGE Inklusives Museum
- BRG/BORG II, „Lessinggasse“
- Caritas der Erzdiözese Wien
- Initiative Achtsamer Achter
- Familienbund Wien
- Hunger auf Kunst und Kultur
- Gruppe gecko art
- kultur & gut e.U.
- Österreichische Kinderfreunde – Landesorganisation Wien
- Kulturverein RückSprache im Projekt Kollektiv Sprachwechsel
- PROMENZ – Initiative von und für Menschen mit Vergesslichkeit
- Verein NEUSTART
- Verein wienXtra-Schulevents
- Verein wienXtra-kinderaktivtage

Kommunikation und Medien

NEWSLETTER

- 40 Aussendungen
- 2.804 Abonnent*innen

HOMEPAGE

- User: 85.888 (2020: 91.430)
- Sitzungen: 120.966 (2020: 121.670)
- Durchschnittliche Sitzungsdauer: 2 Min.

SOCIAL MEDIA

- Facebook-Abonnent*innen: 6.513 (2020: 6.285)

- Instagram-Follower @volkskundemuseumwien: 5.195 (2020: 3.554)
- Instagram-Follower @textileclothingcoll.vkmvienna: 766 (Launch: Jänner 2021)
- Twitter-Follower @Volkskundemuse: 914

DRUCKSORTEN

- Folder, Plakate und Banner zu 3 Sonderausstellungen
- Begleithefte zu 5 Ausstellungen in der Passage
- Beilage in der Straßenzeitung Augustin (Ausgabe 541, Dez. 2021, in Kooperation mit der Gleichbehandlungsanwaltschaft)

MEDIENPRODUKTIONEN

- 5 Filme und Videos zu Projekten und Ausstellungen (Soja, Schlüssel, Textilsammlung)
- 2 Audiorundgänge im Audio Format Hörang: Dauerausstellung, Die Küsten Österreichs

Kooperationspartner*innen

Achtsamer Achter, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung – Kulturabteilung, ARGE Inklusives Museum, Artmagazine, Atelier Seniorenbund (im Rahmen der Initiative Achtsamer Achter), AusTraining Lern.ziel GmbH, Beacon Wave (Iași/Rumänien), Bezirk Josefstadt, Bezirksmuseum Josefstadt, BÖKWE, Caritas der Erzdiözese Wien, Central College Vienna, Club Wien, Complexul Muzeal National Moldova Iași (Iași/Rumänien), CPA di Giuseppina Bomba (Lanciano/Italien), Die Vielen, DIG Diakonie in der Gemeinde, Donau-Universität Krems – Institut für Kulturgeschichte und Museale Sammlungswissenschaften, dotdotdot – Verein zur Kultivierung der kurzen Form, E.S.E.L. KG – Kunst Kommunikation Gesellschaft, Espacio Rojo (Madrid/Spanien), Ethniko Kentro Erevnas kai Diasosis Sholikou Ylikou (Athen/Griechenland), Familienbund Wien, familybox – Pädagogisches Bildungsinstitut, Forum Obdach Wien, Fundacion Uxio Novoneyra (Lugo/Spanien), GIF – Gesellschaft unabhängiger iranischer Frauen in Österreich, Gleichbehandlungsanwaltschaft des Bundes, Horizon Europe Crossover Wissenschaft & Forschung und Kunst, Hunger auf Kunst und Kultur,

ICOM Österreich, IG Bildende Kunst, INDI – Individualisiertes Arbeitstraining, Insieme Per Camminare, (Rossano/Italien), Josefstadt Card, KoGa – Jugendtreff Kochgasse, kultur & gut e.U., kulturen in bewegung – Vienna Institute for International Dialogue and Cooperation (VIDC), Luups Gutscheinebuch, Museums for Future, Museumsbund Österreich, Museumsmanagement Niederösterreich, Musisches Zentrum Wien, Muzeum Etnograficzne oddział Muzeum Narodowego w Poznaniu (Polen), Netzwerk Frauenrechte Amnesty International Österreich, NÖ Card, OeAD – Österreichischer Austauschdienst, Orange the World mit Soroptimist Austria und UN Women, Ö1 Club, Österreichischer Fachverband für Volkskunde, Österreichischer Integrationsfonds, Österreichische Kinderfreunde – Landesorganisation Wien, Österreichische Mediathek – Technisches Museum Wien, Österreichisches Rotes Kreuz – Landesverband Wien, Österreichische UNESCO-Kommission, Photoinstitut Bonartes, queraum. kultur- und sozialforschung, Science Center Netzwerk, Slowakisches Nationalmuseum – Historisches Museum, Slowakisches Nationalmuseum – Musikmuseum, Stadtgemeinde Marchegg, Theater in der Josefstadt – JosefstädterKarte, unik.at – Berufsintegrationsprojekt des Vereins Humanisierte Arbeitsstätte, Universität Wien – Institut für Europäische Ethnologie, Verein NEUSTART, Verein Promenz, Verein wienXtra-Kinderaktivtage, Verein wienXtra-Schulevents, Vienna City Card / Wien-Karte, weltgewandt-ev.de – Institut für interkulturelle politische Bildung e.V. in Berlin, Wiener Hilfswerk, WUK CoachingPlus

Wir danken unserem Hauptsponsor Erste Bank.

Bericht zum Workshop „Taktgeber: ‚Volkstanz‘ als gesammeltes Wissen und temporale Praxis“, Innsbruck, 30. Juni 2021

„Volkstanz“ ist eine kulturelle Praxis, die schon früh (kultur-)wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hat und deren Erforschung entsprechend mit der Konstruktion der Praxis auf das Engste verknüpft ist. Gerade in den politisch-ideologischen Kontexten von „Tirol“ waren forschende und pflegende Tätigkeiten verflochten, sowohl personell wie institutionell. So waren das Ehepaar Karl und Grete Horak seit den frühen 1920er Jahren aktiv, wobei sich entsprechendes Wissen als bis in die Gegenwart wirkmächtig erweist. Den konkreten Wissenspraktiken, den zeithistorischen Kontexten und den mit der Rekonstruktion historischer Tanzforschung verbundenen methodischen Schwierigkeiten widmete sich der von Konrad Kuhn, Manuela Rathmayer und Anna Larl am 30. Juni 2021 ausgerichtete interdisziplinäre Workshop „Taktgeber: ‚Volkstanz‘ als gesammeltes Wissen und temporale Praxis“ an der Universität Innsbruck.

Ausgehend von ihrem vom Land Tirol geförderten Forschungsprojekt *Im Takt? Wissen, Praktiken und Politiken von „Volkstanz“ in Tirol* wurden theoretische, methodologische und inhaltliche Perspektiven aus den Kultur-, Geschichts-, Tanz- und Musikwissenschaften zusammengeführt und weiterführende Fragen diskutiert. Im Fokus des Workshops standen dabei Herstellung, Bewahrung und Weitergabe von Wissen über „Volkstanz“ in Tirol sowie die Kontexte, in denen derartige Wissensbestände zirkulierten und bis heute zirkulieren. Als zweiter zentraler Punkt wurde der Blick auf Tanz als soziokulturelle Praxis gelegt sowie Zugänge zu inkorporiertem Wissen und zur Rolle von Körperlichkeit innerhalb empirischer und archivalischer Forschung besprochen.

Der Workshop mit dem Ziel des gedanklichen Austausches und des gemeinsamen Denkens unter Expert:innen fand in hybrider Form statt; in Präsenz anwesend waren Thomas Nußbaumer (Musikwissenschaften), Andrea Sommerauer (Geschichtswissenschaften), Magdalena Puchberger (Europäische Ethnologie), Sandra Hupfaut (Musikwissenschaften), Bernhard Mertelseder (Geschichtswissenschaften) und Nikolaus Hagen (Geschichtswissenschaften). Über Zoom war Nicole Haitzinger (Tanzwissenschaften) aus Paris

zugeschaltet. Der Workshop begann mit einer thematischen Projektvorstellung, gefolgt von bewusst disziplinär fokussierten Inputs zu offenen Fragen und Anknüpfungspunkten. Danach war Raum für die Präsentation von mit „Volkstanz“ verbundenen Quellen aus institutionellen Archiven, wobei bewusst viel Platz für Diskussion und Austausch gegeben wurde.

Einführend stellten Anna Larl und Manuela Rathmayer das von September 2020 bis September 2022 laufende und durch den Fonds für Erinnerungskultur des Landes Tirol geförderte Projekt vor. Konkrete Ausgangspunkte sind die Arbeitsgemeinschaft Volkstanz sowie das im Bereich der Volkstanz- und Volksliedpflege engagierte Ehepaar Karl (1908–1992) und Grete (1908–1996) Horak. Methodologisch verbindet das Projektteam historisch-archivalische Quellenarbeit mit gegenwartsorientierten ethnografischen Verfahren und Fragestellungen. Als weiterführende Themenkomplexe wurden zum einen Körperlichkeit und Geschlecht in der Volkstanzforschung und zum anderen volkskundliche Wissenskulturen in der österreichischen Volkstanzforschung identifiziert.

Thomas Nußbaumer formulierte in seinem Input die Frage nach den Wechselwirkungen von programmatischen Vorstellungen, etwa über „Volk“ und „Tiroler Volkstanz“, und Tanzpraxis. Dies vor dem Hintergrund einer Konjunktur von „Volkstanz“ im Nationalsozialismus. Jener Aufschwung war durchaus ideologisch gelenkt und ging ebenso mit exkludierenden Perspektiven einher. Auch wenn die deutschsprachige Forschung von Volkstanz in den letzten Jahrzehnten stagnierte, hat sich doch gerade die musikwissenschaftliche Beschäftigung mit Tanz als fruchtbar erwiesen. In ihrem Input hob Nicole Haitzinger die Eingebundenheit von Volkstanz in gesellschaftliche Zirkulationsprozesse hervor. Sie sprach sich dafür aus, Tanznotationen auch ohne musiktheoretisches Vorwissen als Quellen zu lesen und diese auf Vorstellungen von Körper, Gender und Sozialität hin zu befragen. Dies gerade mit dem Ziel, die Nachwirkungen der Ideologisierung in der Vergangenheit zu überwinden und die „Leerstelle Volkstanz“ einer kritischen transdisziplinären „Revision“ zu unterziehen. Manuela Rathmayer stellte zur Diskussion, inwieweit dabei auch der forschende Körper selbst ein Analyseinstrument darstellen kann: So verfüge Tanz nach Christoph Wulff über einen „performativen Überschuss“, der weder versprachlicht noch verschriftlicht

werden kann. Eine ethnografische Annäherung an diesen Überschuss könne, so Rathmayer, über den Erwerb von implizitem Wissen, wie das Erlernen der entsprechenden Tänze und das aktive Mittanzen, erfolgen. Sandra Hupfaut merkte an, dass es gerade das gemeinschaftliche Erleben sei, das Volkstänze in Abgrenzung zu anderen Tänzen, wie etwa Schautänzen, kennzeichne und auch attraktiv mache. Zudem sei das „Selberkönnen“ immer wieder als besondere Expertise der in die Volkstanzpflege involvierten Personen ausgewiesen worden, berichtete Konrad Kuhn mit Verweis auf die Aufzeichnungen rund um Karl Horak und die ARGE Volkstanz. Im bisher gesichteten Quellenmaterial etwa würden laufend Distinktionen zwischen Expert:innen, Lai:innen und Wissenschaftler:innen gezogen; die Volkskunde wird darin als Schnittstelle zwischen Praxis und Wissenschaft dargestellt. Im Zuge des Projekts soll an diesen Positionierungen angesetzt werden und eine kritische fachgeschichtliche und wissensanthropologische Auseinandersetzung mit der Rolle der damaligen Volkskunde in der Produktion von Wissen über „Volkstanz“ und „Volkskultur“ erfolgen. Magdalena Puchberger plädierte vor dem Hintergrund des reichhaltigen Quellenmaterials im Volkskundemuseum Wien dafür, den Blick auf ökonomische Beziehungen zu richten, um die Netzwerke zwischen Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und dem Tiroler Vereinswesen sichtbar zu machen. Auch Andrea Sommerauer sprach sich für diese Vorgehensweise aus, wies aber auf die außerordentlich komplexe Ausdifferenzierung der Vereinsstrukturen, gerade im ländlichen Raum, hin. Einzelne Personen nähmen darin zugleich Doppelrollen und Schlüsselpositionen ein; so auch Karl und Grete Horak, die in einer Vielzahl von Kontexten wirkten. Die Quellenlage zu den persönlichen und institutionellen Beziehungen der beiden sei jedoch unsicher und dürftig, die bisher vorliegenden Darstellungen divergieren stark und sind auch in der Bewertung ambivalent. So hoben Thomas Nußbaumer und Nikolaus Hagen, die sich in vergangenen Forschungsprojekten ebenfalls mit dem Ehepaar Horak auseinandergesetzt haben, die bislang unterschätzte Rolle Grete Horaks hervor, die mit ihren Aufzeichnungstätigkeiten und Publikationen zur Kinderreimforschung wesentlich zur Prägung des Wissens über Volkstanz in Tirol beitrug. Anna Larl thematisierte wiederum die Zwischenposition Karl Horaks, der beispielsweise von Richard Wolfram als Volkskundler geschätzt und

anerkannt wurde, in anderen Kontexten allerdings explizit als Nicht-Wissenschaftler und Laie ausgewiesen worden war.

Im Anschluss folgte die gemeinsame Diskussion von Quellen und mitgebrachten Funden: Magdalena Puchberger stellte Erwähnungen Horaks in unterschiedlichen Sammlungen des Volkskundemuseum Wien vor. Weiters besprochen wurden historische Plakate und Werbungen für Tiroler Volkstanz, die von Sandra Hupfaut zur Diskussion gestellt wurden, sowie Auszüge aus Protokollen, Zeitschriften und Gutachten, eingebracht von Nikolaus Hagen. Bernhard Mertelseder gab einen Überblick über bestehende Datenbanken sowie regionale und lokale Sammlungen zu Volkstanz in Tirol. Eine massive Einschränkung der Zugänglichkeiten stellte die pandemiebedingte Schließung von Archiven dar – inzwischen konnten die Recherchetätigkeiten für das Projekt jedoch wieder aufgenommen werden. Als nächste Schritte sollen Zeitzeug:innen ausfindig gemacht und interviewt sowie Tanzveranstaltungen besucht werden.

Abschließend bedankte sich Konrad Kuhn für den gewinnbringenden Austausch und unterstrich die Wichtigkeit der Erforschung von vermeintlich „weichen Themen“ wie Blasmusik, Volkstanz, Volksmusik und Volkskultur, die im öffentlichen Diskurs allzu oft von „harten Themen“, wie NS-Aufarbeitung, Antisemitismus und Machtpolitiken, überlagert werden würden. Gerade in einer solchen lebensweltlich-alltagskulturellen Perspektive sind vom Forschungsprojekt weitere Resultate zu erwarten, die das Zusammenwirken von ästhetischer Qualität, der sprichwörtlichen „Herzeigbarkeit“ von „Volkstanz“, aber eben auch von politischen Funktionalisierungen von tanzenden Praktiken verstehen helfen.

MELANIE HABERL

**Bericht zur Konferenz „Verletzbarkeit & Institutionen.
Anrufen – Aushandeln – Antworten“, Universität Innsbruck,
28. bis 29. September 2021**

Welche Rolle spielen institutionelle Strukturen, wie Bildungseinrichtungen oder Behörden, bei der soziokulturellen Herstellung, Aufrechterhaltung und Intensivierung von Verletzbarkeit?

Dieser Frage nachzugehen, luden die Organisatorinnen Michaela Bstieler (Institut für Philosophie, Universität Innsbruck), Sarah Nimführ (Abteilung Kulturwissenschaft, Kunstuniversität Linz), Stephanie Schmidt (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck) und Judith Welz (Institut für Zeitgeschichte, Universität Innsbruck) virtuell nach Innsbruck. Mit Verweis auf Judith Butler gingen sie davon aus, Verletzbarkeit sei eine „Primärerfahrung des Ausgeliefertseins“ im gesellschaftlichen Zusammenleben, die unterschiedlich wahrgenommen, angeeignet und umgedeutet wird. In den Fokus der Tagung stellten die Organisatorinnen Diskurse und Praktiken des Anrufens einzelner Subjekte oder Subjektpositionen als verletzbar, das Aushandeln dieser Zuschreibungen und das Antworten darauf innerhalb institutioneller Settings. Institutionen wurden dabei nicht als homogene Gebilde verstanden, doch aber als konkrete, physisch lokalisierbare Orte, in denen sich auf je unterschiedliche und spezifische Weise Kräfte bündeln. Mit acht Panels an zwei Tagen und insgesamt 22 Beiträgen neben der Keynote „Für ein Sorge tragendes Kino“ von *Brigitta Kuster* (Berlin) und einer Kunstperformance von *Judith Klemenc* (Innsbruck): „Muschel – Stadtrandläuten. Answers From The Periphery“, bot die Veranstaltung ein dichtes Programm und vielfältige Anregungen.

Der Kürze des Formats geschuldet, wird im folgenden Bericht auf Vollständigkeit verzichtet, verweisen möchte ich aber auf das online veröffentlichte Abstract-Booklet, eine Auswahl an ausgezeichneten Beiträgen und die Ankündigung eines Forschungsbandes.¹

Das erste Panel (moderiert von *Flavia Guerrini*, Innsbruck) ging der Frage nach, welche Praktiken die Universität zum Schauplatz von Verletzbarkeit werden lassen. *Frede Macioszek* (Berlin) machte

1 <https://www.uibk.ac.at/fsp-kultur/verletzbarkeit-institutionen/>.

anhand einer evokativ-autoethnografischen Erzählung auf verletzende Erfahrungen von Klassismus in Kontexten wissenschaftlicher Konferenzen aufmerksam – konkret thematisierte Macioszek das Vorstellen Vortragender durch Moderator*innen oder Organisator*innen.

Adham Hamed und *Juliana Krohn* (beide Innsbruck) betrachteten aus der Perspektive der Friedens- und Konfliktforschung Universitäten als Orte, in denen durch die Ausübung struktureller, kultureller und epistemischer Gewalt Verletzbarkeit hergestellt wird. Dem zu begegnen, schlugen die beiden das Konzept der „institutional responsibility“ vor, das Universitäten in die Pflicht nehmen soll, im Sinne einer Verantwortlichkeit der Institution für die Interessen der Involvierten zu handeln.

Lea Braitsch und *Philipp Seitzer* (beide Köln) zeigten anhand von „Erfahrungen struktureller Vulnerabilität im institutionellen Rassismus“ auf, dass es zu unterscheiden gilt zwischen der „existenzielle[n] Bedeutung des Vulnerabilitätsbegriffs“ und einem „durch Gewalt- und Machtverhältnisse verursachten, ungleich verteilten Risiko, verletzt zu werden.“ Diese ungleiche Verteilung des Risikos für Verletzungen definierten sie als *strukturelle Vulnerabilität*. Aus Sicht der Erziehungs- und Rehabilitationswissenschaften plädierten sie für eine „Kultivierung der eigenen Verwundbarkeit“, die der strukturellen Ungleichverteilung entgegenstehen könnte, sozusagen als Akt der Solidarität mit in prekäre Lagen gebrachten Menschen.

Drei philosophische Beiträge im zweiten Panel (moderiert von *Sergej Seitz*, Innsbruck) lenkten den Blick auf „Momente und Inszenierungen leiblicher Verletzbarkeit“. *Michaela Bstieler* (Innsbruck) setzte sich in ihrer phänomenologischen Lektüre mit Haut als „fragile[m] Organ, das vor Gewalt nicht schützen kann“, auseinander, während *Leyla Sophie Gleissner* (Paris/Wien) eine von Jacques Derrida informierte, „kritisch-ethische Perspektive auf Zeug*innenschaft“ entwickelte. *Miriam Metze* (Regensburg) bot mit dem Beitrag „Sich die Blöße geben“ einen theoretisch weit gespannten Überblick und schlug vor, durch eine „Politik der Blöße“ das Zeigen von Verwundbarkeit positiv zu deuten, nämlich nach Hannah Arendt „als Handlung im ausgezeichneten Sinn“.

Das dritte Panel (moderiert von *Christian Loos*, Hannover) bot den Rahmen, um „Ambivalenzen und Politiken von Schutzbedürftigkeit“ innerhalb von Sorgebeziehungen zu untersuchen. Eine

interdisziplinäre Studie dazu stellten die Historikerin *Anic-Sophie Davatz* und die Soziologen *Lukas Neuhaus* und *Roland Becker-Lenz* (alle Olten) vor. Sie zeigten am Beispiel einer Fallaktenanalyse für den Untersuchungszeitraum der 1960er Jahre bis in die Gegenwart auf, wie Schutzbedürftigkeit durch Erwachsenenschutzbehörden bei sogenannten Gefährdungslagen in der Schweiz ausgehandelt wurde und wird. Dabei sei eine sich offenbar wandelnde Vorstellung von Sittlichkeit maßgeblich für die Beurteilung der Fälle und die behördliche Intervention.

Felix Gaillinger (München) skizzierte „Unterhaltskonflikte junger Volljähriger“, die Ansprüche gegen ihre Väter geltend machen wollen. Das Erreichen der Volljährigkeit bedeute oftmals einen einschneidenden Umbruch, so endet damit beispielsweise in Deutschland die Rechtsvertretung durch das Jugendamt bei Unterhaltsklagen. Anhand eines empirischen Fallbeispiels zeigte Gaillinger, dass das Jugendamt trotzdem maßgeblichen Einfluss beibehält.

Tina Jung (Gießen) konzentrierte sich auf „Gewalt in der Geburtshilfe“, ein Phänomen, das erst allmählich in die öffentliche Aufmerksamkeit rücke. Jung stellte dazu Teilergebnisse aus dem Forschungsprojekt *Gewalt gegen Frauen während der Geburt in geburtshilflichen Einrichtungen*² vor und skizzierte den Widerstand gegen diese Form geschlechterspezifischer Gewalt als „globalen Kampf“.

In Panel vier (moderiert von *Stephanie Schmidt*, Innsbruck) zeigte die Soziologin *Olga Galanova* (Bochum) anhand des Beispiels des Geheimdienstes der ehemaligen DDR (Stasi) auf, dass und wie auch staatliche Strukturen verletzbar sind. Aus Sicht der Erziehungswissenschaften und der Sozialen Arbeit untersuchten *Zoe Clark* (Siegen) und *Fabian Fritz* (Hamburg) die Polizeipraktiken des „Racial und Spacial Profiling“. Sie verdeutlichten, dass damit Kontrollpraktiken des europäischen Grenzregimes zur alltäglichen und bedrohlichen Erfahrung von davon betroffenen Menschen im „Landesinneren“ gemacht werden.

Am zweiten Tag der Konferenz lenkte Panel fünf (moderiert von *Judith Welz*, Innsbruck, und *Sarah Nimführ*, Linz) die

2 https://www.uni-giessen.de/fbz/fbo3/institutefbo3/ifp/forschung/bereiche/gender_studies/dgng/forschungsprojekte/gfge_projektbeschreibung (Zugriff: 29.1.2022).

Aufmerksamkeit auf die (De-)Konstruktion weiblicher Verletzbarkeit. *Beatrice Odierna* (München) setzte sich mit dem „Motiv der Verletzbarkeit ‚gefluchteter Frauen‘“ auseinander und eröffnete damit ethnografische Einblicke in das Feld der Fluchtsozialarbeit. Deutlich wurde die Rolle der Sozialen Arbeit als Agentur der *Veränderung* und Anrufung von Frauen als verletzbare und schutzbedürftige, aber auch als zu stärkende Subjekte. Dieses Bild, das im Feld selbst und in der Logik der Finanzierung und Etablierung von Förderprogrammen perpetuiert wird, so die Schlussfolgerung, trage dazu bei, dass die damit adressierten Frauen ungehört bleiben, auch wenn – wie das empirische Material deutlich zeigte – Akteur*innen im Feld durchaus mit Widerstand und Unbehagen darauf reagieren.

Lea Ulmer (Karlsruhe) stellte Ergebnisse aus ihrer soziologischen Masterarbeit vor, für die Ulmer sich aus dem Blickwinkel interventionistisch-engagierter Wissenschaft heraus auf die Beziehung zwischen alleinerziehenden geflüchteten Frauen und dem Jugendamt in Deutschland konzentrierte. Um das dabei zutage tretende Abhängigkeits- und Dominanzverhältnis zu beschreiben, entwickelte Ulmer den Begriff der „Wegnehmbarkeit von Kindern“ und benennt damit eine spezifische Verletzbarkeit geflüchteter Frauen in der Begegnung mit Fürsorgeinstitutionen.

Die Beiträge des sechsten Panels (moderiert von *Dejan Lukovic*, Innsbruck) waren mit *Ralf Gisinger* (Wien), *Michelle Poyer* und *Susanne Prummer* (beide Wien) und *Anna Menzel* (Frankfurt am Main) auf das Erfahren von Verletzbarkeit in Krisenzeiten ausgerichtet. Hervorzuheben ist der Appell Gisingers, die „Menschheit“ des „Anthropozäns“ nicht homogen und universal zu denken, sondern mit Donna Haraway von einem „homogenisierten, universalisierten sowie unifizierten Konzept“ auszugehen, das es vermag, Ungleichheit und ungleiche Gefährdung angesichts krisenhafter Phänomene zu verschleiern.

Theoretisch fundiert stellte die Politikwissenschaftlerin *Magdalene Hengst* (Frankfurt am Main) zu Beginn des siebten Panels (moderiert von *Jan Hinrichsen*, Innsbruck) Giorgio Agambens Konzept des „Homo Sacer“ vor. Damit sei eine „einschließende Ausschließung“ beschrieben, eine Lage also, in der Menschen dem Recht (Untersuchungsgegenstand sind nazistische Konzentrationslager) ausgeliefert sind, das Recht aber nicht schutzsuchend anrufen

können. Dies verband Hengst sehr plausibel mit Jean Améry's Konzept der „Entmenschung“ – was einer radikalen Aberkennung des Mensch-Seins entspreche. Mit der Entmenschung sei immer die Position des „Gegenmenschen“ verbunden, aus der heraus gehandelt wird, um das Gegenüber zu verletzen und zum „tötbaren Körper“ zu machen.

Hendrik Richter und *Josefine Wagner* (Arbeitsbereich Inklusive Pädagogik Innsbruck) präsentierten Ergebnisse aus ihrer ethnografischen Forschung zur Produktion von „schulische[n] Verletzbarkeiten“, dabei definierten sie Schule als einen Ort „verletzende[r] Anrufungen“, aber auch der Aneignung, Umdeutung und Zurückweisung dieser. Eindrücklich konnte dies am Beispiel eines Sprachspiels in einer Grundschule gezeigt werden, das verdeutlichte, wie Schüler*innen, auch angesichts der vordergründigen Abwertung durch die Lehrperson, unter anderem Autorität über Wissen für sich reklamieren und Sprache erlernen.

Ebenfalls aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive untersuchte *Phries Sophie Künstler* (Halle-Wittenberg) prekäre Subjektivierungsprozesse innerhalb wohlfahrtsstaatlicher Institutionen, im Konkreten ging sie den Erfahrungen „junger erwerbslose[r] Mütter[] in aktivierenden Arbeitsmarktmaßnahmen“ nach und verwies mit Isabell Lorey darauf, dass Verletzbarkeit stets auch mit produktiven (Selbst-)Regierungs- und Subjektivierungsweisen einhergehe.

Das achte Panel (moderiert von *Michaela Bstiel*, Innsbruck) stellte unter dem Titel „Sich Verweigern“ widerständiges Handeln innerhalb „normativer Ordnungssysteme“ in den Mittelpunkt. Die Beiträge thematisierten dieses auf der Ebene einzelner Körper (*Charlotte Bomert*, Wien), aktivistischer Gruppen (*Tanja Vogler*, Innsbruck) und politischer Theorie (*Aaron Bruckmiller*, Jena).

Abschließend darf betont werden, dass diese hervorragend organisierte Innsbrucker Tagung – übrigens eine Kooperation der Kunstuniversität Linz (Abt. Kulturwissenschaft) und des Doktoratskollegs *Dynamiken von Ungleichheit und Differenz im Zeitalter der Globalisierung* (Universität Innsbruck), zweifellos vielfältig zur weiteren Bearbeitung des Themas anregt und der angekündigte Forschungsband mit Spannung zu erwarten ist. Dabei möchte ich mich dem Anliegen der Organisatorinnen, den Fokus verstärkt auf die „ungleiche Verteilung unterschiedlicher Vulnerabilitäten und

Intensitäten derselben“ zu legen, unbedingt anschließen. Weiter nachgespürt werden könnte damit auch der, bei Judith Butler mit den unterschiedlichen Begriffen *precariousness* und *precarity* angelegten, Unterscheidung zwischen der Annahme einer grundsätzlichen, quasi universalen Verletzbarkeit des Lebendigen und der ungleichen Gefährdung in minorisierenden, diskriminierenden und subalternisierenden Positionen, verletzt zu werden.³ Stärker auszuarbeiten wäre dafür sicherlich die Dynamik und Prozesshaftigkeit, verletzender und potenziell verletzbarer machender Praktiken und Diskurse, auch die Wechselbeziehung zwischen Prekarisierung und Privilegierung. Dafür böte sich meines Erachtens der Begriff Vulnerabilisierung⁴ an, der das Prozesshafte und Performative des Verletzbar(er)-Machens zum Ausdruck bringt, allerdings im Kontext der sogenannten Vulnerabilitätsforschung bereits – mit etwas anderer Konnotation – verwendet wird. Zu befragen wäre aber jedenfalls auch die Historizität von Verletzbarkeit und zu klären, was in einer je konkreten – historischen wie sozialen – Situation als Verletzung zu gelten hat. Eine Bemerkung sei an dieser Stelle noch erlaubt: Neben den vorgebrachten Beispielen aus dem menschlichen Zusammenleben würde sich auch die Analyse von Interspezies-Relationen anbieten, um zu untersuchen, wie Praktiken und Diskurse das Risiko, verletzt, ausgebeutet oder getötet zu werden, ungleich verteilen und diese ungleiche Verteilung legitim erscheinen lassen.

NADJA NEUNER-SCHATZ

- 3 Judith Butler: *Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence*. London, New York 2004, S. 128–151; Dies.: *Performativity, Precarity and Sexual Politics*. In: *AIBR: Revista de Antropología Iberoamericana* 3 (4) (Septiembre–Diciembre), 2009, <http://www.aibr.org/antropologia/04v03/criticos/040301b.pdf> (Zugriff: 6.11.2021); Judith Butler, Gambetti Zeynep, Leticia Sabsay (Hg.): *Vulnerability in Resistance*. Durham 2016. Siehe auch: Florian Pistor: *Vulnerabilität: Erläuterungen zu einem Schlüsselbegriff im Denken Judith Butlers*. *Zeitschrift für Praktische Philosophie* 1 (3), 2016, 233–272, <https://www.praktische-philosophie.org/zfpp/article/view/105/101> (Zugriff: 6.11.2021).
- 4 Vgl. dazu beispielsweise: Hildegund Keul: *Die Privilegierung von Männern vulnerabilisiert Frauen. Ein verwundbarkeitstheoretischer Blick auf Kate Mannes „Down Girl“*. In: *ethik und gesellschaft. ökumenische zeitschrift für sozialetik* 2, 2020, <https://open-journals.uni-tuebingen.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2020-art-4/749> (Zugriff: 6.11.2021).

**Bericht zur Tagung „Urban Space and Landscapes.
Stadt- und Raumforschung im Nexus zwischen Theorie
und Empirie“, Institut für Europäische Ethnologie Wien,
25. und 26. November 2021**

Wie können wir Raumtheorie als analytisches Werkzeug eigentlich fassen? Und wie können (Stadt-)Raumforschungen und (Stadt-)Raumtheorien sinnvoll miteinander verbunden werden? Der Diskussion dieser Fragen näherten sich die Teilnehmer:innen dieses zweitägigen multidisziplinären Online-Workshops anhand vielfältiger Themen, konkreter Beispiele aus ihrem Forschungsalltag und unterschiedlicher empirischer Zugänge und Methoden. Die beiden Veranstalterinnen *Sarah Nimführ* (Linz) und *Cornelia Dlabaja* (Wien) hatten die Teilnehmenden im Vorfeld gebeten, kurze Videoclips einzureichen, die als thematische Einführung zum jeweiligen Vortrag dienten und bereits als Vorbereitung für die Tagung gesichtet werden konnten. Über beide Tage verteilt, fanden zwölf 15-minütige Vorträge statt, die in drei thematische Panels – Raumwahrnehmung, relationale Raumtheorie sowie kritische Raumtheorie – unterteilt waren. Einen besonderen Einblick in Raumtheorien und Methoden der Raumforschung erhielten die Teilnehmenden in der Keylecture von *Martina Löw* (Berlin).

Cornelia Dlabaja (Wien) hielt mit „Stadt- und Raumforschung im Nexus von Theorie und Empirie“ den Einführungsvortrag zu Thema und Titel der Tagung. Darin gab sie Einblicke in Raumkonzepte, Raumtheorien sowie Formen der visuellen Repräsentation von Raum. Einen besonderen Fokus legte Dlabaja dabei auf das in den Sozial- und Kulturwissenschaften vorherrschende Verständnis relationaler Raumproduktionen, welches sich vor allem seit dem Vollzug des *Spatial Turn* in den 1980er Jahren dort etabliert hat. Zu Beginn ihres Vortrages hob sie zudem hervor, dass Raumtheorien eng mit Gesellschaftsanalysen verbunden seien, und führte diese Feststellung im Laufe ihres Vortrages zum einen anhand ihrer Lehrerfahrungen aus, zum anderen aber auch am Beispiel ihrer laufenden Forschungsprojekte zu umkämpften Raum- und Bedeutungsproduktionen in der Wiener Seestadt Aspern sowie der Hafenstadt Venedig.

Sophie Mélix (Berlin) beleuchtete in ihrem Beitrag „Imaginäre Welten: Raumkonstitution in digitalen Bildwelten der Stadtentwicklung“ Darstellungspraktiken, Herstellung von Raumwissen und Legitimationsstrategien im spekulativen Urbanismus am Beispiel der zwei Stadtentwicklungsprojekte Hudson Yards (New York, USA) und Eko-Atlantik (Lagos, Nigeria). Den Fokus ihres Vortrages legte sie dabei auf die in der Architektur und Stadtentwicklung verbreiteten Renderings, die als digitale Visualisierungen von Bauprojekten und zukünftigen Orten im urbanen Raum nicht nur Bauprojekte bewerben, sondern auch die Vorstellungen und Imaginationen von Raum und Raumnutzung der Betrachtenden beeinflussen.

In ihrem Vortrag „Third Space Walks. Flaneusen zwischen digitalen und materiellen Realitäten im öffentlichen Raum“ näherte sich *Mirjana Mitrovic* (Berlin) aus feministischen und postkolonialen Perspektiven sowie anhand ausgewählter Kultur- und Raumtheorien Walter Benjamins der Frage nach der Hybridisierung von Stadtraum durch voranschreitende Digitalisierungsprozesse. Dabei hob sie besonders das Potenzial der Flanerie als Methode zur Gewinnung von Erkenntnissen über die Stadt und die in ihr lebende Gesellschaft hervor. Zum Abschluss ihres Vortrages präsentierte die Vortragende zudem ihre künstlerischen Auseinandersetzungen mit den Materialien und Erkenntnissen vergangener Forschungen, die sie in Ausstellungen und Räume der Wissensvermittlung transformiert hatte.

Einblicke in ihre Forschungen zum räumlichen und sozialen Strukturwandel verschiedener deutscher Städte gab *Lina Schröder* (Würzburg) in ihrem Beitrag „Dynamische Eigenräume im Stadtraum“. Diesen Wandel untersucht sie anhand vormoderner Orte wie Kirchen, Stadtbefestigungen, Brücken oder Marktplätze, die sie aufgrund ihrer Gemeinsamkeit als feste, materielle Standorte im Stadtraum auswählte. Als Quellen dienen ihr aktuelle und historische Karten und Schriftquellen sowie archäologische und kunsthistorische Befunde. Mit dem Stadtplaner Kevin Lynch und dem Sozialtheoretiker Niklas Luhman versteht sie diese Orte als soziale Systeme und Segmente, die zum einen in einer gewissen Beziehung zueinander stehen, die zum anderen vor allem aber auch mit den sie nutzenden Individuen verbunden sind. Der Strukturwandel zeigt sich anhand der dort stattfindenden und sich transformierenden Kontaktsysteme

und Inklusionsmechanismen sowie der sich verändernden gesellschaftlichen Erwartungen, die an diese Orte gestellt werden.

Victoria Huszka (Bonn) legte in ihrem Beitrag „Neue Arbeit – neue Landschaft? Imaginationen postindustrieller Zukünfte in alltagsweltlichen Bildproduktionen mit Instagram“ den Fokus auf das raumtheoretische Gerüst, mit welchem sie sich dem empirischen Material aus ihren Forschungen zum strukturellen Wandel, aber auch zum Bedeutungswandel im postindustriellen Ruhrgebiet näherte. Dieses setzt sich vor allem aus Konzepten zur Erfassung von Raumbedeutung und Ortsidentität, aber auch aus Raumtheorien der Kulturellen Politischen Ökonomie zusammen. Einen besonderen Fokus legt Huszka in ihrer Forschung auch auf Imaginationen von Urbanität, die sich materiell in Form bestimmter Orte wie Cafés sowie symbolisch durch die Mediatisierung dieser Räume auf Instagram äußern.

Alina Franziska Becker (München) befasste sich in ihrem Vortrag „Die Produktion öffentlicher (Straßen-)Räume. Zur Relation von Wissen, Materialität und Praktiken“ vor allem mit relationalen und praxeologischen Zugängen zu Stadt- und Raumforschung, in welchem sie Raum als Produkt von Wechselbeziehungen zwischen Wissen, Materialität und sozialen Praktiken definierte. In ihrem Dissertationsvorhaben beleuchtet sie urbane Settings in München und die dort stattfindenden Transformationsprozesse. Als urbane Settings versteht sie „soziomateriale Konstellationen von materialbasierten Infrastrukturen, Objekten, Körpern, Praktiken, Subjektivierungen, Leitbildern, Maßnahmen und Ideen“. Pop-up-Radwege, Schanigärten, die Aktionen der Initiative „Stuhldisteln“, das „FreiRaumViertel“ sowie das Referat für Stadtverbesserung. Einen besonderen Fokus legt sie auf alltägliche Formen der Raumaneignung und Mobilität, Interventionsformen im öffentlichen Raum, Veranstaltungen, in welchen Leitbilder wie die „Lebenswerte Stadt“ vermittelt und ausverhandelt werden, sowie die dadurch entstehende und artikulierte Hinterfragung von Normen der Nutzung öffentlichen Raumes.

Ausgehend von Martina Löws raumtheoretischen Überlegungen zu den Aspekten der Raumkonstitution (Löw 2011) ging *Angelina Brotherhood* (Wien) in ihrem Vortrag „Mit welchen Aspekten konstituieren wir Raum? Eine empirische Ergänzung zu Löws Raumtheorie“ der Frage nach, wie Menschen Räume in ihrem Alltag wahrnehmen und für sich gedanklich konstituieren. Um die impliziten

Wissensbestände der Forschungsteilnehmenden zu ihren Alltagsräumen explizit zu machen und in Kategorien zusammenfassen zu können, wendete Brotherhood, neben Leitfadeninterviews, die aus der Psychologie stammende und vergleichende *Repertory-Grid-Technik* als empirische Methode an. Dabei werden Forschungsteilnehmende dazu aufgefordert, ihre Alltagsräume zu zeichnen. Diese dienen in der Folge als Grundlage für Interviews, in welchen die verschiedenen subjektiven Aspekte der Raumkonstruktion durch Vergleiche zwischen den gezeichneten Räumen gesammelt werden.

Judith M. Lehner (Wien) stellte ihre Forschung zur urbanen Leere vor. Sie untersuchte Praktiken der Raumproduktion anhand von zwei ehemals leerstehenden Gebäuden in Buenos Aires, die an der Schnittstelle von professioneller und alltäglicher Raumproduktion von einer Kooperative erworben und in Wohnraum transformiert wurden. Das Konzept der *Materiellen Leere* (Sturm 2000) denkt Lehner weiter und erkennt ein Konzept der urbanen Leere als Möglichkeit, das Aufeinandertreffen einer Vielzahl von Handlungsweisen sowie die Überlappung von Dynamiken zu erfassen und die Komplexität von „Leeren“ nachzuvollziehen.

Georg Wolfmayr (Wien) berichtete über die gemeinsame Forschung mit *Susanna Azevedo* (Wien), *Raphaella Kohout* (Wien) und *Ana Rogojanu* (Wien) an der Schnittstelle von Raum und Wettbewerb. Hier gebe es zwei Dimensionen, und zwar den Wettbewerb um Raum und jenen um Raum als Ressource. Genauer ging Wolfmayr auf Wettbewerb zwischen Räumen ein, bei dem Räume als rivalisierende Parteien agieren. Als Beispiel nannte er die Stadt Wien, die sich im Vergleich mit anderen Metropolen besonders attraktiv darzustellen sucht. Auch den Raum der Wettbewerbsformate selbst erläuterte Wolfmayr näher: So seien Wettbewerbe selbst auf eine räumliche Form angewiesen, über die sie organisiert werden. Als Beispiel nannte Wolfmayr ausgeschriebene Architektur-Wettbewerbe und erklärte, die Untersuchung deren Exponierungsräume ließe Rückschlüsse auf Funktionsweisen des Wettbewerbs selbst zu.

Martina Löw (Berlin) fragte in ihrer Keynote „Refiguration. Sozialen Wandel über Räume verstehen“, auf welche Weise der sich wandelnde sinnhafte Zusammenhang einer Konstellation globalen Ausmaßes verstanden werden könne. Das Betrachten und Analysieren von Räumen sieht Löw hierbei als Ankerpunkt, um die Sinnbezüge

des sozialen Wandels zu verstehen. Auf vier Raumfiguren ging Löw genauer ein: den *Territorialraum*, geprägt durch Logiken der Grenzziehung; den *Netzwerkraum*, welchen Assoziation und Anschlussfähigkeit auszeichnen; den *Ort* mit einer Logik der Überlappung multipler Beziehungsweisen; sowie letztlich den *Bahnenraum*, welcher die Logik der Durchquerung verfolgt. Diese Pluralisierung bringe, eine Komplexitätssteigerung in sozialen Prozessen mit sich. Um diese verstehen und erklären zu können, schlug Löw, angelehnt an Norbert Elias' Konzept der Figuration, vor, das Konzept der Refiguration zu nutzen.

„Raumproduktion und Macht in und durch Literatur. Hispaniola als Sozialraum in ‚Monsto‘ von Junot Díaz“ – so betitelte *Anne Brüske* (Regensburg) ihren Beitrag. Sie arbeitete mit dem Raumparadigma nach Lefebvre (1974) und fragte, inwiefern dieses zur Analyse von postkolonialem und diasporischem Raum sowie zur fiktionalen Raumproduktion in narrativen Texten eingesetzt werden könne. Am Beispiel der Karibik beleuchtete Brüske, dass einige in Lefebvres Theorie unbedachte Faktoren für die Produktion eines sozialen Raumes von hoher Relevanz seien, und betonte den dekolonialen Anspruch ihrer Forschung. An Junot Díaz' Kurzgeschichte *Monstro* (2012) entwickelte Brüske die These, dass der Text durch die ambivalente intersektionale Diskursposition des Erzählers körperbasierte Raumproduktionsprozesse aufdecke.

Nicolas Goetz (Weimar) stellte seinen Beitrag unter dem Titel „State, Statehood & Politics in Urbanization“ vor und kritisierte, dass aktuellen Forschungen oft idealisierte Vorstellungen von Staatlichkeit (*state*) zugrunde liegen. Goetz schlug vor, (Nicht-)Staatsbürgerschaft und Politiken jenseits von Staatlichkeit genauer zu beleuchten. Am Beispiel seiner Forschung im brasilianischen Izidora veranschaulichte Goetz den Vorschlag: Hier hatten lokale Aktivist*innen 2011 begonnen, in eigenständiger Organisation eine neue Nachbarschaft zu errichten. Angelehnt an Teresa Caldeira (2017) bezeichnete Goetz diesen Prozess als periphere Urbanisierung und zeigte, wie im Falle von Izidora nichtinstitutionalisierte Politiken urbane Transformation umsetzten. So schloss Goetz, dass innerhalb der Forschung zu weltweiter Urbanisierung ein tiefgreifenderes Verständnis für die zugrunde liegenden Politiken entwickelt werden müsse.

In ihrem Vortrag „Ontologische (Un)Sicherheiten migrantischer Care-Arbeiterinnen in Singapur: Zur Bedeutung von

Sichtbarkeit und Zugehörigkeit“ präsentierte *Janina Dobrusskin* (Berlin) ihre Forschung, für die sie Care-Arbeiterinnen in Singapur interviewte. Ihren Fokus legte sie dabei auf die Frage, wie die Frauen durch räumliche Strategien Selbstsicherheit und Wohlergehen erlangen. Den Zusammenhang zwischen der räumlichen Konstellation und dem psychosozialen Wohlergehen der Frauen untersuchte Dobrusskin anhand Anthony Giddens' Konzeptes der *Ontologischen Sicherheit*, welches das subjektive Vertrauen in die Selbstidentität und die eigene Positionierung in der Welt beleuchtet.

Simone Egger (Klagenfurt) setzte sich in ihrem Tagungsbeitrag „Z-Common Ground, Sugar Mountain, Kunstlabor 2. Raumpolitiken, Ästhetik und die Ökonomisierung der Stadt“ mit urbanen Räumen auseinander, welche die Stadt München Kunstschaffenden temporär zur Verfügung stellt. Die Akteur*innen nutzen den Raum nach ihren Vorstellungen und öffnen ihn teilweise für die Öffentlichkeit. Diese spezifische Form der Raumaneignung in einem urbanen Kontext und damit verknüpfte politische, ökonomische und ästhetische Positionen nutzte Egger als empirischen Zugang für ihren Beitrag. Die Zwischennutzung sieht Egger als Schnittstelle zwischen verschiedenen kreativen, kapitalistischen und/oder urbanen Akteur*innen und erklärt, wie vor Ort das Versprechen von Urbanität und Offenheit zur konsumierbaren Ware wird – so erkennt Egger hier die fortschreitende Ökonomisierung der Stadt München und Urbanisierung als Kanal für überschüssiges Kapital.

Erforschung von Raumkonstellationen, räumlichen Grenzgebieten, Festivalisierung der Stadt, Kampf und Widerstand und die Frage nach Legitimation – viele spannende weiterführende Aspekte zu „Urban Space and Landscapes“ brachten die Teilnehmenden in Beträgen und anschließenden Diskussionen ein. Auch methodische Erkenntnisse, die wiederkehrende Reflexion der eigenen Rolle im Forschungsfeld und die in der Raumforschung notwendige Verwobenheit von Empirie und Theorie wurden thematisiert. Abschließend wurde weitergedacht: „Sprechen wir wirklich die gleiche (terminologische) Raum-sprache?“ – diese Frage werden sich die Teilnehmenden voraussichtlich in einem noch im Jahr 2022 erscheinenden Sammelband stellen.

**Bericht zur Online-Tagung „Reimagining One's Own.
Ethnographic Photography in Nineteenth- and
Early-Twentieth-Century Europe“, Volkskundemuseum Wien
und Photoinstitut Bonartes (Wien), 1. bis 3. Dezember 2021**

Auf Einladung des Volkskundemuseum Wien und des Photoinstituts Bonartes trafen sich anlässlich der hier zu rekapitulierenden Tagung Expert*innen aus Forschung und musealer Praxis, um über ethnografische Fotografien des „Eigenen“ als Dokumentations- und Wissensobjekte, ihre Zirkulation und Präsentation im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zu diskutieren. Angesichts der internationalen Beteiligung – die Referent*innen stammten aus der Ukraine, Italien, Frankreich, Österreich und Deutschland – war Englisch die Tagungssprache. Die Veranstalter*innen – die Organisation lag in den Händen von Herbert Justnik, Martin Keckeis und Julia Schulte-Werning – hatten die Veranstaltung ursprünglich in Präsenz geplant, mussten sie aber aufgrund der pandemischen Lage in den digitalen Raum verlegen.

Es mag zunächst vielleicht verwundern, was denn der inzwischen relativ umfangreichen Postkolonialismus-Forschung über ethnografische Fotografie und Fotopraxis noch hinzuzufügen ist; allerdings hat sich diese bisher überwiegend auf den außereuropäischen Raum konzentriert. Die Wiener Tagung blickte hingegen auf Fotos aus dem europäischen Raum, wofür gerade die Habsburgermonarchie ein lohnendes Feld bietet, umfasste sie doch diverse Kulturen in Mittel- und Osteuropa. Allerdings, das sei vorweggenommen, kann zu den Ergebnissen der Tagung gezählt werden, dass sich der Blick auf Europa nur wenig von dem auf die Kolonien unterschied: Wissenschaftler*innen traten als Expert*innen ihnen geografisch zwar näher, oft aber doch „ferner“ Kulturen auf, Fotografien waren Zeichen von Hegemonie, indem sie typisierten, aber auch exotisierten und romantisierten. Die als Titelbild der Tagung ausgewählte Fotografie „Verheiratete Huzulinnen, alltögl. u. Sonntagskopfputz“ (1890er Jahre) des ukrainischen Fotografen und Ethnografen Volodymyr Šuchevyč (1849–1915) aus dem Bestand des Volkskundemuseums Wien zeigte dies sehr eindrücklich: Als Rückenbild aus der Totalen aufgenommen richtet sich der Fokus auf die im Nacken geknoteten Tücher als essenzielle Teile der Tracht. Dieser Blick war einerseits standardisiert,

weil üblich in der Trachtenfotografie, andererseits entindividualisierte er die anonym bleibenden Frauen, deren Gesicht nicht zu sehen ist.

Thema der Tagung waren weniger konkrete Motive, sondern vielmehr die Verwendung, Funktionalisierung, die Akteur*innen und ihre Praktiken sowie der heutige Umgang mit ethnografischen Fotografien. Dem letzten Punkt, zugleich das Panel „Working with Photographic Records in Museums and Archives“, näherten sich die Referent*innen über zwei Keynotes von *Hanin Hannouch* (Berlin/Florenz) und *Agnese Ghezzi* (Lucca) (kommentiert von *Diana Natermann* [Hamburg], *Monika Faber* [Wien] und Hanin Hannouch) sowie die beiden Panels „Ethnographic Photography in Europe as Epistemic Object“ und „Infrastructure and the Circulation of Images“ an. Der Aufbau war nachvollziehbar gewählt, da eine museale Präsentation fotografischer Objekte erst nach einer umfangreichen Bild-, Bestands- und Kontextanalyse erfolgen kann.

Auf die Frage, was eigentlich im europäischen Kontext entstandene ethnografische Fotografien und damit die im Fokus stehenden epistemischen Objekte sind, bot die Tagung umfangreiche Antworten. So wohnt ihnen, das wurde in vielen Beiträgen deutlich, vor allem ein Dokumentationsanspruch inne, der aber mitnichten objektiv war oder sein konnte: *Ulrich Hägele* (Tübingen) schilderte dies am Beispiel der Fotografinnen und Volkskundlerinnen Eugenie Goldstern (1883/84–1942), Rose Julien (1864–1935), Marie Goslich (1859–1938) und Julie Heierli (1859–1938), die sich insbesondere um die Trachtenforschung verdient gemacht haben. Ausschlaggebend für die Nutzung des um 1900 noch relativ jungen Mediums Fotografie war dessen scheinbarer Evidenzcharakter, der Fotos zu einem optimalen Format für die Dokumentation und ‚Aufbewahrung‘ von Objekten oder Handlungen in einem Fotoarchiv werden ließ. Dass sich wiederum die Bewertung und der Wert von archivierten Fotografien ändern können und dass Fotoarchive Teil der Entwicklung kulturwissenschaftlicher Disziplinen und ihrer Wissensproduktion sind, schilderte *Stefanie Klamm* (Berlin) am Beispiel des interdisziplinären Forschungsprojekts *Foto-Objekte*, das die Materialität fotografischer Objekte und an das Materielle gebundene Praktiken in den Mittelpunkt gestellt hat. Hanin Hannouch schlug vor, statt von ethnografisch-fotografischer Dokumentation zu sprechen, lieber den Begriff des Mappings zu verwenden, der nicht nur Praktiken des Abbildens, sondern auch des

Vermessens und Kartierens umschreibt und einen reflektierten und kritischen Umgang mit der äußerst subjektiven Praxis des Dokumentierens möglich macht. Dies wurde in jenen Beiträgen umso evidenter, in denen es auch um anthropologische Dokumentationsmethoden wie die an der Bertillonage orientierte fotografische Anthropometrie und die sogenannte Typenfotografie ging. Während es sich bei der ersten um eine normierende Methode der Vermessung handelt, zeigt letztere anonyme Menschen in ihrer angeblich alltäglichen Kleidung in alltäglicher Umgebung. Beispiele dafür präsentierten *Martin Rohde* (Halle/Wittenberg) und *Bohdan Shumylovich* (Lwiw) für die Kultur der Huzulen in den Karpaten aus europäischem und *Katarina Matiassek* (Wien) aus dem außereuropäischen Kontext anhand von Beispielen der Sammlung Emma und Felix von Luschan.

Von besonderer Bedeutung für die Einordnung ethnografischer Fotografien scheinen darüber hinaus zwei weitere Phänomene. Da wäre zum einen ihr Marktwert als wissenschaftliches, aber auch als politisches, ökonomisches und touristisches Gut. Sei es, dass eine bestimmte Fotografie immer wieder (populär-)wissenschaftlich reproduziert wurde, wie *Herbert Justnik* (Wien) deutlich machen konnte; sei es, wie *Anais Mauuarin* (Paris) gezeigt hat, dass Museen zu regelrechten Bildagenturen wurden und Fotografien je nach dem ihnen zugeschriebenen wissenschaftlichen und ökonomischen Wert vermarkteten; sei es, dass Postkarten zur touristischen Inwertsetzung, aber auch zur Vermittlung von Identität und Nationalität genutzt wurden, so *Eva Tropper* (Graz). Zum anderen gilt immer wieder zu reflektieren, was Fotografien sichtbar machen, insbesondere aber, was sie nicht zeigen oder gar ausblenden. Hierfür bot Hanin Hannouchs Beitrag viele Beispiele: So folgten Fotografien aus den Kolonialgebieten Strategien der Legitimierung und Schaffung von Vertrautheit, denen wiederum die Inszenierungsstrategien der Fotograf*innen gegenüberstanden, Menschen in Straßenszenen, moderne Einflüsse oder indigene Kulturen auszublenden.

Besonderes Augenmerk legten alle Referent*innen auf die Akteur*innen fotoethnografischer Projekte. Ein Thema, das dabei schon lang und in ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen Kontexten diskutiert wird, ist das Verhältnis von Lai*innen und Expert*innen bzw. die Frage, wie sich ein angeblicher Laie von einem oder einer sogenannten Expert*in unterscheidet. *Helena Holzbergers* (München)

Beitrag über Netzwerke von Fotograf*innen und Ethnolog*innen im zaristischen Russland und in der frühen Sowjetunion zeigte einmal mehr, dass eine Unterscheidung „von außen“, noch dazu mit großem zeitlichen Abstand, kaum zu treffen ist, sondern nur anhand der Selbstsicht der Akteur*innen erfolgen kann. Ein spannendes Thema sind auch die Emotionen der fotografierenden Akteur*innen. Diese sind kaum untersucht, was natürlich ein Quellenproblem ist. Dass es in erster Linie Enttäuschung ob der Konfrontation mit diversen Schwierigkeiten im fotografischen Prozess war, konnte den Beiträgen von Hanin Hannouch, Agnese Ghezzi und Martin Rohde entnommen werden.

Die Tagung hat überaus deutlich gemacht, dass sich Erkenntnisse über ethnografische Fotografien des „Eigenen“ und des „Fremden“ nur gewinnen lassen, wenn Wissenschaftler*innen, Künstler*innen und alle Interessierten in den Dialog mit den Objekten treten, wenn die individuellen, sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Kontexte ihrer Entstehung und Rezeption aufgearbeitet werden. Herbert Justnik konnte anhand einer Fotografie des galizischen Fotografen Julius Dutkiewicz und ihrer Verwendungs- und Rezeptionsbiografie aufzeigen, wie das zirkulierende Bild in unterschiedlichen Zusammenhängen mit mehreren Bedeutungen aufgeladen worden ist. Dass Recherchen und Forschungen Grundlage von Ausstellungen mit und über ethnografische Fotografien sein müssen, um diese ihrer Anonymität entreißen und aus „Typenfotografien“ wieder Porträts machen zu können, hat Katarina Matiassek mit ihrem virtuellen Rundgang durch die Ausstellung *Überleben im Bild – Wege aus der Anonymität anthropologischer „Typenfotografien“ in der Sammlung Emma und Felix von Luschan* deutlich gemacht.

Die fundierten und inspirierenden Beiträge zeigten nicht nur das Potenzial des Tagungsthemas, sondern auch die konzeptionellen und wissenschaftsgeschichtlichen Überschneidungen in der internationalen ethnografischen Fotografie des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Gespannt sein darf man daher auf die für Herbst 2022 geplante Ausstellung *Fiktion Galizien*¹ des Volkskundemuseum Wien und des Photoinstituts Bonartes und den dazugehörigen Ausstellungskatalog, die

1 „Fiktion Galizien. Zur visuellen Entwicklung eines Territoriums“
18. November 2022 bis 26. März 2023, <https://volkskundemuseum.at/fiktionalgalizien> (Zugriff: 20.4.2022).

das Tagungsthema erneut aufgreifen und anhand der Bestände beider Institutionen weiter vertiefen werden.

NADINE KULBE

Bericht zum Online-Kolloquium „Berufsfelder der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie und Volkskunde“, Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft e. V. in Kooperation mit dem Ständigen Ausschuss Studium und Lehre, Wintersemester 2021/22, mittwochs, 18.15–19.45 Uhr

Im vergangenen Wintersemester koordinierte die Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW, vormalig dgv) mit Unterstützung des zugehörigen Ständigen Ausschusses für Studium und Lehre ein Berufsfelderkolloquium, welches via Zoom online sowie standort- und länderübergreifend veranstaltet wurde. An zehn Terminen, die jeweils mittwochs von 18.15 bis 19.45 Uhr stattfanden, wurden kulturwissenschaftliche Arbeitsfelder von Berufspraktiker*innen verschiedener Fachstandorte vorgestellt.

Der Impuls dazu kam erstmals beim Workshop *Studium & Lehre* vom 3. Dezember 2020 auf, der gemeinsam vom Ständigen Ausschuss und der studentischen Vertretung der DGEKW organisiert wurde. Im Kontext des Diskussionspunktes „Angewandte Lehre“ wurde vonseiten der teilnehmenden Studierenden ein großes Interesse an verstärkter Einbindung von Berufsfeldorientierung und Praxissemestern eingebracht und dahingehend ein institutsübergreifendes Kolloquium angedacht. Bei einem nachfolgenden Workshop des Ständigen Ausschusses zum Thema „Lehrvernetzung“ am 15. Januar 2021 wurde diese Idee dann konkretisiert und schließlich Markus Tauschek unterbreitet – der sofort davon angetan war. Die Umsetzung erfolgte über die DGEKW, um die Sichtbarkeit der Veranstaltungsreihe zu steigern und die koordinierende Rolle der Fachgesellschaft hervorzuheben. Als Herausforderung erwies sich hier einerseits die Festlegung auf ein entsprechendes Berufsfeldspektrum, schließlich sollten sowohl

aktuelle als auch „klassische“ Berufsfelder vertreten sein. Andererseits galt es, einen geeigneten Veranstaltungsmodus und – im Kontext etwaiger zeitgleicher Institutskolloquien zur Berufspraxis – genug Ansprechpersonen an diversen Standorten zu finden.

Zur Auftaktveranstaltung am 27. Oktober 2021 begrüßte *Markus Tauschek* (Freiburg), Vorstand der DGEKW, das Plenum; es folgten weitere Grußworte per Video von *Daniel Habit* (München) im Namen des Ständigen Ausschusses für Studium und Lehre. Die Sitzungsgestaltung wurde von *Gesa Ingendahl* (Tübingen) und *Maren Sacherer* (Wien) übernommen. Sie präsentierten das Programm des Kolloquiums sowie das Angebotsspektrum kulturwissenschaftlicher Berufe und gingen auf Umfrageergebnisse zu Studierendenwünschen an die Gastvortragenden ein, die im Vorfeld der Veranstaltung eingeholt worden waren: Neben einer alltagskulturwissenschaftlichen Ausrichtung, sinnstiftender und praktischer Arbeit, fairer Bezahlung, Aufstiegschancen sowie einem guten Arbeitsklima in Bezug auf die Jobs wünschten sich die teilnehmenden Studierenden für die Veranstaltung unter anderem besonders, sie mögen ehrliche und praktische Tipps erhalten – sei das für den Weg zum Job, die Bewerbungsverfahren, die Vernetzung oder Praktikumsstellen. Neben dem Bedürfnis nach vielfältigen Einblicken in kulturwissenschaftliche Berufe wurde zudem auch der Wunsch geäußert, auf nicht geradlinige Lebensläufe und Arbeitsfelder außerhalb der Wissenschaft ebenso einzugehen wie auf die positiven und auch mondänen und negativen Aspekte bestimmter Berufe. Nach dem Input ging es via Breakout-Rooms in die Diskussion der Frage: „Was ist euch wichtig in eurem ersten Job nach dem Studium?“, wobei die Gesprächspunkte über das virtuelle Pinboard *scrumblr* festgehalten wurden. Die Frage wurde in drei Unterbereiche gegliedert: Was ist euch wichtig bei der Stellensuche, bei den Tätigkeiten und bei der Arbeitsorganisation? Dabei kristallisierten sich besonders folgende offene Punkte und Ansprüche an den Arbeitsmarkt vonseiten der Studierenden heraus: Fragen zu Vorteilen spezieller fachlicher Fertigkeiten sowie zu notwendigen Zusatzqualifikationen, zu Tipps und zur Einschätzung bezüglich Stellensuche und Bewerbungssituation, aber auch zur Gestaltung des Arbeitsalltags (Gehalt, Verdienst, Befristung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf etc.) sowie zur Wichtigkeit von Networking, außerdem zu Perspektiven auf Weiterbildungsmöglichkeiten und Karriereaufstieg.

Gestartet wurde am 3. November 2021 mit dem „Berufsfeld Museum“, in das *Christina Ludwig* (Dresden) und *Alicia Jablonski* (Dortmund), moderiert von *Gudrun M. König* (Dortmund) und *Jan C. Watzlawik* (Dortmund), einführten. Ludwig, Direktorin des Stadtmuseums Dresden, erlaubte Einblicke in die verschiedenen Arbeitsbereiche der Museumshäuser: von der Organisation und Leitung über die Kuratierung und wissenschaftliche Sammlungsarbeit, die Vermittlung und PR bis hin zum Gebäudemanagement. Zudem sprach sie über Probleme der Bestandsaufnahme größerer Einrichtungen und unbearbeitete Themenfelder, die gerade mithilfe von wissenschaftlichem Zuwachs im Museum gelöst werden könnten. Außerdem gab sie konkrete Tipps zum Berufseinstieg: sie empfahl Volontariate und Praktika ebenso wie einschlägige thematische Qualifikationsarbeiten, Initiativbewerbungen und die Stellensuche über Online-Portale des Museumsbundes. Jablonski ging als Studentin des Seminars für Kulturanthropologie des Textilen der TU Dortmund anhand von Fotomaterial auf die Ausstellung *MUSEUMStRAUM* ein, die im Rahmen eines Studienprojektes konzipiert wurde. Dazu zählte sie die fachspezifischen Fähigkeiten auf, die für die Ausstellungsgestaltung von Bedeutung waren bzw. in deren Laufe erlernt wurden. Neben dem wissenschaftlichen Arbeiten umfassten diese Skills Objektanalyse, Modellbau und Raumplanung, Archivarbeit, das Schreiben von Ausstellungsdrehbüchern und auch Wissenschaftskommunikation, speziell über Social Media.

Am 10. November 2021 stellte *Christian Riemenschneider* (Landesverband Südniedersachsen) unter dem Titel „Komplizierte Herkunft“, moderiert von *Victoria Hegner* (Göttingen), sein Arbeitsfeld der Provenienzforschung vor. Hier beleuchtete er Kompetenzen, die vonseiten des Faches mitgebracht werden, etwa das Auswerten von alten (Hand-)Schriften und die Rekonstruktion historischer Zusammenhänge. Neben dem Wissen aus der Material- und Sachkulturforschung sowie der Kunst- und Stilgeschichte hob er die Bereitschaft zum Rätsellösen hervor und empfahl Sprachenkenntnisse. Aus dem Arbeitsalltag erzählte er, dass neben seiner Forschung zu Raubkunst, der Kommunikation mit Angehörigen der ursprünglich Besitzenden und der Objektkontextualisierung häufig Interviews mit Medien anfallen. Begünstigend für den Praxiseinstieg führte er Volontariate und einen museumsnahen Studienfokus bzw. ein entsprechendes (Zweit-)Studienfach an.

Zu „Irgendwas mit Medien“ gaben Absolvent*innen des Münchner Instituts am 17. November 2021, moderiert von *Daniel Habit* (München), Einblick in ihre Laufbahn und Berufspraxis. *Mercedes Lauenstein* (freie Autorin und Schriftstellerin) schilderte ihre journalistische Tätigkeit bei Medien wie der *Süddeutschen Zeitung*, der *Zeit* und *brandeins*. Sie ging dabei mitunter auf Spezifika ihrer selbstständigen Arbeit, wie Selbst- und Zeitmanagement und die Entlohnungsgrundlage der verschiedenen Textbeiträge, beispielsweise auf die Honorierung nach Druckzeilen, ein. *Christoph Wittmann* (BR), fest angestellter Redakteur beim Bayerischen Fernsehen und Trainer für TV-Journalismus, berichtete von seiner Arbeit für die satirisch-kritische Wochensendung *Quer* und betonte kulturwissenschaftliche Skills, welche sich bei Volontariaten als hilfreich erweisen. Hierbei erwähnte er ethnografische Zugänge zu Themen, Interviewführung oder Wissensvermittlung und Storytelling. *Sammy Khamis* (BR), als Journalist ebenfalls beim Bayerischen Rundfunk eingebunden, veranschaulichte das Feld der investigativen Recherche. Alle drei erklärten, dass sie bereits vor bzw. während des Studiums Praxiserfahrung gesammelt oder zusätzliche Berufsausbildungen in Medienhäusern abgeschlossen hätten. Bezüglich der Jobbedingungen und der Arbeitsmarktsituation kamen die Referierenden auf Prekarität zu sprechen, wobei sie dennoch festhielten, dass die Ausbildung in großen Medienhäusern eine gute Grundlage für die Berufslaufbahn bieten könne.

Die Projektmanagerin *Jenny Illing* (Kultur Kollektiv) und der Medienkünstler *Richard Schwarz* (Islandrabe.com) wurden als Fachalumni von *Jan Hinrichsen* (Innsbruck) eingeladen, um ihre jeweiligen Berufe und Arbeitsalltage in der Sitzung vom 24. November 2021 vorzustellen. Sie erläuterten ihre selbst erstellten Berufswege und die Notwendigkeit einer Offenheit für „nicht klassische“ Wege nach dem Studium. Illing arbeitete in der Filmproduktion und als Redakteurin, bevor sie sich selbstständig machte. Nun organisiert sie unter anderem Konzerte und Workshops für „Hunger auf Kunst und Kultur“, wobei ihre Tätigkeiten zudem PR und Webdesign umfassen. Sie erwähnte die Ansprüche eines mehrgleisigen, projektförmigen Jobprofils, welches neben verschiedenen Kommunikationsebenen auch ein striktes Zeitmanagement erfordert. Schwarz erzählte, dass eigenes Engagement in diversen Bereichen, zum Beispiel in einer Studierendenzeitung, als Arbeitseinstieg fungiert, aber auch Zufälle und studentische

Netzwerke zu seinen ersten Auftragsarbeiten verholten hätten. In seinem Berufsalltag sind kulturwissenschaftliche Fähigkeiten, wie ethnografisches Arbeiten, zwischenmenschliche Kommunikation und reflektiertes Denken, stets von Bedeutung. Beide Vortragenden unterstrichen, dass es weniger darum gehe, allgemein „möglichst viel“ Berufserfahrung, sondern „viel beruflich Verwertbares“ zu sammeln, wobei die Kompetenzstränge passend zum Stellenprofil zusammengeflochten werden können.

Die Einheit „Als Kulturanthropolog*in unterwegs in politischen Gefilden“ am 1. Dezember 2021 wurde von *Nadja Harms* (Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg, LpB) sowie *Lina Wiemer-Cialowicz* (Grüne Alternative Freiburg, Gleichstellungsreferentin Uni Freiburg) unter der Moderation von *Anna Lipphardt* (Freiburg) bestritten. Harms, die für die LpB unter anderem in Schulen aktiv ist, berichtete davon, wie sie ihr kulturwissenschaftliches Wissen in die Arbeitstätigkeit integriert, etwa bei der Kollaboration mit Kolleg*innen aus diversen disziplinären Zusammenhängen. Gleichzeitig erwähnte sie die Prekarität des Berufsfeldes, zuletzt erkennbar an den verminderten Geldern während der Covid-19-Pandemie. Wiemer-Cialowicz schilderte ihre Tätigkeiten als Gemeinderätin sowie Gleichstellungsreferentin an der Universität Freiburg. Dabei fokussierte sie auf ihr Zeitmanagement zwischen den beiden Bereichen Lokalpolitik und Gleichstellung und gab detaillierten Einblick in ihre Einkommenszusammensetzung.

Den Beitrag vom 15. Dezember 2021 koordinierte *Gesa Ingendahl* (Tübingen), während die Sitzungsmoderation *Hans Butzmann* (Tübingen) übernahm. Als Vortragende wurde *Ines Mangold-Walter* (Regionalmanagerin, Landratsamt Ostalbkreis Aalen) eingeladen, um über „Kulturvermittlung im ländlichen Raum“ zu sprechen. Ihr Arbeitsalltag ist geprägt von Bedarfsanalysen und der Vernetzungsarbeit, bei der sie unterschiedliche Akteur*innen wie Kunstschaffende, Fördergebende und politische Vertretende zusammenbringt. Als Impulsgeberin startet sie mittels konzeptioneller Arbeit einen Dialog, um Gelder in die Region zu holen, und vermittelt zwischen dem Verwaltungsapparat und den Kulturschaffenden. Durch ihr Studium kann Mangold-Walter auf ein Wissensreservoir zurückgreifen, welches die Akteur*innenkommunikation erleichtert. Sie betont zudem die Wichtigkeit von überregionalen Praktika (auch

in ländlichen Gebieten) sowie Grundkenntnisse der Bildbearbeitung und Betriebswirtschaft.

Jana Pasch (Göttingen) wurde zur Sitzung „Die institutionalisierte Gleichstellung“ am 12. Januar 2022 von der Moderatorin *Victoria Hegner* (Göttingen) eingeladen, um über ihre Arbeit als universitäre Gleichstellungsbeauftragte zu sprechen. Hierbei hob sie ihre alltäglichen Arbeitskompetenzen hervor, welche eng verbunden mit kulturwissenschaftlichen Prozessen sind – besonders Momente der Beobachtung und Reflexion. Sie beschrieb ihren Job als Schnittstelle zwischen Ebenen des Individuellen (Beratungsgespräche) und Strukturellen (Stellenbesetzungsverfahren). Pasch ergänzte, dass Wissen um administrative Universitätsstrukturen für ihre Tätigkeiten zentral sei, da sich nur durch die Kenntnis dieser Abläufe Handlungsspielräume erkennen und nutzen lassen.

Die geplante Einheit am 19. Januar 2022, an dem *Franziska Engelhardt* (Marburg-Biedenkopf) sowie *Pia Thattamannil* (Marburg) die Felder Integration und Antidiskriminierungsarbeit erläutern sollten, musste leider kurzfristig abgesagt werden.

Die abschließende Einheit am 26. Januar 2022 widmete sich dem „Berufsfeld Hochschule“. *Victoria Hegner*, *Anna Lipphardt* und *Jan Hinrichsen* eröffneten die Sitzung, indem sie biografische Stationen ihres Werdeganges bis zu ihrer aktuellen Beschäftigung nachzeichneten. Daraufhin gab Lipphardt einen Überblick zu den Wegen zur Promotion – den individuellen Weg, den externen Weg und jenen innerhalb eines dafür vorgesehenen Programms – sowie deren Finanzierungsmöglichkeiten: Selbstfinanzierung, Stipendien und Promotionsstellen an Lehrstühlen oder Graduiertenkollegs. Als Anlaufpunkt für Interessierte wurde die Promotionsberatung der jeweiligen Hochschule genannt. Nachfolgend diskutierte Hinrichsen die Problematik des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes in Deutschland respektive der Kettenvertragsregelung in Österreich. Er ging dabei unter anderem auf die Prekarität der universitären Tätigkeit ein, welche in der Diskussion von den Studierenden erneut aufgegriffen wurde.

In einer Zeit der zunehmend prekarierten und flexibilisierten Arbeitswelt (nicht nur im akademischen Bereich) bei gleichzeitig hohen Ansprüchen an persönliche Verwirklichungs- und Entfaltungsmöglichkeiten in und durch den Job ist und bleibt die unbeliebte Frage „Was machst du dann damit?“ ein Dauerbrenner, die Studierende des

Vielnamenfaches häufig hören oder sich sogar selbst stellen. Doch hier konnte das Berufsfelderkolloquium zumindest für einige Berufs- und Jobperspektiven sorgen und so manchen Studierenden neben nützlichen Tipps auch einen Plan B oder sogar Plan A liefern. Denn das Berufsfelderkolloquium vermittelte den teilnehmenden Studierenden nicht nur Informationen zu diversen Arbeitsfeldern, sondern verhalf außerdem zu (ersten) Kontakten in diese. So stellten einige der Vortragenden ihre Kontaktdaten zur Verfügung, verwiesen auf zeitnahe Ausschreibungen und boten ihre Hilfestellung bei weiteren Fragen zum Einstieg in das jeweilige Berufsfeld an.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die starke Nachfrage – durchschnittlich um die hundert Teilnehmende bei den Einzelterminen – sowie die angeregten Diskussionen vom Erfolg dieser Online-Veranstaltungsreihe zeugen. Deshalb wird bereits eine Wiederholung des standortübergreifenden Berufsfelderkolloquiums für das Wintersemester 2022/23 geplant. Bei diesem können dann auch Arbeitsfelder eingebunden werden, die in dieser Veranstaltungsreihe (noch) nicht thematisiert wurden: Social Media Management, Texten für Werbeagenturen, NGO-Arbeit, Stadtverwaltung und Stadtteilmanagement, beratende Tätigkeiten, etwa für Firmen oder in der Filmindustrie, Lektorats- und Übersetzungsarbeit, Personalentwicklung und viele mehr. Es bleibt also spannend, welche Perspektiven noch eröffnet werden können – und auch, wohin es Alumni des Faches bisher verschlagen hat und noch hinführen wird.

SARAH BERGBAUER UND MAREN SACHERER

**Online-Ausstellung „Wir protestieren!“ Von Demos, Hashtags und Gemüse“ auf der Website des Volkskundemuseum Wien,
https://www.volkskundemuseum.at/wirprotestieren_online**

Dem neugierig machenden Link „www.wirprotestieren.at“ folgend, finden Interessierte den Weg in eine Onlineausstellung mit dem Titel *„Wir protestieren!“ Von Demos, Hashtags und Gemüse*. Entstanden ist diese Ausstellung als durchdachte Covid-Anpassung anstelle der geplanten analogen Ausstellung im Volkskundemuseum Wien. Sie

zeigt in sechs Stationen unterschiedliche Formen des Protests. Ergänzend kann eine umfangreiche Podcast-Reihe abgerufen werden. Diese ermöglicht Blicke hinter die Kulissen der Ausstellung, die im Rahmen eines Masterstudienprojekts am Wiener Institut für Europäische Ethnologie entstanden ist. Zudem finden Besucher:innen ein Glossar, das via Verlinkung konsequent mit dem Fließtext verbunden ist.

Die Station „Proteste in Österreich | Beispiele seit 1974“ (Maren Sacherer) führt zunächst fünf Beispiele von vergangenen Protestbewegungen in Österreich seit 1974 an. Von der Anti-AKW-Zwentendorf-Bewegung (1974–78) über die Arena-Besetzung (1976), die Besetzung der Hainburger Au (1984–86) und die Donnerstagsdemonstrationen (2000–02, 2018–19) bis zu der Unibrennt-Bewegung und der Audimax-Besetzung (2009–10) wird eine historische Einordnung sowie eine Erläuterung der Protestziele samt Bildmaterial gut strukturiert vorgenommen. Mit diesem Abriss gelingt es, das Narrativ von Österreich als Sozialpartnerschaftsland ohne Protestkultur zu brechen. Die letzten beiden Beispiele, Black Lives Matter (2013–jetzt) und Fridays for Future (2018–jetzt), zeigen die Kontinuität der österreichischen Protestkultur bis heute sowie die internationale Vernetzung der gegenwärtigen Protestgeneration auf.

Die Station „Protest unter dem Regenbogen“ (Katharina Burgstaller-Mühlbacher und Eveline Haselsteiner) nimmt eine auf Wien konzentrierte Einordnung der Regenbogenparade vor. Eine Einleitung beschäftigt sich mit der Entstehung von Prides im internationalen Kontext. Daran schließt eine Betrachtung der Thematik aus historischer, interkonfessioneller und gegenwärtiger Perspektive an. Ein in die Ausstellung eingebetteter Interviewausschnitt lässt Andreas Brunner als mitorganisierende Person der ersten Regenbogenparade in Wien zu Wort kommen. Darin wird darüber gesprochen, vor welchem Hintergrund die Parade im Jahr 1996 entstand und mit welchen Schwierigkeiten, aber auch Erfolgen sich die Organisator:innengruppe konfrontiert sah. Diese Ausstellungssektion überzeugt nicht zuletzt aufgrund ihrer rechtsanthropologischen Analyse und verständlichen Gangart. Eine kritische Perspektive auf die Kommodifizierung und Neoliberalisierung von Prides, die vor allem innerhalb der queeren Community geführt wird, wird jedoch ausgespart.

Als aktuelle Form des Protests im Rahmen der Ausstellung wird die Covid-bedingt vieldiskutierte #systemrelevant-Bewegung in

der Station unter dem Titel „#systemrelevant. Feministischer Protest in Zeiten der Krise“ (Maj Neumann und Isabel Steinkellner) vorgestellt und als feministischer Protest gelesen. Der wohl am stärksten Hashtagaktivismus-dominierte Protest der Ausstellung wird in seiner Logik und Strategie beschrieben. Daran anschließend wird der „8. März“ als feministischer Kampftag hinsichtlich Entstehungsgeschichte und Forderungen erläutert, worauf der Slogan „Das Private ist politisch“ erklärt wird. Die künstlerische Umsetzung in Form eines Videos, das die „Überschneidung von Straßendemonstrationen und digitalem Protest“ darstellt, schließt den Beitrag ab.

Unter dem Schlagwort „agrikulturelle[r] Protest“ werden in der Station „Österreich is(s)t politisch!“ (Florence Naly) verschiedene Netzwerke und Gangarten, die in Österreich praktiziert werden, um alternative Wege der Ernährung zu beschreiten, subsumiert. Die Station bietet einen Überblick und vor allem Anknüpfungspunkte für Interessierte im Bereich der Ernährungssouveränität. Die Praxis des „Dumpstern“ wird neben dem Netzwerk foodsharing, dem Konzept FoodCoop und der Initiative LoBauerInnen beschrieben. Als Ergänzung gibt es einen kurzen Interviewausschnitt mit LoBauerInnen-Gründungsmitglied Nikolai Ritter.

In der Station „Faires Protestieren? Kleidung als Protest“ (Sarah Bergbauer) werden der Konsum und das Tragen von Fair Fashion zur Form des Protests erklärt. Fast Fashion wird mittels Diagrammen und Illustrationen, die an das ethische Bewusstsein appellieren, erläutert. Fair Fashion wird als Antwort auf die dargelegte Problematik gelesen. In der Podcast-Folge mit dem Titel „Alltagsprotest“, in der Naly und Steinkellner ein Gespräch führen, wird die reflexive Auseinandersetzung mit Fair Fashion innerhalb des Teams besprochen – sie bleibt in der Ausstellung lediglich in offenen Fragestellungen verhaftet.

„Auf Tuchfühlung“ – Ein Straßentheaterprotest zu Buen Vivir“ (Veronika Gmeindl) erläutert, was „Buen Vivir“ bedeutet, in welchem Kontext sich dieses Konzept entwickelt hat und welche Ziele damit verbunden sind. Das Konzept wird im lokalen Kontext Wiens anhand der Straßentheateraktion *Auf Tuchfühlung*, die im August 2020 aufgeführt wurde, diskutiert. Ein in die Ausstellung eingebettetes Video der Performance erlaubt den Besucher:innen nicht nur einen Blick auf der Metaebene, sondern auch auf die Aktion selbst.

Außerdem beschreibt Gmeindl die Performance in einem Podcast. Darauf aufbauend wird einerseits die Motivation einer Darstellenden und andererseits das dem Straßentheater zugrunde liegende Konzept des „Theaters der Unterdrückten“ von Augusto Boal erläutert. Zuletzt wird an das ethische und politische Bewusstsein der Ausstellungsbesucher:innen appelliert, um im nächsten Schritt wieder beschreibend die Einladung zur Performance mitsamt Informationen zu fairem Fashion-Konsum auszusprechen und Darstellende zu Wort kommen zu lassen. Die Podcast-Folge von Gmeindl, ein Interview mit Lisa Kolb-Mzalouet und Walter Bauer (Südwind Wien) mit dem Titel „Von Alltagsprotest und dem guten Leben für alle“ ist leider nicht auf der Website eingebettet.

Die Website ist ansprechend gestaltet und lädt zum Verweilen ein. Während die Startseite (je nach digitalem Endgerät) etwas digitales Geschick erfordert, um einen Überblick zu erhalten, sind die einzelnen Stationen übersichtlich strukturiert. Sie sind nach Kapiteln aufgebaut und ermöglichen, einzelne Themen je nach Interessensgebiet auszuwählen, ohne sich durch aufwändige digitale Installationen kämpfen zu müssen. Das Verhältnis von Text, Bild, Ton und Video ist dem digitalen Raum entsprechend ausgewogen und gut miteinander verknüpft. Die Ausstellung macht Lust darauf, noch mehr zu dem Thema, auch in analoger Form, zu erfahren, und weckt Neugierde, wie die Ausstellung denn unter anderen Umständen in analoger Form umgesetzt worden wäre. Sie bleibt jedoch – und das ist ein Vorteil gegenüber analogen Ausstellungen – dauerhaft online zugänglich. Somit ist es Interessierten möglich, unabhängig von Ort und Zeit auf die Ausstellung zuzugreifen. Dennoch muss ganz allgemein gesagt werden, dass der Reiz, sich eine Online-Ausstellung alleine vor dem Bildschirm anzusehen, gering ist, und das trifft leider auch auf diese Ausstellung zu, obwohl die kuratierende Gruppe eine tolle Website entwickelt hat.

Mit *Wir protestieren* liegt eine Ausstellung im Web vor, die Zeugnis der Arbeit einer Studierendengruppe unter der Leitung von Brigitta Schmidt-Lauber – unterstützt durch die Tutorin Edith Schnöll – ist. Unter Covid-bedingt widrigen Umständen gelang es ihr zwischen 2020 und 2021 ein beeindruckendes Projekt auf die Beine zu stellen. Während andere Projekte aufgrund der Pandemie unvollendet blieben oder noch in der Warteschlange hängen, erweiterte die Gruppe ihr Team um zwei Personen, Lena Appel für die Gestaltung

und Emanuel Pesendorfer für die Programmierung, und konnte so eine Ausstellung gelingen in den virtuellen Raum transferieren.

LAURA BÄUMEL

**„Auf eigene Gefahr – Vom riskanten Wunsch nach Sicherheit“,
Sonderausstellung vom 28. Mai 2021 bis Frühjahr 2023 im
vorarlberg museum, Bregenz**

Die noch bis ins Frühjahr 2023 laufende Sonderausstellung des für seine innovativen Zugänge so bekannten vorarlberg museum widmet sich dem Risiko, der Sicherheit und dem Umgang mit Gefahr – und damit einem überaus aktuellen Thema. Im Zentrum des multidisziplinären Nachdenkens stehen alltägliche, lebensnahe und institutionelle Zugänge zu diesen uns nicht erst seit der Covid-Pandemie beschäftigenden Konzepten des Weltbezugs. Schlagartig ist uns dennoch in der Pandemie deutlich geworden, wie voraussetzungsreich unser Umgang mit Risiko und Sicherheit ist, wie verwundbar wir letztlich sind und wie stark abhängig von Wissen, aber auch von unseren Nächsten. Nachgedacht wird also über eine tatsächlich alle betreffende Frage, die mit dem klugen, reflektierenden Untertitel „Vom riskanten Wunsch nach Sicherheit“ auch auf nichtintendierte Effekte dieses Wunsches verweist. Eindrücklich zeigt die Ausstellung, wie fruchtbar sich auch in diesem Fall das im vorarlberg museum praktizierte Denken über Grenzen der jeweiligen Sammlungsbereiche hinweg erweist. So treten künstlerische Umsetzungen, ethnografische Objekte, historische Fotografien und archäologische Artefakte in einen Dialog, der gelingt. Der Anspruch, auch ein Museum aus und für das westlichste österreichische Bundesland zu sein, dominiert diese Ausstellung keineswegs; zwar sind die „Fallbeispiele“ des Ausstellungsnarratives oft aus der Region, der Fokus ist – ganz der Thematik entsprechend – aber geradezu ein universeller.¹

1 Diese offene Perspektive prägt auch das zur Ausstellung erschienene Begleitbuch von Peter Melichar, Andreas Rudigier (Hg.): Auf eigene Gefahr. Vom riskanten Wunsch nach Sicherheit. Wien 2021.

In fünf Kapiteln umkreist die von Lisa Noggler kuratierte Ausstellung ihre Fragen, nähert sich verschiedenen Aspekten, vertieft einzelne Geschichten und regt zum Nachdenken und Schmunzeln an, ohne dabei abschließende Antworten zu präsentieren. Zwei grobe Stränge ordnen den Zugang: Der erste Strang thematisiert einen gleichsam historisch-chronologischen Zugang, mittels welcher Strategien Menschen in der Vergangenheit Gefahren abgewendet und Sicherheit hergestellt haben. Diese Perspektive ermöglicht es, aus den hervorragenden und breiten hauseigenen Sammlungen Objekte in neuen Kontexten zu zeigen und unter neuen Fragestellungen in den Blick zu nehmen. Auffallend präsent sind künstlerische Zugänge, etwa Gemälde, Fotografien und Videoinstallationen – generell finden sich, wie überhaupt in gegenwärtigen Ausstellungen, (sehr) viele Bildschirme in den Räumen. Klugerweise setzt die Ausstellung aber auch auf die Kraft von dreidimensionalen Objekten, darunter beeindruckend große, etwa ein vom Hagel beschädigter PKW, der nun raumgreifend in einem Ausstellungsbereich steht. Der zweite Strang denkt das Thema konsequent über die Inszenierung. Die beeindruckende Szenografie verantwortet Alexandra Maringer. An eingebauten Täuschungen, Herausforderungen und „Tricks“ (so nennen sie die Ausstellungsmacher:innen selber) können Besucher:innen ihr individuelles Sicherheitsgefühl testen. So findet sich am Eingang ein Spiegelkabinett, in dem den Besucher:innen aus mehreren Gründen schwindlig werden kann. Auf die Spiegel aufgemalt finden sich nämlich unbequeme Fragen, denen man sich nur schwer entziehen kann: „Bin ich ein Risiko? Für andere? Für die Umwelt?“ Später begegnet einem eine Art „Panic Room“ mit unterschiedlich geschnittenen Türen und zum Schluss ein Sicherheitsnetz, über das man:frau sich schwankend bewegt. Damit wird auf spielerische Weise vermittelt, dass „Sicherheit“ primär ein auch körperlich erlebtes und wahrgenommenes Gefühl ist, das meist losgelöst von Wahrscheinlichkeiten, Zahlen und Berechnungen, also jenseits von Rationalisierungen existiert und handlungsleitend wird. Dass dieses komplexe Gefühl zwar immer sehr subjektiv ist, aber gleichwohl auch ganz wesentlich von strukturellen Lebenssituationen, ungleichen Chancen und hierarchisierten Rechtssystemen (etwa bezogen auf den Aufenthaltsstatus) abhängt, das hätte in den Ausstellungsthemen noch etwas stärker hervorgehoben werden können. Sicherheit

und Risiko sind als relationale Konzepte überaus eng mit sozialer Lage, Geschlecht und anderen Differenzkategorien verbunden. So dominiert in der Schau letztlich eine mittelständisch-privilegierte, mit zahlreichen Versicherungen sekurisierte Gesellschaft, die bis vor kurzem Risiko vor allem aus Sportarten oder allenfalls in medizinischen Kontexten kannte.

Der erste Ausstellungsteil befragt unter dem Titel „Regulierte Körper“ medizinisch-schützende Aspekte, etwa die Entwicklung von Hygieneverfahren oder die in den letzten Jahren ja omnipräsente Impffthematik, das Maskentragen oder schützende Kleidung und Accessoires. Hier finden sich dann Brillen, Regenschirme, eine psychiatrische „Zwangsjacke“ oder unterschiedlichste Arbeitshandschuhe aktueller Industrien aus der Wirtschaftsregion Vorarlberg.

Mit „Normierte Räume“ kommen dann sowohl Privathäuser als auch Nationalstaaten und deren vielfältige und aufwändige Sicherheitstechniken in den Blick: Grenz- und Gartenzäune, Stacheldraht, Sicherheitsscanner an Flughäfen, Türschwellen, aufwändige Schließsysteme, Datenbank-Algorithmen, Vorhänge als Sichtschutz und überhaupt alle Arten von Schranken, in denen sich unsere zahlreichen Grenzziehungen materialisieren. Beeindruckend sind hier etwa die Aufnahmen von improvisierten Corona-Absperrungen an den Landesgrenzen im Rheintal (fotografiert von Miro Kuzmanovic), die bisher eng verbundene Menschen urplötzlich trennten. Ein Highlight dieses Teils ist ein mit allen modernen Tücken der Technik ausgestattetes Sicherheitsfenster, an dem die Besuchenden das Einbrechen üben dürfen. Schlagartig erkennbar wird anhand der versammelten hochgerüsteten Bemühungen aber vor allem die lächerlich wirkende Fragilität dieser ja letztlich alle in gewisser Weise zum Scheitern verurteilten Versuche der Absicherung. Absolute Sicherheit kann es nie geben, auch weil sie letztlich von sozialen Normen abhängt, die immer im Fluss sowie stets mehrdeutig und ambivalent sind. Sicherheit und Risiko sind mithin kontextabhängig, zeitgebunden und letztlich kontingent.

Der dritte, farblich ganz in Grün gehaltene Teil widmet sich der „Unvorhersehbaren Natur“ und blickt auf die Wirkmacht des lange als Gegensatz gedachten Verhältnisses von Mensch und „Natur“. Hier geht es um Lawinenverbauungen, Schutz vor Hochwasser und Feuer, aber auch um die Absicherung heutiger Freizeitaktivitäten, etwa in

den Bergen. Nur hier wird in Ansätzen ablesbar, dass die Sonderausstellung in Verbindung steht mit dem hundertjährigen Jubiläum der Vorarlberger Landesversicherung, die großzügig gefördert, dabei aber komplette inhaltliche Freiheit ermöglicht hat. Dass wir uns in Klimafragen auf dem sprichwörtlich „dünnen Grat“ mit Absturzgefahr bewegen, versinnbildlicht ein Balance-Spiel. In „Sichere Zuständigkeiten“ werden jene zahlreichen Institutionen behandelt, mit denen wir uns Sicherheit verschaffen oder durch die wir uns zumindest in Sicherheit wännen. Die zahlreichen zunehmend an den Sozialstaat delegierten Aufgaben, die privatwirtschaftlichen Versicherungen, handlungsleitende Konzepte wie das des Vorrats, aber auch rechtliche Normen wie die Ehe mit ihren geschlechtsbezogenen Ungleichheiten werden hier kritisch reflektiert. Der fünfte Teil verlässt mit dem Titel „In Sicherheit wiegen“ nicht nur das bisherige titelgebende Schema aus Adjektiv und Nomen, sondern ist auch jener Ausstellungsteil, der am wenigsten deutet, jener mit dem experimentellsten Zugang, in dem religiöse Praktiken, Magie und allerlei Wunderglauben als Ausdruck eines kraftvollen Wunsches nach einem sicheren Umgang mit letztlich unkontrollierbaren Gefahren nachvollziehbar werden. Hier finden sich nicht nur Schutzheilige und Votivbilder, Abwehrzauber, Talismane und wilde Installationskunst, sondern auch Hinweise auf Verschwörungstheorien, Esoterik und Drogen. Schön, sich durch diesen Mix von unterschiedlichsten Versuchen der Angstabwehr, Hoffnungssuche und Sehnsucht nach Stabilität zu lesen und zu schauen!

Wir alle erleben aktuell angesichts von Klimakrise, Pandemie, Angriffskrieg und Atomdrohungen die generelle Fragilität von Sicherheit und die ständige Präsenz von Risiken unmittelbar mit. Der Ausstellung gelingt es, diesem gegenwärtigen Erleben Reflexionstiefe an die Seite zu stellen. Dies mag die erlebten Erschütterungen nicht kleiner machen, aber es ordnet sie ein und kontextualisiert, indem wir an die menschliche Kreativität und Improvisationskraft, an die zentrale Wichtigkeit von Vertrauen und an die aus der Gefahr resultierende Handlungsmacht konkreten Tuns erinnert werden. Das tut gut – und hilft so vielleicht auch gegen Ohnmacht und Resignation.

**wie es ist. Welten – Wandel – Perspektiven, die neue
Dauerausstellung im Grazer Volkskundemuseum seit April 2021
Von anderen steirischen Geschichten der Gegenwart –
ein Volkskundemuseum gerät in Bewegung**

Ich sitze im Innenhof des kürzlich umgebauten Grazer Volkskundemuseums, blicke auf die grüne Wiese und die alte denkmalgeschützte Mauer. Ich nehme einige Stimmen wahr. Ich habe gelesen, dass ein Literaturfestival im Museum stattfindet. Diese Öffnung zur Stadtgesellschaft habe ich auch bei anderen Volkskundemuseen wahrgenommen, die ihr althergebrachtes Konzept ändern.¹ Mein Kopf ist voll von Gedanken und Eindrücken aus der neuen semipermanenten Dauerausstellung, die ich soeben besucht habe.

Die neue Hauptausstellung entstand unter der kuratorischen Leitung der Kulturwissenschaftlerin Birgit Johler² im Rahmen der STEIERMARK SCHAU (10. April bis 31. Oktober 2021), welche die traditionellen Landesausstellungen der Steiermark neu interpretieren möchte. Im Auftrag des Universal museums Joanneum (UMJ) lud die SCHAU an vier Standorten in biennalen Ausstellungsformaten zu einer Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen in Bezug zur Steiermark ein. Die Ausstellung im Volkskundemuseum stellt das Gegenwartselement des Projekts dar und wurde als neue Dauerausstellung in das wiedereröffnete Haus übernommen.

Ich möchte Sie nun mitnehmen auf einen Rundgang rückwärts durch die tetramodulare Ausstellung, wobei jedes Modul wie eine eigene kleine Ausstellung funktioniert und somit unabhängig besuchbar sein soll. Die gesamte Ausstellung ist flexibel gebaut, die grauen Lochplatten bieten Spielräume für Erweiterung und

- 1 Farina Asche, Manuel Liebig: (Gegen-)hegemoniales Ringen im urbanen Laboratorium. Der museale Kulturbetrieb Wiens vor und nach dem langen Sommer der Migration. In: Valeria Hänsel, Karl Heyer, Matthias Schmidt-Semdbner, Nina V. Schwarz: Von Moria bis Hanau – Brutalisierung und Widerstand. Grenzregime IV. Berlin 2021, S. 315–334.
- 2 Unter Mitarbeit und mit Beiträgen von Johannes Maier, Christiane Rainer (Volkskundemuseum), der Abteilung Besucher*innenservice des UMJ sowie Agnieszka Czejkowska mit dem Team Arbeitsbereich Bildungstheorie und Schulforschung der Uni Graz, Barbara Frischling, Nicole-Melanie Goll und Georg Hoffmann, Heimo Halbrainer, Eva Kreissl, Werner Michael Schwarz, Andreas Vormai, Hans-Peter Weingand.

Veränderung der Themen, Objekte und Displays.³ Dadurch kann zu dem Zeitpunkt, an dem diese Rezension erscheint, die Ausstellung bereits ihr Gesicht gewandelt haben. Der Rundgang ist somit eine Momentaufnahme meines Besuches im pandemischen Juni 2021.

Ich spule vom Innenhof zurück in das letzte der vier Module mit dem Titel WAS WIRD SEIN – KRISE UND KRISENBEWÄLTIGUNG IN FRÜHEREN ZEITEN [4]. Dieses erzählt in vier Kapiteln vom Umgang mit Veränderungen und von der Rolle, die Glauben, kulturelle Identitätskonstrukte und Institutionen (wie auch das Museum selbst) darin spielen. Die Räume sind hell und einladend. Der Orientierung und Kontext gebende Kapitelständer mit der Aufschrift KRISE UND TRANSFORMATION steht zentral im Raum. An der ersten Wand erzählen Objekte der Arbeiterkultur, Skier und Landschaftsbilder mithilfe von knappen, informativen Texten von den Transformationen der obersteirischen Industrieregion und davon, wie durch die internationale Stahlkrise die prägende Eisen- und Stahlindustrie zusammenbrach, womit Umstrukturierungen und Arbeitslosigkeit einhergingen. Besonders dieses Display der kleinen Krisen-Ausstellung bleibt bei mir hängen, was auch an einem persönlichen Bezug liegen mag. So erinnert es mich an die Veränderungen des Ruhrgebietes, wo ich meine Kindheit verbracht habe. Der Struktur- und Imagewandel der Region von einem Zentrum der Arbeiterkultur hin zu einem Aushängeschild für Tourismus, Sport und Kultur ruft das Bild alter Zechen im Ruhrgebiet ab, die heute Bühnen für Kulturveranstaltungen sind. Ich gehe weiter zurück und begegne dem Volkskundemuseum selbst in der Ausstellung. Unter dem Kapiteltitel POLITISCHE KRISEN werden das Volkskundemuseum als Ressource und sein Begründer Viktor Geramb als Wegbereiter eines Heimatdiskurses der 1930er Jahre präsentiert. Eine an einem einfachen Kleiderbügel hängende Tracht macht die Idee der Heimatproduktion greifbar, welche durch Geramb besonders mit der Eröffnung des steirischen Heimatwerks im Jahr 1934 gestützt wurde. Der Diskurs über die Steiermark als ländlicher, heimatlicher Gegenpol zum städtischen Wien wurde dabei von volkskundlicher Seite beeinflusst. Dies zeigt auch das Display zu Erzherzog Johann, der mit der von ihm begründeten steirischen Landesausstellung sowie dem ersten innerösterreichischen Nationalmuseum (heutiges

3 Ausstellungsdesign: Benedikt Haid, Pretterhofer Arquitectos
 – Heidi Pretterhofer, MVD Austria mit Michael Rieper.

Joanneum) die Inszenierung der Steiermark als Hort des idealisierten Landlebens vorantrieb.

In diesen Displays des Krisen-Moduls wird deutlich, was sich durch die ganze Ausstellung zieht: Es gibt keine einheitliche Geschichte der Steiermark mit klaren Bezugspunkten, sondern multiple, sich auch widersprechende, sich verändernde Geschichten. Die Spannung zwischen einer konstruierten steirischen Identität und den alltäglichen Konsequenzen und Widersprüchen steht zentral am Ende der Dauerausstellung. Eine von kuratorischer Seite intendierte Repräsentationskritik, die versucht, internalisierte Blickregime zu irritieren und ihnen andere Perspektiven entgegenzustellen, wird hier erkennbar. Die Ausstellungsdisplays zeigen sich als Teil der Bedeutungsproduktion in Machtverhältnissen, die steirische Subjekte und Werte reproduzieren, aber auch diversifizieren und irritieren können. Der kritische Einbezug der Institution und der selbstreflexive Bezug zur eigenen Ausstellungsgenealogie lassen sich im Kontext neuerer Debatten der Museumsdefinition lesen. Ganz im Sinne der New Museology und der selbstreflexiven Wende der Museen zeigen die Displays der Ausstellung die Komplizenschaft des Volkskundemuseums mit ethnonationalen sowie heimatlichen Diskursen auf. Leider wird hier auf das Thematisieren gegenwärtiger Kontinuitäten der Heimatproduktion durch Museen verzichtet, was der Titel der Ausstellung und die leeren Löcher der Stellwand fast schon einfordern. Allerdings – so zeigt auch der Modultitel an – wird hier auf ausgewählte historische Momente fokussiert, wobei die Gründe der Wahl mir nicht immer klar ersichtlich sind.

Ich gehe weiter zurück und lande ich in der kleinen Modulausstellung mit dem Titel MEINE WELT, DEINE WELT UND WIE KOMMEN WIR ZUSAMMEN? [3]. Ich stehe vor einem Display, das sich mit der Geschichte des Bettelns in Graz auseinandersetzt. Die wenigen Objekte, wie Plakate oder die Bettelverordnung, lassen Raum für Erweiterungen. Hier – wie auch auf anderen Displays in diesem Kapitel – wird besonders auf textlicher Ebene die Rolle von NGOs und Aktivist_innen thematisiert, die dazu beitrugen, dass es beispielsweise seit 2012 eine Antidiskriminierungsstelle gibt. Ein großer Teil des Raumes widmet sich der NS-Geschichte von Graz und des Volkskundemuseums selbst. So erinnert ein Modell der Synagoge der israelitischen Kultusgemeinde Graz an deren Zerstörung im Kontext des Novemberpogroms 1938 und an ihren



Abb. 1: Ausstellungsansicht, Volkskundemuseum Graz, 2021,
Foto: Universalmuseum Joanneum/J. J. Kucek

Wiederaufbau. Auch die antisemitischen Anschläge auf das Gebäude 2020 in Form von Beschmierungen werden thematisiert. Ein genauer Blick zeigt, dass diese im gezeigten Foto abgeklebt und so nicht lesbar sind. Mit dem Blick aus dem Fenster, welches sich an dieser Stelle der Narration befindet, wird die Außenwelt miteinbezogen, denn gegenüber des Volkskundemuseums befand sich der Sitz der Gestapo in Graz. Immer wieder taucht in diesem Kapitel die Menschenrechtsorganisation Liga für Menschenrechte als Akteurin auf: 1948 mit dem Ziel gegründet, Rassismus und Faschismus zu bekämpfen, ist sie der Ausgangspunkt für die Erzählung einer Geschichte der Menschenrechte: über die Errichtung des Platzes für Menschenrechte in Graz bis zur Aufnahme der Stadt in die Liste der ‚Menschenrechtsstädte‘.

Das Thema Menschenrechte schwebt als verknüpfendes Thema über allen Displays im Raum. Deutlich wird hier der kuratorische Wille, ‚andere‘, marginalisierte Geschichten zu erzählen und lokalen aktivistischen sowie migrantischen Akteur_innen einen Raum zu geben. Die vielfach inflationär benutzte und entleerte Figuration der *Menschenrechte* erhält durch die lokale Situierung und Akteursspezifität seine politische Bedeutung zurück. Folglich wird das Politische in diesem Raum ernst genommen: es wird etwa als gestalterische

Strategie bei der Verdeckung der Beschriftungen visualisiert, um rassistische und antisemitische Inhalte nicht zu reproduzieren, oder in der Verbindung zur semiotischen Umgebung vor dem Fenster offenbar, welche auf die NS-Geschichte verweist. Denn das Politische in Ausstellungen liegt auch

„[...] in apparently non-political and even ‚minor‘ details, such as the architecture of buildings, the classifications and juxtaposition of artefacts in an exhibition, the use of glass cases or interactives, and the presence or lack of a voice-over on a film [...].“⁴

Ich gehe weiter zum Kapitel BE CONNECTED, in welchem sich die Ergebnisse eines Workshops mit Jugendlichen, die Einblicke in ihre digitalen Biografien und ihren Alltag mit digitalen Praktiken geben, finden lassen. Untereinander montierte Moderationskarten vermitteln den Eindruck, der Workshop habe gerade eben an diesem Ort stattgefunden. Eine Wand voller Handys macht mich fast nostalgisch, der Blick auf die ‚alten Knochen‘ der mobilen Kommunikationstechnologie.

Hier zeigt sich wieder der Einbezug lokaler Akteur_innen, die nicht nur ihr Wissen zur Verfügung gestellt, sondern, so scheint es, auch an der Konzeption mitgearbeitet haben. Die alltagshistorische Ausrichtung des Volkskundemuseums wird auch in Bezug auf gegenwärtige digitale Welten deutlich. Die Ausstellung macht in ihrer Gestaltung klar, dass es nicht nur um die Repräsentation einzelner Communitys geht, sondern vielmehr darum, das Verhältnis von produzierenden und konsumierenden, von beitragenden und dirigierenden Akteur_innen strukturell zu kritisieren und neu zu definieren.

Ich spule noch ein Stück zurück und stehe an einer Kreuzung vor einem Display, das sich mit dem Rennfahren in der Steiermark beschäftigt. An einer Rennkluft wird hier nicht nur das Marketing dieses Sports thematisiert, sondern auch die Kritik der Klimabewegung daran. Im Hintergrund höre ich Stimmen von Mitarbeiter_innen einer Klinik über ihre Arbeit während des Lockdowns. Ich drehe mich nach links. Dort befindet sich eine gläserne Brücke, die schon von außen ein Blickfang war. Der futuristische Weg führt mich in den Trachtensaal, das „Museum im

4 Sharon Macdonald: The Politics of Display. Museum, Science, Culture. London 1998, S. 3.

Museum“⁵, wie er auch genannt wird. Ich gelange in einen Raum mit riesigen Vitrinen, in denen 42 lebensgroße menschliche Figuren platziert sind. Sie präsentieren regionale Trachten und alltagsgeschichtliche Entwicklungen der Bekleidung in der Steiermark. Die Figuren selbst stellen jedoch die Kleidung in den Schatten, so unheimlich und naturalistisch, wie sie dort ganz unkommentiert stehen. Ich fühle mich wie bei einer Zeitreise in ein altes volkskundliches Museum versetzt.

Dieser Raum steht im eklatanten Kontrast zur sonstigen Ausstellung, die die klassische heimatliche Inszenierung der Steiermark brechen und andere Geschichten erzählen will. In meiner späteren Recherche über diese gläserne Wunderkammer stoße ich auf die Publikation des Studienprojektes *Unheimlich heimisch*,⁶ die den Trachtensaal als „atmosphärischen Bedeutungsraum“⁷ analysiert. Die das Studienprojekt leitende Kulturanthropologin Katharina Eisch-Angus gibt meinen Gedanken die passenden Worte: „Es war, als hätte ich über die Luftbrücke zum Trachtensaal verbotenes Terrain betreten, als konzentriere sich hier eine überlieferte Scham der Volkskunde.“⁸ Das Kapitelschild suggeriert die Zugehörigkeit des Trachtensaaus zur Dauerausstellung. Aber warum wurde er nicht in die Narrative der neuen Dauerausstellung mit aufgenommen? Materialisiert sich hier die Widerspenstigkeit eines traditionellen Fachverständnisses, das sich auch in den Kontroversen der volkskundlichen Namensdebatte zeigt?⁹

Mein Rückwärtsgang durch die Ausstellung führt mich nun in eines der vier Kapitel der Modulausstellung UNS GEHT ES GUT!? [2] mit dem Titel MOBILITÄT UND MOBILITÄTSERFABRUNGEN. Der

5 Katharina Eisch-Angus: Museum oder Mausoleum? Vorwort und Annäherung. In: Dies.: *Unheimlich heimisch. Kulturwissenschaftliche BeTRACHTungen zur volkskundlich-musealen Inszenierung*. Wien 2003, S. 7–11, hier S. 7.

6 Dieses Projekt fand von März 2015 bis Juni 2016 am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz statt.

7 Katharina Eisch-Angus: „Ich weiß nicht, was die in der Nacht tun“. Zur volkskundlichen Ästhetik des Unheimlichen – eine Exegese des Grazer Trachtensaaus. In: Dies.: *Unheimlich heimisch. Kulturwissenschaftliche BeTRACHTungen zur volkskundlich-musealen Inszenierung*. Wien 2003, S. 15–41, hier S. 22.

8 Ebd., S. 17.

9 Eine Überarbeitung des Saales, die Viktor Geramb als „Volkskundler, Sammler und Museumsleiter in den Blick rücken und kritisch würdigen [will]“, ist in Planung (Homepage Volkskundemuseum Graz).



Abb. 2: Ausstellungsansicht, Volkskundemuseum Graz, 2021;
Foto: Universalmuseum Joanneum/J. J. Kucek

zentrale Raum der Ausstellung ist im eigentlichen Sinne kein geschlossener Raum, sondern vielmehr – sinnbildlich für die hier verhandelte Thematik – ein Durchgangszimmer. Hier sind Displays versammelt, die unterschiedliche Dimensionen von Mobilität aufgreifen, zum Beispiel die ersten motorisierten Arbeiterinnen in der Nachkriegszeit, die Hebammen oder das Pendeln von steirischen Arbeitnehmer_innen. Mir scheint, dass viel Wert auf die Gefühlsebene gelegt wurde. Dem zentral ausgestellten Motorroller steht ein Fahrrad gegenüber. Dabei erhält auch umweltaktivistische Kritik, unterstützt durch die Fridays-for-Future-Transparente an der Wand, Einzug. Mehrere Displays widmen sich außerdem transnationalen Biografien von Migrant_innen, beispielsweise durch Interviews und Dias, die die Reisen und Autofahrten von Besuchen in Bosnien, Serbien oder in der Türkei dokumentieren. Auch das europäische Grenzregime erhält seinen Platz in der Ausstellung. Eine Aufnahme zeigt den Grenzübergang Spielfeld, der im Jahr 2015 zu einem zentralen Ort des Migrationsgeschehens wurde. Ein Zeugnis dafür ist der ausgestellte Pullover einer Caritas-Mitarbeiterin, der zerriss, als sie ein Kind über den mit Stacheldraht versehenen Grenzzaun hob. Die Ausstellung zeigt den Grenzübergang Spielfeld als einen wichtigen Ort zu unterschiedlichen

historischen Zeitpunkten, sei es beim Ungarn-Aufstand 1953, als Teil der „Gastarbeiterroute“ zwischen südosteuropäischen Ländern und der BRD oder zur Zeit des Jugoslawien-Krieges.

Das Politische und die Vielgestaltigkeit von Mobilität werden in diesem Kapitel sehr deutlich und Ungleichheitsverhältnisse auch in globalem Maßstab angeschnitten. Migrant_innen werden als Akteur_innen und Teil der steirischen Geschichte repräsentiert. Migration wird in Machtverhältnissen und als *Conditio humana* präsentiert, was im Widerspruch zum vorherrschenden Bild des öffentlichen Diskurses steht. Denn trotz langer Migrationsgeschichte in Österreich ist Migration häufig vor allem medial negativ konnotiert. Das Kapitel fügt sich in den Kanon jener musealen Projekte ein, die eine Erzählung aus der „Perspektive der Migration“¹⁰ versuchen.

Ich spule weiter rückwärts durch einen langen Flur. Über mir hängt der Schriftzug des Modultitels UNS GEHT ES GUT!?, der fast zynisch wirkt und die Frage aufwirft: Wer ist ‚uns‘? Ich gehe in den Raum, der das Kapitel BILDUNG beinhaltet und in Kooperation mit dem Arbeitsbereich für Bildungstheorie und Schulforschung der Universität Graz gestaltet wurde. Meine Augen fallen direkt auf eine große Kunstinstallation einer Bushaltestelle. Im Anschluss daran finden sich statistische Daten des steirischen Bildungswesens, Skizzen von Alltagssituationen und Bildungsbiografien. Die typischen Symbole wie Schreibtisch, Spinte und Overheadprojektor lassen mich an meine eigene Schulzeit denken. Mit Fotos vom Distance Learning und Online-Klassen werden die aktuellen pandemischen Veränderungen des Schulalltags mit eingeflochten. Objekte, Texte und Grafiken erzählen von dem diversen Zugang und Ausschluss vom Bildungssystem.

Das Thema Bildung wird in unterschiedlichen Facetten gezeigt und als politische Ressource verstanden. Kooperationen mit Initiativen, die Zugänge zum Bildungssystem schaffen wollen oder sich für die Erleichterung von Schulwegen einsetzen, werden sichtbar, und das zeigt, wie weit der Partizipationsbegriff der Kurator_innen geht. Allerdings wird das Museum hier nicht als Bildungsort reflexiv

10 Sabine Hess: Movements of Migration – Neue Perspektiven im Feld von Stadt, Migration und Repräsentation – Eine Hinleitung. In: Dies., Torsten Näser: Movements of Migration: neue Perspektiven im Feld von Stadt, Migration und Repräsentation. Berlin 2015, S. 10–29, hier S. 19.



Abb. 3: Ausstellungsansicht, Volkskundemuseum Graz, 2021;
Foto: Universalmuseum Joanneum/J. J. Kucek

miteinbezogen, so wie es in den vorherigen Modulen gelungen ist. Aber die dynamische Einbindung der aktuellen pandemischen Situation verdeutlicht auf eindrückliche Weise, dass sich Ausstellungen nicht als eingefrorene Momente der Geschichte verstehen lassen.

Zurück im Gangspule ich weiter zum ersten Raum der Ausstellung. Schon der Weg leitet mich vorbei an lokalen kulinarischen Produkten und das steirische Grün strahlt mich an. Ich sehe Äpfel, Kürbiskernöl, Käse und Schinken. Gefühle von Regionalität, Authentizität, verbunden mit einem seltsamen Heimatgefühl, liegen in der Luft. Ich betrete den Raum, in dem sich mehrere Displays der steirischen Lebensmittelproduktion widmen, immer in Bezug zu globalen und wirtschaftspolitischen Prozessen. An einer alten Apfelsorten-Modellsammlung werden Themen wie migrantische Saisonarbeit, politische Rhetorik und Vermittlung obstbaulichen Wissens angeschnitten. Der „Hendlkäfig“, der Teil einer Tierschutzaktion in den 1990er Jahren war, steht zentral im Raum. So wird das steirische Backendl in den Kontext von globalen Ernährungsungleichheiten und -exporten sowie Tierschutz gestellt.

Im Zentrum dieses Raumes steht die Dekonstruktion von steirischen Heimat- und Identitätsverständnissen, von Selbst- und Fremdbildern. Wieder zeigt sich hier der Einbezug von aktivistischem und lokalem Wissen nicht nur auf textlicher Ebene, sondern auch durch das Einbringen neuer Objekte. Sie ermöglichen es, „andere“ steirische Geschichten zu erzählen, die im Wechselspiel von lokalen und globalen Machtverhältnissen situiert sind, und sie geben einen kleinen Einblick in die veränderten Strategien des Sammelns. Zusätzlich ist die Neukontextualisierung alter Objekte, wie der Sortensammlung, eine weitere Taktik, um die Perspektive zu verändern.

Auch wenn es sich so anfühlt, als wäre hier der Anfang der Ausstellung erreicht und somit mein Rückwärtsgang beendet, möchte ich die Eindrücke zuvor im Erdgeschoss nicht vergessen. Hier findet sich eine alte Rauchstube, die wie ein Teil des Gebäudes wirkt – so harmonisch wurde sie transloziert. Die Rauchstube zeigt das „einfache Leben“ vor ca. 400 Jahren. Der begehbare Koch- und Wohnbereich, an dem noch immer der Rauchgeruch haftet, macht die Vielnutzung deutlich. Ein daran anschließender akustischer Schaumstoffraum übersetzt die Rauchstube und lässt heutige Einraumbewohner_innen über ihren prekären Alltag sprechen. Das Reenactment der Rauchstube macht prekäre Wohnverhältnisse damals wie heute zum Thema. Im Eingangsbereich des Museumsgebäudes wird das

Volkskundemuseum anhand eines Modells der TU Graz in seiner baulichen Veränderung mit diversen Funktionen und Positionen thematisiert – vom Kloster über das Tollhaus zum 1913 gegründeten Volkskundemuseum und schließlich zu einer visionären Konstruktion des Volkskundemuseums in der Zukunft. Ich stoppe den Rückwärtsgang durch die Ausstellung und gehe aus dem Innenhof zum neu eröffneten Museumscafé, dem Café Grün. Hier kooperieren im letzten Modul der Ausstellung DIE FARBE STEIERMARK [1] noch einmal die Ausstellung und ein öffentlicher Ort. Konfrontiert mit der ‚steirischen Farbe‘ Grün, werde ich aufgefordert, mich mit ihr und ihren Konnotationen auseinanderzusetzen.

Die historischen Kontinuitäten in der Gegenwart, aber auch Veränderungsprozesse, die in der Ausstellung immer wieder transparent werden, sind somit auch schon ganz zu Beginn der Ausstellung spürbar. Die kulturwissenschaftlich informierte Kuratierung der Ausstellung scheint sich bewusst darüber, dass sie mit einem Fokus auf die Gegenwart auch die Vergangenheit ein Stück neu konstruiert, aber auch die Gegenwart nicht ohne historische Bezüge zu verstehen ist. Die Steiermark wird zum SCHAUPlatz der Gegenwart – und mit ihr auch das Volkskundemuseum. Die Reflexion der eigenen Institutionsgeschichte, die mir in der Ausstellung immer wieder begegnete, zeigt das ideologische Vermächtnis der Institution und der Ausstellung selbst auf. Mit Kooperationen und der Einbindung lokaler, marginalisierter und aktivistischer Akteur_innen wird über die reine Dekonstruktion und Irritation steirischer Identitätsklischees hinaus einer Community-basierten Museumsarbeit Vorschub geleistet. Ressourcenschonend, mit eher weniger Objekten und schlichter Gestaltung, schafft es die Ausstellung immer wieder, den Bezug zu globalen Prozessen – Migration, Klimaschutz, Bildung oder Pandemie – herzustellen. Die in der Steiermark lebenden Menschen und ihre Alltage werden so im Spannungsfeld zwischen dem Partikularen und dem Globalen gezeigt. Dennoch bleibt die Ausstellung vor allem im Rahmen der SCHAU und ihrer Suche nach der steirischen Identität, welche diese zwangsläufig begleitet, einer bestimmten Inszenierung einer Steiermark verhaftet, der es wahrlich schwer bis unmöglich ist zu entkommen, denn die Dekonstruktion steirischer Klischees reproduziert diese auch immer wieder zu einem gewissen Teil.¹¹ Neben dem steirischen Identitätsdilemma, in welches sich die Ausstellung mutig stürzt, findet sich auch die Widerspenstigkeit der Institution

des Volkskundemuseums mit ihren fachinternen Debatten um gesellschaftliche Relevanz und Verantwortung wieder. Der Blick auf gesellschaftlich relevante Themen und eine selbstreflexive Herangehensweise wirft die Frage nach der Diskursfähigkeit und Situierung von Volkskundemuseen und der Re-Politisierung dieser musealen Orte auf. Was ist volkskundliches Wissen? Welchen Beitrag kann das Volkskundemuseum zur Demokratieentwicklung leisten? Auf welche Weise müssen die Museumspraxis und die institutionellen Strukturen weiterentwickelt werden, damit Volkskundemuseen zu Orten der Vergegenwärtigung werden können, ohne ihre eigene Geschichte zu vergessen? Die mehrdimensionale Ausstellung *wie es ist. Welten – Wandel – Perspektiven* zeigt mit ihren Bezügen nach außen und innen einen eleganten Weg dahin auf und stellt einmal mehr die Frage nach der Beweglichkeit der Volkskundemuseen im 21. Jahrhundert. Ich empfehle – fachfremd oder nicht –, diese Ausstellung zu besuchen, in den detaillierten Katalog zu schauen oder die auditiven Angebote auf der Homepage des Museums wahrzunehmen.

FARINA ASCHE

- 11 Isabel Lorey: Konstituierende Kritik. Die Kunst, den Kategorien zu entgehen. In: Birgit Menzel, Stefan Nowotny, Gerald Raunig (Hg.): Kunst der Kritik. Wien 2010, S. 47–64.

**„Wer verdammt nochmal ist denn dieser Bausinger?“
Hermann Bausinger (1926–2021)**

„Bausinger – tot? Das sieht ihm gar nicht ähnlich“ hieß es im Tübinger „Schwäbischen Tagblatt“ im Nachruf von Wolfgang Alber am 26. November 2021. Hermann Bausinger starb am 24. November 2021 im gesegneten Alter von 95 Jahren.

Es wäre im Sinne der knitzten Selbstironie Hermann Bausingers aufschlussreich all die Überschriften zu analysieren, die ihm in den zahlreichen Nachrufen zugeordnet wurden.¹ Er wird in einem Atemzug mit Walter Jens, Hans Küng, Eberhard Jüngel oder auch Hans Mayer genannt, alles Repräsentanten der sogenannten Tübinger Gelehrtenrepublik. In allen wichtigen deutschen Tageszeitungen, aber auch im Südwestrundfunk oder im Deutschlandfunk wurde insbesondere die epistemisch richtungsweisende Bedeutung des Erfinders der Empirischen Kulturwissenschaft für die Post-Volkskunde hervorgehoben. Die Stuttgarter Zeitung (25.11.2021) setzte sein Foto neben dem Aufmacher „Er hat die Heimat neu erfunden“ auf ihre Titelseite. Das Medienecho auf seinen Tod war bemerkenswert. Dabei hatte es doch erst drei Monate zuvor, anlässlich seines 95. Geburtstages im September 2021 eine regelrechte Elegie an Würdigungen und Wertschätzungen gegeben.

Aufgrund seiner anhaltenden Vitalität („Emeritus Feuerkopf“²) mussten immer wieder neue Versionen des Formats akademische Festschrift entwickelt werden. In seinem Fall reichte sie vom klassischen Sammelband (1986)³, der Sammlung ausgewählter Zeitungs- und

- 1 Ein Dokumentation von Nachrufen findet sich auf den Seiten des Ludwig-Uhland-Institutes für Empirische Kulturwissenschaft: <https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/wirtschafts-und-sozialwissenschaftliche-fakultaet/faecher/fachbereich-sozialwissenschaften/empirische-kulturwissenschaft/institut/aktuelles/nachruf-hermann-bausinger/> (Zugriff: 1.3.2022)
- 2 Wolfgang Alber: Emeritus Feuerkopf. In: KonText. Wochenzeitung, 14.9.2006. <https://www.kontextwochenzeitung.de/politik/285/emertus-feuerkopf-3868.html> (Zugriff: 1.3.2022)
- 3 Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek 1986.

Zeitschriftenartikel (1991)⁴ bis zu einem Interviewband (2006: Aufklärer des Alltags⁵) sowie zur Neuauflage seiner 1961 erstmals erschienen Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“⁶.

In den Nachrufen wurde allem voran seine Bedeutung für den „Abschied vom Volksleben“ und einer völkisch kontaminierten Volkskunde betont. Wolfgang Alber verweist auf „die große Erzählung des Fachs, das sich in Bausingers Zeit als LUI-Direktor [LUI = Ludwig Uhland Institut] 1960 bis 1992 aus der NS-kontaminierten Volkskunde herausmendelte zur sozialwissenschaftlich orientierten ‚EKW‘, die Kultur alltagsnah in der Lebensweise der Menschen verortet.“ (Schwäbisches Tagblatt, 26.11.2021).

Zugleich hielt Bausinger aber auch die Verbindungen zu den Forschungsfeldern Sitte, Brauchtum, Mundart und Dialekt aufrecht. Auf diese Weise gelang es ihm – auch nach dem „Abschied vom Kanon“ – die Themenfelder der sogenannten Volkskultur in einer nicht volks-tümelnden Weise zu bespielen. In einer Vorlesung (1980) berichtete er, wie Schwarzwälder Fastnachtsaktivisten versucht hatten, ihn zu Aussagen über eine besonders lange historische Konstanz gerade ihrer Narrenzunft zu bewegen. Mystifizierende Behauptungen über ein „schon immer“ oder ein „seit jeher“ waren von ihm nicht zu bekommen. Vielmehr verwies er auf die Geschichtlichkeit von kulturellen Artefakten und soziokulturellen Praktiken. Das Gewordensein und das Prozesshafte wurde uns in Tübingen schon vor dem Poststrukturalismus vermittelt. Und vielleicht ist es auch das Paradox dieses von ihm wesentlich mit eingeläutetem Abschied, dass einige Bereiche des Kanons – unter allerdings veränderten Vorzeichen, inzwischen wieder mögliche Themen im Fach geworden sind. Für

4 Wolfgang Alber, Eckart Frahm (Hg.): Hermann Bausinger. Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur, Schwäbisches Tagblatt. Tübingen 1991.

5 Hermann Bausinger: Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche und Bernhard Tschöfen, Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. Wien – Köln – Weimar 2006.

6 Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt/M. 2005 (1961).

sein Engagement in der Märchenforschung hatte ihm Rudolf Schenda ein eigenes Lemma in der Enzyklopädie des Märchens gewidmet.⁷

Auch nach der von Hermann Bausinger vorangetriebenen „Durchlüftung der Heimat“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.9.2016) oder einer frühen kritischen Würdigung des Identitätsbegriffs in den 1978 erschienen „Grundzügen der Volkskunde“⁸ betätigte er sich immer wieder als „Erforscher unserer merkwürdigen Heimate“ (Ebd.).

Die Reaktionen auf sein Ableben unterstreichen vor allem eines: Hermann Bausinger war nicht nur der zentrale Reformator unseres wissenschaftlichen Fachs. In den zahlreichen Würdigungen zeigt sich auch, welche Rolle ihm als Übersetzer aus der Universität in die nicht-akademische Öffentlichkeit zugekommen ist. In diesem Sinne bezeichnet der Titel des anlässlich seines 80. Geburtstages herausgegebenen und bereits erwähnten Interviewbands „Aufklärer des Alltags“ eines seiner wesentlichen Verdienste. In diesem von Bernhard Tschöfen, Wolfgang Kaschuba, Gudrun König und Dieter Langewiesche initiierten Marathon-Interview kommt seine Bedeutung als Vermittler wissenschaftlichen Wissens in eine breite Öffentlichkeit zum Vorschein. Hermann Bausinger war bereits in einem Sinne angewandt, bevor der Begriff „Angewandtheit“ im Diskurs über die Wissenskommunikation des Vielnamensfachs sich ausweitete.

Der „Tarzan-Versteher“⁹ beeindruckte nicht zuletzt deshalb, weil er in der Lage war, dem vermeintlich Banalen seine gesellschaftliche Bedeutung zu entlocken. Sein Humor und sein Gespür für die aufklärende Anekdote wurden von einem breiten Publikum dankbar aufgenommen. Mit seinem kritischen Anliegen fiel er nicht ins Haus, sondern platzierte es zumeist erst bei der Verabschiedung an der Haustür.

- 7 Rudolf Schenda: Bausinger, Hermann. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 1: *A–Ba*, Berlin u. a. 1977, S. 1404–1406.
- 8 Hermann Bausinger: Identität. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe (Hg.): *Grundzüge der Volkskunde*. Darmstadt 1978, S. 204–264.
- 9 Josef-Otto Freudenreich: Der Tarzan-Versteher. In: KonTEXT. Wochenzeitung, 1.12.2021. <https://www.kontextwochenzeitung.de/gesellschaft/557/der-tarzan-versteher-7867.html> (Zugriff: 1.3.2022)

Bausingers Wirken wurde aber auch über den deutschen Sprachraum hinaus ausführlich gewürdigt. Nicola Squicciarino hat auf der Webseite *Dialoghi Mediterranei* eine ausführliche Darstellung seiner Vita veröffentlicht.¹⁰ Er beschränkte sich nicht auf den Umbruch der Volkskunde, sondern findet auch eine Erklärung, warum Bausingers Programm so anziehend auf die jüngere Generation nach 1968 gewirkt hat. Mich interessierte – als ich 1978 mit dem Studium der Empirischen Kulturwissenschaft begann – die Reform der Volkskunde überhaupt noch nicht. Squicciarino betont genau die anderen Felder des Alltags, für die Bausinger die Tür geöffnet hatte. Ein Thema war beispielsweise der Sport. Der Sporthistoriker Michael Krüger bemerkte in seinem Nachruf: „In keinem Nachruf wurde (...) auf Bausingers ethnologische und kulturwissenschaftliche Arbeiten zum Sport als einem Phänomen der Alltagskultur Bezug genommen.“¹¹ In der Tat dürfte es schwierig sein, die Vielfalt der Themen von Hermann Bausinger im vollen Umfang angemessen zu würdigen. Aber wer kann schon von sich sagen, gleichermaßen im Nationalen Olympischen Komitee (NOK) und im Deutschen Literaturarchiv in Marbach a.N. zu Hause gewesen zu sein? Das Tübinger Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur (FATK) formuliert in seinem Nachruf über sein Wirken in dessen Beirat. Es „hat wichtige Spuren in unserer Forschungsarbeit gelegt. Mit seiner Habilitationsschrift ‚Volkskultur in der technischen Welt‘ (Stuttgart 1961)¹² hat er die Tür der hiesigen Kulturwissenschaft zur Technikforschung geöffnet, was zusammen mit der seit den 1970er Jahren am Ludwig-Uhland-Institut betriebenen Arbeiter- und Arbeitskulturforschung zum ‚K‘ in ‚F.A.T.K.‘ und einer ständigen Mitwirkung an den Forschungen unseres Instituts geführt hat.“¹³

10 Nicola Squicciarino: Hermann Bausinger e la svolta nella Volkskunde. In: *Dialoghi Mediterranei* (Periodico bimestrale dell'Istituto Euroarabo di Mazara del Vallo), <https://www.istitutoeuroarabo.it/DM/>

11 Michael Krüger: Nachruf auf Hermann Bausinger. In: Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB) e.V. 30.11.2021. <https://www.dosb.de/sonderseiten/news/news-detail/news/nachruf-auf-hermann-bausinger>

12 Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961.

13 Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur: Das F.A.T.K. trauert um Hermann Bausinger. Tübingen 2021. <https://fatk-tuebingen.de/> (Zugriff: 1.3.2022)

Bevor sein wissenschaftliches Domizil, der Haspelturm im Tübinger Schloss, renoviert wurde, konnte man/n auf der Toilette des Ludwig-Uhland-Instituts eine Klo-Kritzelei lesen (aber nur wenn man(n) sich hingesetzt hatte), in der die Frage gestellt wurde: „Wer verdammt nochmal ist denn dieser Bausinger?“ Die Frage passte zum „Genius loci“ und sie dürfte Bausinger – seinem selbstironischen Habitus entsprechend – getaucht haben. War er nicht in den 1970er Jahren zur Anhörung in das baden-württembergische Kultusministerium vorgeladen worden, weil er die wissenschaftliche Analyse von Illustrierten wie Quick und Bunte in akademischen Abschlussarbeiten zugelassen hatte. Denn die Frage nach der Literarizität stellte sich für ihn an jedem Ort.

Bausinger vermochte jene Brücken zur Alltagskultur zu schlagen, die den „Tübinger Weg“ ausgezeichnet hat. Die von ihm erfundene Empirische Kulturwissenschaft untersuchte nunmehr historisch informiert die Gegenwart. Diese Hinwendung zur Alltagskulturforschung war es, die für uns die Attraktion des Ludwig-Uhland-Instituts ausmachte. Seine Feststellung, dass Kultur die andere Seite des Sozialen sei, erscheint mir immer noch die beste Zusammenfassung der epistemischen Perspektive unseres Faches. Sie verdeutlicht, in welcher Weise die Empirische Kulturwissenschaft zur Gesellschaftsanalyse beitragen kann. Dieses Programm zog eine Reihe außerordentlich engagierter und guter Studierende an. Wer sich die Zahl der Berufungen der letzten Jahrzehnte in unserem Fach anschaut, sieht in welcher Weise Hermann Bausinger – lange über seine Zeit an der Universität Tübingen (bis 1992) hinaus – noch in der nachfolgenden WissenschaftlerInnen-Generation gewirkt hat.

Er war aufmerksam und seinen Studierenden zugewandt, ließ sich in der Diskussion von Argumenten überzeugen, und das zeichnete ihn eben auch aus, seine Fähigkeit zuzuhören und neugierig zu sein.

Sein Lebenswerk erfüllte sich im September 2021 – kurz nach seinem 95. Geburtstag, 50 Jahre nach der Umbenennung des Ludwig-Uhland-Instituts – auch auf der Ebene der Repräsentation: Die Umbenennung der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde* (dgv) in die *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* (DGEKW) konnte er noch miterleben. Ein halbes Jahr später zog auch der *Österreichische Fachverband für Volkskunde* (ÖfV) nach und benannte sich

in *Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde* (ÖGEKW) um. Die Tatsache, dass es immer wieder zwei Schritte vor und einen zurück geht, hätte ihn nicht verwundert. Er hätte das halbvolle und nicht das halbleere Glas gesehen.

Es trifft zu, Hermann Bausinger hat viel bewegt (wie es in einem Facebook-Kommentar zu lesen war) und viele von uns in Bewegung gesetzt.

KLAUS SCHÖNBERGER

(Vorsitzender des *Österreichischen Fachverbands für Volkskunde* bzw. der *Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde*)

N.B.

Wer sich von Hermann Bausinger verabschieden mag, oder mehr oder weniger persönliche gefärbte Erinnerungen nachlesen möchte, die ein weiteres Schlaglicht auf seine Vita und sein Wirken werfen, möge das Online-Kondolenzbuch der Tübinger Vereinigung für Volkskunde (TVV) aufrufen: <http://verlag-tvv.de/2021/11/29/online-kondolenzbuch-fuer-hermann-bausinger-2/> (Zugriff 1.3.2022).

Literatur der Volkskunde



Johannes Müske, Ute Holfelder, Thomas Hengartner (Hg.):
**Fixing and Circulating the Popular: Ethnographies of
Technology, Media, Archives and the Dissemination of Culture**
(= Kulturwissenschaftliche Technikforschung 6).
Zürich: Chronos 2020, 164 Seiten.

Der Sammelband *Fixing and Circulating the Popular* bringt neun Beiträge zusammen, in denen aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive danach gefragt wird, wie populäre Kultur über unterschiedliche Speichertechnologien fixiert und zirkuliert wird. Damit geht es zum einen um Praktiken des Aufnehmens, Speicherns, Archivierens und Inventarisierens von Populärkultur, zum anderen um deren Medialisierung, Zirkulation und Rezeption sowie um Effekte der Aneignung, Interpretation und Inwertsetzung. Das Spektrum der betrachteten Aufnahmen in den überwiegend ethnografisch grundierten Beiträgen reicht von Handyvideos und -fotos über Tonbandaufnahmen von Volksliedern bis zu archivalischen Daten über Volksmedizin und Hausforschungen. Der Band geht zum Teil zurück auf ein Panel des SIEF-Kongresses 2013 in Tartu, zum Teil auf die Aktivitäten des von Thomas Hengartner ins Leben gerufenen Forschungskollegs Kulturwissenschaftliche Technikforschung. In der Einleitung skizzieren Ute Holfelder und Johannes Müske die Ausrichtung des Bandes und nehmen eine kurze historische Kontextualisierung volkskundlicher Sammlungen vor, die sie mit Fragen nach dem Einfluss von Medientechnologien auf die Speicherung und Verbreitung von (volkskundlichem) Wissen verknüpfen. Der Beitrag Thomas Hengartners über Technikforschung als Alltagskulturforschung präsentiert das Forschungsprogramm einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung anhand von dezidierten Perspektiven, die sowohl methodisch als auch über ihre theoretischen Bezüge einen Rahmen für die weiteren Artikel des Bandes darstellen. Hengartner betont die Notwendigkeit, dass eine ethnografische Erforschung der „Kultürlichkeit von Technik“ und „Technizität von Kultur“ als transdisziplinäres Projekt gedacht wird (S. 30), das Verbindungen zu anderen theoretischen Ansätzen und innerdisziplinären Verständnissen von Technik ebenso reflektieren muss wie den alltäglichen „Sitz der Technik im Leben“.

Die nachfolgenden drei Beiträge beschäftigen sich mit je einem Beispiel der, so Holfelder und Müske, „folkloristic collecting practices“ (S. 12) auf unterschiedlichen Ebenen. Fanny Gutsche-Jones und Karoline Oehme-Jüngling betrachten die Verbreitung des Schweizerischen Volkslieds *Leget, vo Bärgh und vo Tal* in verschiedenen zeitlichen, kulturellen und räumlichen Kontexten. Dabei zeigen sie unter anderem, dass Technologien der Speicherung und Verbreitung von Liedgut sich nicht nur auf dessen Zirkulation, sondern auch auf die Interpretation und Rekonstruktion kulturellen Wissens auswirken (S. 47). Karin Gustavssons Beitrag diskutiert den Einfluss von Technik auf die ethnologische Haus- und Siedlungsforschung in Skandinavien in den 1920er Jahren. Am Beispiel von Fotografie und Transporttechnologien zeigt Gustavsson, wie die Feldforschung und der Aufbau sowie die Nutzung von Archiven als Wissensproduktion technisch grundiert sind. Johannes Müske zeigt in seinem Kapitel über Volksmedizin in der Schweiz, dass Inwertsetzungsprozesse kulturellen Erbes im Rahmen von UNESCO-Prozessen zu einer Inventarisierung und zu einer Aufwertung von Wissensbeständen als ‚lebendige Traditionen‘ geführt haben. Mit der diskursiven Rahmung und der archivalischen Dokumentation von Volksmedizin als Erbe gehe eine Rationalisierung des zugrunde liegenden Wissens einher, die lokal politisch und ökonomisch genutzt wird, unter anderem im Gesundheitstourismus.

Die Beiträge von Sibylle Künzler, Ute Holfelder, Christian Ritter und Klaus Schönberger beleuchten Nutzungsweisen und Interpretationen unterschiedlicher digitaler Tools und Medien. Am Beispiel von Google Maps analysiert Sibylle Künzler vier „spatial practices“ (S. 93), die bei der Nutzung der Online-Kartensoftware üblich sind: „walking“ durch virtuelle Panoramen, „clicking“ durch Kartenebenen, „locating“ und „zooming“ seien Kulturtechniken mit eigener Räumlichkeit, die Fragen bezüglich der technischen Verwobenheit von Raumpraktiken aufwerfen und methodische wie analytische Justierungen erforderten. Ute Holfelder betrachtet in ihrem Beitrag den Umgang mit Smartphone-Videoaufzeichnungen von Pop-Konzerten durch Jugendliche in der Schweiz. Ihr geht es zum einen um die „unique moments“ (S. 107), die auf Videos festgehalten und interpretiert werden, zum anderen um die Zirkulation der Videos und deren unterschiedliche soziale Funktionen. So seien sie Beleg und Zeichen der Authentizität sowie Träger von Erinnerungen. Christian

Ritters Beitrag präsentiert Forschungsergebnisse über ethnische Identitätskonstruktionen als Teil postmigrantischer Jugendkulturen in der Schweiz und fokussiert dabei insbesondere auf die Rolle und Ambivalenz nationaler Symbole in den sozialen Medien. Der abschließende Beitrag von Klaus Schönberger diskutiert am Beispiel von unterschiedlichen Formen der „love communication“ den Zusammenhang zwischen Mediennutzung und sozialem Wandel und zeigt die Persistenz und Rekombination von Medienpraktiken auf (S. 155).

Ein Verdienst des Bandes liegt unter anderem darin, die Arbeiten des Forschungszusammenhangs Kulturwissenschaftliche Technikforschung einem englischsprachigen Publikum zu öffnen. Insbesondere die programmatischen Beiträge Thomas Hengartners zu Technik und Alltagskultur und Klaus Schönbergers zu Medienutzung und sozialem Wandel sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Etwas bedauerlich ist, dass die Einleitung den analytischen Ansatz einer „cultural analysis of technology“ (S. 8) und dessen historische wie disziplinäre Einordnung nur knapp skizziert und darauf verzichtet, Bezüge zu anderen wissenschaftlichen Entwicklungen und Ansätzen herzustellen. Auch Querverbindungen zwischen den Beiträgen, die zahlreich vorhanden sind, werden hier und in den Beiträgen selbst nur am Rande thematisiert. Mit *Fixing and Circulating the Popular* liegt nichtsdestoweniger ein Sammelband vor, der Einblicke in wichtige Projekte der kulturwissenschaftlichen Technikforschung und Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen zur Speicherung und Zirkulation des Populären bietet.

STEFAN GROTH

Tanja Theißen: Von Jagenden und Gejagten.

Die Jagd als humanimalische Praxis in Deutschland.

Bielefeld: transcript 2021, 333 Seiten, 18 SW-Abb.

Das vorherrschende Bild der Jagd als einer menschlich dominierten Praxis wird in Tanja Theißens Dissertation *Von Jagenden und Gejagten. Die Jagd als humanimalische Praxis in Deutschland* dekonstruiert und erweitert. Während einer dreijährigen Feldforschung, bei der

sie sich zusätzlich zur Jägerin ausbilden ließ, untersuchte die Autorin das komplexe Beziehungsgefüge zwischen Mensch und Tier. Dieses beschreibt sie als humanimalische Beziehung: „Die Jagd ist mehr als eine von menschlichen Wesen aktiv ausgeübte Praxis, die von ihrer lebendigen Umwelt nur passiv erlitten wird – dies ist wohl die Kernaussage dieser Ethnografie.“ (S. 10)

Mit der Frage nach der humanimalischen Beziehung zwischen Mensch und Tier möchte die Autorin zeigen, dass Tiere bei der Jagd eine Agency (Handlungsmacht) besitzen und sie die mehr-als-menschliche Beziehung mitgestalten. Somit steht diese Ethnografie in der Tradition des Animal Turn und verbindet die wissenschaftliche Betrachtung von mehr-als-menschlichen Interaktionspartner*innen mit einer phänomenologischen Forschungspraxis. Hinsichtlich Theorie und Methodik positioniert sich Theißen in einer kulturanthropologischen Tradition mit dem Bestreben, eine erweiterte und komplexe Betrachtungsweise auf Mensch-Tier-Beziehungen und auf die Jagd als ethnografisches Forschungsfeld zu etablieren. Damit richtet sie sich vor allem an Vertreter*innen der Kulturanthropologie, um kritische Interpretationen im Bereich der *multispecies ethnography* anzuregen.

Über 300 Seiten hinweg beschreibt und analysiert Theißen das Jagdrevier, die gejagten Tiere und die Jagdhunde als handelnde Akteure, sowie die Jäger*innen, ihre Rituale und das Konzept der Weidgerechtigkeit. Darüber hinaus formuliert die Autorin drei Thesen, die ihre Argumentation strukturieren. Erstens: Jagende und Gejagte sind bei der Jagd vor allem durch die leibliche Anwesenheit beziehungsweise Abwesenheit für einander bedeutsam. Zweitens: Das untersuchte Konzept der Weidgerechtigkeit erzeugt einen Habitus, der sowohl die Solidarität in der Gruppe stärkt, als auch eine Distinktion ermöglicht. Und drittens: Die jagdlichen Rituale sind nicht vom Konzept der Weidgerechtigkeit zu trennen, da sie den liminalen Status des Tötens überwinden und als eine Praxis der kollektiven Sorge gelten.

Einleitend thematisiert Theißen das Jagdrevier als Forschungsfeld und als sozialen Raum für die mehr-als-menschlichen Beziehungen. Aus ihren dichten Beschreibungen geht hervor, dass dieser Sozialraum von menschlichen und nicht-menschlichen Handlungen geprägt ist und auch die Landschaft des Reviers eine Wirkungsmacht besitzt. Daraus lassen sich Muster und Formen der humanimalischen

Beziehung ablesen. Beispielsweise die jagdliche Infrastruktur, wie Hochsitze und Kirrungen, oder die bevorzugten Pfade des Wilds.

Ihr nächstes Kapitel behandelt die gejagten Tiere, also das „Wild“, und die Jagdhunde als handelnde Akteure, wobei sie diese separat untersucht. Die Autorin macht deutlich, dass beide nicht die passiven Projektionsflächen sind, zu denen sie stets gemacht wurden. Durch die zielgerichtete Präsentation ihrer Forschungsmaterialien verdeutlicht Theißen, dass die Gejagten ihr Verhalten durch Zu- oder Abwanderung an die menschlichen Einflüsse anpassen und zu wesentlichen Gestaltern der gemeinsamen Umwelt werden. So wird die Agency der Tiere sichtbar und erweitert die traditionellen Ansätze des Symbolismus und des Funktionalismus, die bisher dazu herangezogen wurden, um die Bejagung gewisser Tiere zu erklären. Demnach entscheidet nicht allein der Mensch – aufgrund der symbolträchtigsten Trophäe oder der ökonomischen Notwendigkeit – den Abschuss, vielmehr antwortet er auf Verhaltensweisen der Gejagten.

Diese spezifische Sichtweise bildet eine erkenntnisfördernde Erweiterung der ethnografischen Jagdforschung. Angelehnt an phänomenologische Konzepte entwickelt Theißen in weiterer Folge den Begriff der humanimalischen Intersubjektivität. Diese wird von ihr als ein gemeinsames, leibliches In-der-Welt-Sein verstanden. Damit weitet die Autorin das Konzept der Lebenswelt in Bezug auf mehr-als-menschliche Akteur*innen und etabliert das Verhältnis von Mensch und Wild als eine reziproke Bezugnahme. Der daraus resultierende Perspektivenwechsel zwischen Mensch und Tier hat nach Theißen vor allem im Hinblick auf die Jagdhunde eine besondere Bedeutung, da gerade bei dieser Form der humanimalischen Beziehung vor allem Vertrautheit und gegenseitiges Verstehen der Körpersprache im Vordergrund stehen. Die erste These der Autorin wird durch dieses Kapitel logisch bestätigt.

Das nächste Kapitel über die „Jagenden“ zirkuliert mal enger, mal weiter um die Untersuchung der Weidgerechtigkeit als soziale, kulturelle und moralische Praxis. Angelehnt an die Habitus-theorie von Bourdieu kommt Theißen zum Schluss: „Dieser Ehrenkodex erzeugt einen bestimmten jagdlichen Habitus als dem ‚einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis‘“ (S. 185). Eine These, die durch das detaillierte Einbauen ihres Feldmaterials und die durchdachte Form der Darstellung signifikant bestätigt wird. Der Fokus

dieser Analyse bricht aber mit der einleitend präsentierten Intention der Buchs. Die humanimalische Beziehung kommt gerade in diesem Abschnitt des Kapitels wenig bis kaum zur Sprache, und die Handlungsmacht der Tiere, die davor so klar betont wurde, verschwindet wieder. Dieser Teil könnte daher kürzer gefasst sein, ist jedoch letztendlich dem Forschungsergebnis nicht abträglich. Der Autorin gelingt eine reiche Analyse der sozialen und kulturellen Aspekte der Jagd, die auf diese Art und Weise in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur bisher kaum behandelt wurden. Daher lässt sich auch dieser Abschnitt als eine wichtige Vertiefung der ethnografischen Jagdforschung lesen.

Bei der Argumentation für die dritte These greift das Konzept der humanimalischen Intersubjektivität wieder stärker. Theißen beschäftigt sich an dieser Stelle mit dem „Legen der Strecke“ und dem „Geben des letzten Bissens“ – zwei Jagdbräuchen, die im Konnex der Weidgerechtigkeit zu sehen sind. Diese Praktiken werden als ein respektvolles Antworten gegenüber dem Tier verstanden, sie seien damit ein Ausdruck des beschriebenen Perspektivenwechsels. Theißen macht deutlich, dass es bei diesen Ritualen um die Herstellung der eigenen moralischen Integrität im Kontext der Weidgerechtigkeit geht. Darüber hinaus spiele vor allem das leibliche Erfahren von Sterblichkeit und Tod eine überragende Rolle, da die Jagenden in einen intensiven Kontakt mit dem toten Körper treten, was eine besondere Wertschätzung für das Tier und das Wildbret als Lebensmittel hervorbringe. Die direkte Mensch-Tier-Relation rückt wieder in den Fokus und rundet den Verlauf der Argumentation erfolgreich ab. Bis zur Mitte dieses Kapitels lässt sich ein breit gespannter und theoretisch gut fundierter Bogen über Mensch, Tier und Landschaft erkennen. Die folgenden Beschreibungen zu Frauen in der Jagd und das leibliche Erleben während des „Draußen-Seins“ formen sich zu spannenden und unterstützenden Vertiefungen.

Von Jagenden und Gejagten ist ein sehr gelungenes Werk, das umfassend, feinfühlig und detailliert eine neue Perspektive auf die Jagd präsentiert. Durch die diskutierten Begriffe der humanimalischen Beziehung und Intersubjektivität etabliert Theißen ein neues Verständnis für die Handlungsmacht der Tiere in der Kulturanthropologie. Ihr zu Beginn formuliertes Ziel, die Jagd als eine mehrals-menschlich gestaltete Praxis sichtbar zu machen, ist vorbildlich

gelungen. Diese Arbeit überzeugt durch einen fundierten theoretischen Rahmen, eine sinnvolle Platzierung von Forschungsmaterialien und eine nachvollziehbare Argumentation.

Die breit aufgestellte Thematik des Buches scheint zwar an einigen Stellen von der einleitend vorgestellten Intention der Forschung fortzuführen und die Tiere als Akteure mit Agency ein Stück weit zurückzulassen, trotzdem gelingt Theiß eine wichtige Vertiefung der soziokulturellen Dimensionen der Jagdforschung, die eine sinnvolle Erweiterung zu bisherigen Arbeiten darstellt. Es ist nicht das Ziel des Buches, die Jagd zu bewerten oder sich tierethisch zu positionieren. Vielmehr lädt es die Leser*innen ein, Antworten auf jene Fragen zu finden, die im Zeitalter des „Anthropozän“ gestellt werden müssen, und es zeigt auf, was wir über mehr-als-menschliche Welten lernen sollten, um bewusster in ihnen zu leben.

CLARA GHISLAINE IBOLD

Juraj Zajonc: Svätí s menom Valentín a sviatky zamilovaných.
[Heilige mit dem Namen Valentin und Feste der Liebenden].
Etnologické štúdie [Ethnologische Studien], 44.
Bratislava: VEDA vydavateľstvo Slovenskej akadémie vied
[VEDA Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften]
2020, 152 Seiten, zahlr. Abb.

Juraj Zajonc – erfahrener und etablierter Mitarbeiter des Instituts für Ethnologie und Sozialanthropologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften – widmet sich schon längere Zeit der Erforschung von Feiertagen und ihren Transformationen. Einen besonderen Schwerpunkt in seiner Arbeit bilden die zahlreichen „neuen Feiertage“, welche sich in der Slowakei nach der politischen Wende von 1989 durchgesetzt haben. Es geht zum Beispiel um Halloween oder den Tag des heiligen Valentin – den Feiertag der Verliebten. Während seiner Arbeit zu diesem Thema hat Zajonc festgestellt, dass in der Fachliteratur Publikationen fehlen, die ein Gesamtbild der Entwicklung dieses Feiertages in Europa vermitteln. Mit seiner Monografie setzt er sich zum Ziel, diesen Mangel zu kompensieren.

In erster Linie hat Juraj Zajonc eine wissenschaftliche Publikation geschrieben, weshalb dieses Buch allen formalen Kriterien und Ansprüchen an eine Facharbeit gerecht wird: Der slowakische Text enthält Fußnoten, ein Quellenverzeichnis, ein Namen-, Sach- und Ortverzeichnis, und ein umfangreiches Resümee in Deutsch und Englisch wird geboten. Nichtsdestotrotz beabsichtigte der Autor auch fachfremde Leser*innen anzusprechen und ihnen eine Vielzahl an Informationen über den populären Feiertag zu bieten, weshalb Zajonc einfache, gut verständliche Sätze ohne komplizierte Fachausdrücke gewählt hat. Es ist zu bemerken, dass diese Entscheidung des Autors keineswegs zu Ungunsten des wissenschaftlichen Wertes der Publikation ausfiel. Um einen Forschungsgegenstand verständlich und faszinierend beschreiben zu können, muss man ihn durchdrungen und tiefgehende Erkenntnisse gewonnen haben. Die Aufgabe, eine umfassende Darstellung eines Feiertages, all seiner Wandlungen in der Zeit und im großen geografischen Betrachtungsgebiet des gesamten Kontinents zu leisten, ist anspruchsvoll. Sie erfordert es, zahlreiche empirische Erkenntnisse zu sammeln und sie kritisch auszuwerten. Zajonc hat in der Tat eine große Menge an Daten zusammengetragen, was man nicht nur am langen Quellenverzeichnis sieht: Der Autor beschreibt die verschiedenen Ausformungen des Feiertags von seinen Anfängen bis in die Gegenwart überzeugend.

Die ersten beiden Kapitel widmet der Autor verschiedenen Heiligen mit dem Namen Valentin, welche in der christlichen Tradition auftreten. Zwei von ihnen – einer aus Rom und ein anderer aus Terni – werden am 14. Februar gefeiert. Zajonc zeigt, dass weder die Primärquellen noch die anerkannten historischen Studien zu diesen Märtyrern erklären, wieso sie zu Patronen der Verliebten wurden. Trotz dieses Umstands gibt es mindestens drei Legenden, welche die Valentine mit Liebesgeschichten verbinden.

Im dritten Kapitel beschreibt Zajonc detailliert die Rolle, die das Gedicht *Parliament of Fowls* des spätmittelalterlichen englischen Dichters Geoffrey Chaucer in diesem Kontext spielte. Hier brachte Chaucer wahrscheinlich als Erster die romantische Liebe mit dem Feiertag des heiligen Valentin in Verbindung. Jedoch wird in der einschlägigen Forschung diskutiert, ob es um einen der heiligen Valentine, derer am 14. Februar gedacht wird, ging oder ob es sich um einen der anderen Heiligen dieses Namens handelte, an die damals

in England im März und Mai erinnert wurde. Jedenfalls war das Gedicht von Chaucer populär und gehörte zu den ersten Werken, die am Ende des 15. Jahrhunderts in England gedruckt wurden. Zajonc bietet Informationen über weitere Dichter der englischen, französischen und spanischen Literatur, welche die Vorstellung vom heiligen Valentin als dem Beschützer der Verliebten in Europa verbreiteten.

In der Folge konzentriert sich der Autor auf die Entstehung und die weitere Ausgestaltung des Heiligengedenktages als Feiertag. Er beschreibt die Anfänge im 14. Jahrhundert in England unter der Aristokratie und die allmähliche Verbreitung in Frankreich, Spanien, Deutschland und den Niederlanden. Hauptmerkmal des Feiertages war es, dass sich Paare ihre Zuneigung zeigten. Dabei handelte es sich vermutlich, der Zeit entsprechend, um heterogeschlechtliche Paare. Der Autor konnte zumindest im historischen Material keine Hinweise auf gleichgeschlechtliche Paare finden. Dabei konnten es neu gebildete oder bereits bestehende Paare sein (Verlobte oder auch Ehepaare). Sie luden sich gegenseitig zum Tanz auf dem Valentinstag-Tanzfest, beschenkten einander, beispielsweise mit Schmuck, Handschuhen oder anderen Accessoires, oder sie schickten einander Grüße. Der Versand von schriftlichen selbstgeschmückten Grüßen ist ab dem 16. Jahrhundert belegt. Zajonc zeigt, wie diese Bräuche in Städten und am Land allmählich von der Mittelschicht und von den unteren Gesellschaftsschichten übernommen wurden. Er beschreibt, welche von diesen Bräuchen andauerten, welche Bräuche sich veränderten und welche sich mit lokalen Bräuchen in England, Frankreich und anderen europäischen Ländern verknüpften. Dabei stellt er für Großbritannien und Frankreich fest, dass im 19. Jahrhundert die Altersgruppe der Erwachsenen aufhörte, die Valentinsfeste zu feiern.

Das fünfte und sechste Kapitel der Monografie, in denen sich der Autor den Wandlungen des Valentin-Feiertages in der Moderne widmet, sind besonders interessant. Es geht um die allmähliche Kommerzialisierung des Feiertages im 19. Jahrhundert in Großbritannien in Form von professionell erstellten Valentinsgrüßen und -geschenken, wie zum Beispiel herzförmigen Pralinschachteln. Die wesentlichste Transformation des Valentinstages in einen weitverbreiteten und überwiegend kommerzialisierten Feiertag geschah aber nicht in Großbritannien, sondern in den USA. Dort gelang es nämlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, den Sankt-Valentin-Feiertag

allgemein zu propagieren: Mann und Frau, Alt und Jung, Arm und Reich sollten Valentinsgrüße versenden, und zwar nicht nur dem Geliebten und der Geliebten. Kinder sollten den Eltern, Enkelkinder den Großeltern, also verschiedene Verwandte sollten einander am Valentinstag Grüße schicken. Der Feiertag der Verliebten wurde so erweitert, dass dieser zum Feiertag der Familie, der Verwandtschaft, der Freundschaft und der Bekanntschaft wurde. Die Geschäfte hatten Grüße und Geschenke für jeden Kunden und jede Kundin mit jedem Geschmack nach individuellem Bedarf. Die Leser*innen der Monographie werden über die steigende Anzahl der Valentinsgrüße seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den USA informiert: In größeren Städten musste der Postmeister die Valentinspostkarten mit einer Schubkarre zustellen. Im 20. Jahrhundert wurde der Feiertag des Sankt Valentin in den USA sogar noch beliebter.

Die Wiedereinführung des Valentinsfestes in Europa über die USA geschah nach dem Zweiten Weltkrieg, was faszinierend zu lesen ist. Zajonc beschreibt detailliert, wie und wann sich der Feiertag in Europa, das bis 1989 durch den Eisernen Vorhang geteilt war, verbreitete. Er weist darauf hin, welche kommerziellen Interessen hinter der Propagierung dieses Feiertags standen, unter anderem mittels Events, wie Tanzfesten, des internationalen Distributors Fleurop in Österreich und Deutschland, der den 14. Februar als Tag des Blumenverschenkens populär machte, oder Events der Restaurantkette McDonald's in Skandinavien. In Westeuropa hat sich der Feiertag immer mehr durchgesetzt, aber hinter dem Eisernen Vorhang wurde er als „amerikanisch“ und „imperialistisch“ bezeichnet, weshalb der Feiertag hier vorerst weitgehend unbekannt blieb. Auch daher ist es besonders interessant, wie schnell er sich nach 1989 in den ehemaligen sozialistischen Ländern und sogar in Russland verbreitete.

Das letzte Kapitel, mit dem Titel „Europa feiert Valentin“, bietet eine ausgezeichnete Zusammenfassung des Buches und eine Vielfalt von Schilderungen, wie der Feiertag am 14. Februar von Großbritannien bis Russland in der Gegenwart gefeiert wird. Man erfährt, womit und wie die jüngere und die ältere Generation wen heute beschenkt, wo und wie gefeiert wird, welche Gerichte und Getränke gewählt werden, dass der Feiertag inzwischen auch gleichgeschlechtlichen Paaren gewidmet ist, und noch vieles mehr. Besonders wertvoll sind die Erkenntnisse über die Kopplung dieses Feiertages an ältere

Traditionen in einzelnen europäischen Ländern, über das gegenseitige Beeinflussen von Alt und Neu und über die Ablehnung des „neuen Feiertages“ durch bestimmte Gesellschaftsgruppen. Einen Spezialteil bilden Informationen über die Einstellung der römisch-katholischen Kirche zum Feiertag des heiligen Valentin in der Gegenwart.

Das Buch generiert Aufmerksamkeit auch durch seine grafische Gestaltung, die mit Symbolen des Sankt-Valentin-Feiertages spielt. Überall findet man zum Beispiel die symbolische rote Farbe und Herzchen. Neben den zahlreichen Bildern bietet das Buch visuell aufbereitete historische und ethnografische Daten, die den Feiertag und seine Wandlungen in Zeit und Raum zu erklären helfen.

Juraj Zajonc hat ein nützliches und faszinierendes Handbuch über das Feiern des Valentinstages in Europa geschrieben, das Fachleuten wie Laien von Nutzen ist. Das Buch ist in elektronischer Form frei verfügbar¹.

GABRIELA KILIÁNOVÁ

Lukas Fehr, Reinhard Johler (Hg.): Bioökonomie(n). Ethnografische Forschungszugänge und Felder. Tübingen: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft 2020, 175 Seiten.

Der Sammelband ist Ergebnis eines Kolloquiums, das im Rahmen des interdisziplinären Projekts *Holzbasierte Bioökonomie im gesellschaftlichen Dialog- und Transformationsprozess* (HoBiT) durchgeführt wurde. Die Beiträge des Bandes bilden somit die einzelnen Vorträge mit zum Teil disparaten Schwerpunktsetzungen ab. Deren verbindende Klammer ist die heuristische Suchbewegung nach „Bioökonomien“ in unterschiedlichen Feldern. Somit ist der Band als erster Versuch der empirischen Kulturwissenschaften zu verstehen, das emergente Politikfeld der „Bioökonomie“ in seinen unterschiedlichen Ausprägungen zu vermessen und für kulturanalytische Untersuchungen urbar zu machen. Hierzu schlägt Lukas Fehr im Editorial

1 https://www.sav.sk/?lang=sk&doc=activity-monography-response-page&institute_no=40&monography_id=88 (Zugriff: 11.4.2022).

den Zugang zu „Bioökonomien“ über drei Perspektiven vor: erstens akteurszentrierte Forschungen, die auf Deutungsmuster und strukturierende Sinngebungen fokussieren; zweitens die Analyse der Politiken, Materialitäten und Praktiken im Sinne einer Anthropologie politischer Felder; drittens die Neuordnung der Beziehungen von Natur und Kultur aus Perspektive einer NaturenKulturen-Forschung. Die ersten beiden Forschungsperspektiven sind dem Fach genuine Zugänge, letztere verankert sich seit einigen Jahren im deutschsprachigen Raum. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass der Großteil der Beiträge den Zugang zu Erscheinungsformen von Bioökonomien von der ersten Forschungsperspektive aus suchen, wenngleich die Einbeziehung der dritten zur Stärkung des interdisziplinären Dialogs wünschenswert gewesen wäre.

Dem breiten Ansatz folgend, wirft der Beitrag *Where's the beef? Annäherung an (Bio-)Ökonomie und Politiken im Umgang mit Fleisch* von Lars Winterberg Schlaglichter auf das Feld der Tier- und Fleischproduktion. So begreift Winterberg „Bioökonomie“ zunächst als „wirkmächtiges Narrativ“ und „grundlegendes ökonomisches Strukturprinzip der (vielleicht) nahen Zukunft“, das im Alltag der von ihm befragten Akteur:innen der Fleischindustrie bislang eine Leerstelle bildet. Fleisch, beziehungsweise das lebendige Tier, wird in den untersuchten Bioökonomie-Strategien durch Abstraktionismen (die Rede ist von „nachwachsenden Rohstoffen“) und durch Zerlegung in biotechnologische Komponenten zum Verschwinden gebracht. Der Beitrag von Veit Braun, *Die Neuerfindung des Rades? Zur Rolle der Innovation in der Bioökonomie*, problematisiert am Beispiel der Saatgutbranche den Begriff der „Innovation“. Ausgangspunkt ist die Ubiquität der Innovationsrhetorik in Bioökonomie-Strategien, die Innovationen als Erfindungen mit einem inhärenten ökonomischen Wert rahmen. Braun zeigt auf, dass innerhalb der Pflanzenzüchtung unterschiedliche Konzepte von Innovation bestehen, die sich teils widersprechen und auf unterschiedlichen Grundannahmen und sozialen Praktiken aufbauen. Die konfligierenden Innovationspraktiken des Sorten- und Patentschutzes offenbaren nach Braun die „blinden Flecken“ des Innovationsregimes in Bioökonomie-Strategien, die Fragen nach den eigentlichen Gebrauchswerten des ‚Neuen‘ verdecken. In ihrem Beitrag *Materielle Kultur und politische Steuerung. Konstellationen der Zukunftsgestaltung am Beispiel bioökonomischer*

Bestrebungen im Holzbau zeigt Sarah May am Beispiel der „Holzbau-Offensive Baden-Württemberg“, wie Rationalitäten der Bioökonomie-Strategie des Landes in die Deutungs- und Handlungsweisen von Akteur*innen des Holzbaus Eingang finden. Im Sinne einer Policy-Analyse begreift May die Akteur*innen, Programme, Praktiken und materiellen Bauten als „Konstellationen“, um deren Zusammenwirken in eine „ordnende Darstellung“ zu überführen. Gelingt ihr dies auf Ebene der Strategien und Programme durch ein diskursanalytisches Vorgehen, bleibt bei der qualitativen Analyse materieller Kultur am Beispiel des Holz-Hybrid-Hochhauses SKAIO offen, inwiefern dessen Materialität und stoffliche Eigenschaften Handlungsmacht in der Konstellation ausüben bzw. verteilen. Den Fragen nach epistemischen Ein- und Ausschlüssen der „Bioökonomisierung“ widmet sich Rosa Lehmann im Beitrag *Wissensproduktion und Energiegerechtigkeit* anhand der Energieerzeugung aus Biomassen. Ihre Untersuchung von Bioökonomie-Strategien zeigt, dass deren Vision einer postfossilen Energieproduktion die Hochtechnologie und F&I als zentrale Treiber der Energiewende identifiziert, wohingegen zivilgesellschaftlich verankerte und etablierte Infrastrukturen, Praktiken und Akteur:innen der Bioenergie-Produktion aus diesen Forschungsagenden exkludiert werden. Lehmann argumentiert für die Einbeziehung dieser Akteursgruppen, ihrer Praktiken und Kenntnisse als Voraussetzung für sozial gerechte Energiesysteme. Franziska Sperling rückt Protagonisten dezentraler Bioenergie-Produktion ins Zentrum ihres Beitrags *Energieproduktion durch Biomasse als bioökonomisches Konfliktfeld*. Sie begreift die Energieproduktion durch Biomasse als zentrales, jedoch nicht neues Element von Prozessen der Bioökonomisierung im Sinne der fortschreitenden Kapitalisierung natürlicher Ressourcen. Wenngleich Politiken der Bioökonomie als umfassende Strategie in Sperlings Empirie eher vage Konturen annehmen, zeigt sie, wie sich das Verhältnis der befragten Landwirte zu den „biogenen Ressourcen“ der landwirtschaftlichen Arbeit wandelt, wie dieser Wandel mit den im Feld inhärenten Logiken der In-Wert-Setzung zusammenhängt und welche neuen Konflikte um Land und landschaftliche Vielfalt daraus resultieren. Der abschließende Beitrag *Stadtimkerei und die gesellschaftliche Transformation zur Bioökonomie aus der Multispecies-Perspektive* von Marie-Helene Wichmann lenkt den Blick auf die Stadtimkerei als wenig beachtetes bioökonomisches Feld. Sie zeigt

aus kulturgeschichtlicher Perspektive, wie die vielfältigen Verflechtungen zwischen Stadtbienen und Imker*innen, städtischen Verwaltungen, Schulen und Verbänden, ihren relationalen Praktiken und Artefakten einen speziesübergreifenden Produktionszusammenhang herausgebildet haben.

Die mannigfaltigen in den Beiträgen präsentierten Forschungsansätze und -gegenstände sind erste kulturanalytische Zugänge zu Bioökonomien. In der Summe ist die Stärke der ethnografischen Methodik aufgrund des dokumentanalytischen Vorgehens einiger Beiträge nicht immer deutlich. Eine Synthese der Beiträge hinsichtlich des Mehrwerts ethnografischer Feldforschung und übergreifender Forschungsdesiderate hätte dem Band zu einer stärkeren Konturierung verholfen. Dennoch halten die Beiträge des Bandes jeweils sehr produktive Zugänge zum kontingenten Begriff und Phänomen der „Bioökonomie“ bereit.

OLIVER MÜLLER

Christian Elster: Pop-Musik Sammeln. Zehn ethnografische Tracks zwischen Plattenladen und Streamingportal
(= Studien zur Populärmusik). Bielefeld: transcript 2021,
238 Seiten.

In der geistes- und sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Popmusik besteht weitgehender Konsens, dass sich der Forschungsgegenstand nicht auf ein einheitliches Medium reduzieren lässt. Nach der inzwischen kanonischen Formulierung Diedrich Diederichsens handele es sich bei Pop-Musik um einen „Zusammenhang aus Bildern, Performances, (meist populärer) Musik, Texten und an reale Personen geknüpften Erzählungen“, auf dessen Grundlage sich Ideen, Träume und Begehren artikulieren. Dieser Zusammenhang werde durch die Leistung der Rezipient:innen hergestellt. Erst durch „die Hörer, die Fans, die Kunden“ entstehe eine kulturelle Sphäre mit weltanschaulichem und -stabilisierendem Charakter.¹

1 Diedrich Diederichsen: Über Pop-Musik. Köln 2014, S. XI.

Dennoch ist die Sphäre Pop nicht ohne konkrete Medien denkbar. Technische Entwicklungen – allen voran die Erfindung der Schallplatte – haben dazu beigetragen, dass Musikkulturen populär und wirkmächtig werden konnten. Heute hat die Idee, Musik physisch zu besitzen und materiell auf sie zuzugreifen, viele Anhänger:innen verloren. Infolge kulturindustrieller Transformationsprozesse hat sich Musik weitgehend verflüchtigt. Als Audiodaten ist sie körperlos und zugleich allgegenwärtig geworden. Doch auch in Zeiten der Dominanz von Streaming-Plattformen bleibt sie an bestimmte Artefakte und technische Infrastrukturen gebunden. Die Geräte und Benutzeroberflächen machen Musik nicht nur zugänglich – sie formen und beeinflussen das Verhalten ihrer Nutzer:innen.

Eine empirisch-kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Pop-Musik, die dem Phänomen in seiner Komplexität gerecht werden will, setzt voraus, dass das Verhältnis zwischen Subjekt und Medium reflektiert wird, ohne eine der beiden Ebenen auf die andere zu reduzieren. In seiner Dissertation ist Christian Elster dies gelungen: Er zeigt auf, wie Pop-Musik als symbolischer Vorrat genutzt wird, um den Alltag etwas lebendiger und abwechslungsreicher zu machen, zudem reflektiert er die sich wandelnden technisch-materiellen Bedingungen, unter denen dies geschieht. Als Zugang wählt er das Musiksammeln, welches für ihn einen „analytischen Kristallisationspunkt“ bildet, „an dem auch Zuschreibungen an analoge und digitale Technik, Assoziationen mit Materialität sowie ökonomische und kulturell-ästhetische Wertvorstellungen über Popmusik offen zutage treten“ (S. 10).

Das Sammeln wird weder als rationale, systematisierende (Walter Benjamin) noch als neurotische (Wilhelm Reich, Jean Baudrillard) oder institutionalisierte Handlung (Archive, Ausstellungen, Museen) verstanden, sondern als Alltagspraxis und -kompetenz. Denn Musiksammeln ist nicht nur Connaisseur:innen vorbehalten und bereits in einem pragmatischen Sinn identitätsstiftend: Musik wird nicht nur konsumiert, archiviert und dann vergessen – sie hinterlässt Spuren. Durch Alltagsroutinen, wie Stöbern, Entdecken, Anordnen, Aussortieren, bringen Menschen „aus ihren subjektiven Perspektiven sammelnd Ordnung in die Welt“ (S. 201) und positionieren sich dabei selbst. Wer erwartet, durch die Lektüre des Buches einen Zugang zum Korpus bedeutender popmusikalischer Werke zu

bekommen, wird also eher enttäuscht. Für Elster generiert sich der symbolische Wert von Musik nicht (allein) dadurch, dass er ihr von beflissenen Bildungsbürger:innen zugewiesen wird. Entscheidend wird vor allem ihr Stellenwert für die Biografien und die Alltage der ihr eigenes Leben kuratierenden Rezipient:innen.

Um dem Forschungsgegenstand Kontur zu verleihen und ihn ethnografisch greifbar zu machen, wird er analytisch umkreist und von verschiedenen Perspektiven aus betrachtet. Elster collagiert dazu eine Fülle an Quellenmaterial, das er teils über produktive Umwege gewinnt. Für seine Studie hat er „Presswerke und Plattenläden besucht, analoge und digitale Musikmedien analysiert, Romane und Kurzgeschichten gelesen, Filme und Youtube-Clips gesehen, Zeitungsartikel, Werbeanzeigen und Songtexte gesammelt, die mit Musiksammeln in Verbindung stehen“ (S. 15). Die Erhebungen werden durch qualitative Interviews und informelle Gespräche ergänzt und im Sinne einer Kulturanalyse zusammengeführt.

Das Buch ist in zehn Abschnitte, sogenannte Tracks, gegliedert, die verschiedene analytische Blickrichtungen repräsentieren und gemeinsam eine Playlist bilden: So wird etwa die Bedeutung bestimmter kultureller Artefakte hervorgehoben, ein Diskursstrang aufgegriffen oder es werden Praktiken detailliert und kenntnisreich beschrieben. Wie bei einer Platte oder CD können einzelne Tracks angewählt werden, auch wenn sie prinzipiell einer gewissen Dramaturgie und Chronologie folgen.

Das Format der Playlist ist mehr als nur ein selbstreflexives Herausstellen der Genrekompetenz, was im feuilletonistischen wie (semi-)wissenschaftlichen Schreiben über Pop zum guten Ton zählt. (Den Buchrücken ziert eine Abwandlung des von Andy Warhol entworfenen Platten-Covers zum „Bananenalbum“ der Band The Velvet Underground, das als Brandzeichen im popkulturellen Gedächtnis gilt; jedem Kapitel wird eine Zeichnung von Alex Solman vorangestellt, der für seine Plakate für den Golden Pudel Club bekannt ist.) Vielmehr spiegelt die Konzeption wider, dass das methodische Vorgehen aus dem Forschungsgegenstand heraus entwickelt wurde und sich an ihm messen muss. Darstellung und Dargestelltes sind aufeinander bezogen – die Form ist logische Konsequenz des Inhalts.

Bei der kaleidoskopischen Zusammenschau von Zugängen zur Praxis des Musiksammelns verliert Elster aber nicht die Akteur:innen

aus den Augen. Ihre Erfahrungen, Selbsterzählungen und Sinnkonstruktionen stehen klar im Mittelpunkt der Ethnografie. Der genaue Blick in ihre Biografien und Alltage zeigt, dass medientechnische Umbrüche nicht nur Anpassungsleistungen erfordern, sondern sich damit Handlungs- und Möglichkeitsspielräume verlagern und neu eröffnen.

So geht es etwa um Sammler:innen, die keine (mehr) sein wollen, weil ihr beständig wachsendes Repertoire sie einengt – wobei die Plattenregale zum materiellen Beweis für Unbehagen werden. Oder es kommen die Nutzer:innen von Streaming-Angeboten zu Wort, die mit ihren Algorithmen spielen, sie behutsam mit Clicks füttern und sie domestizieren, damit sie unter den geschmacklich gewünschten Vorzeichen für sie arbeiten. Anhand der „Biografie einer Spice Girls-CD“, einer Autofiktion auf Basis empirischer Befunde, wird der Lebensweg eines kulturellen Artefakts nacherzählt – die Reise der CD der Girlgroup ist dabei eng verwoben mit der Rezeptionsgeschichte einer Akteurin. Elster (auto-)ethnografiert das genüsslich-mondäne Stöbern im Plattenladen und dekodiert sorgfältig die kulturellen Dynamiken, die beim vermeintlich banalen Blättern in Vinyl-Kisten wirken. Er zeigt, dass unter der Oberfläche der Interfaces von Spotify oder des iPod kulturelle Muster wirken, die beständiger sind als flüchtige Trends und Moden.

Wo die präzise Betrachtung und bildhafte Darstellung von Lebens- und Vorstellungswelten im Vordergrund steht, treten zeitdiagnostische Fragen und weitreichendere Analysen tendenziell in den Hintergrund. Elster schreibt dennoch große Medien- und Musikgeschichte – nicht durch die einzelnen Tracks, vielmehr durch die Playlist als Ganzes. Damit leistet er, eher beiläufig, relevante Beiträge zu Debatten aus der kulturwissenschaftlichen Technikforschung, den Popular Music Studies sowie den Material Culture Studies. Zu einem Zeitpunkt, an dem herkömmliche Verständnisse des Sammelns weitgehend überkommen scheinen, aktualisiert Elster diesen Begriff für den Pop-Musik-Zusammenhang und rehabilitiert ihn für weitere kulturalanalytische Forschungen.

**Julia Bärninghausen, Constanza Caraffa, Stefanie Klammer,
Franka Schneider, Petra Wodke (Hg.): foto-objekte. forschen in
archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen archiven.
Kerber: Bielefeld, 288 Seiten, 2020, zahlr. Abb.**

Das Interesse an der Objekthaftigkeit der Fotografie hat in letzter Zeit an Relevanz gewonnen. Dabei sind es vor allem Fragen nach historischen Gebrauchsweisen und Spuren des Hantierens mit fotografischen Bildern, die zu neuen Forschungsperspektiven führen. Ein Schwerpunkt dieser aus dem angloamerikanischen Raum importierten Ansätze ist das Interesse an Fotoarchiven. Diese seit dem späten 19. Jahrhundert in Museen, universitären Forschungseinrichtungen und Archiven angelegten Bilder-Ordnungen interessieren heute, im Zeitalter elektronischer Bildrecherchen, auf neue Weise. Der hier vorgestellte Band „foto-objekte“ ist gewissermaßen von der Frage angetrieben, welche historischen Spuren des Umgangs mit Fotografie sich in Archiven finden lassen. Gefragt wird danach, wie diese die Entstehung unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen mitgestaltet haben und welche Arten des Denkens und Argumentierens mit Bildern sich in den konkreten Ordnungslogiken und Archivpraktiken nachvollziehen lassen.

Wesentliches Anliegen der ambitionierten Publikation, die aus dem Verbundprojekt „Foto-Objekte. Fotografien als (Forschungs-) Objekte in Archäologie, Ethnologie und Kunstgeschichte“ (2015–2018) hervorging, ist der interdisziplinäre Blick. Geforscht wurde in der Photothek des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, in der Kunstbibliothek und Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin (Preußischer Kulturbesitz) sowie am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität. Dort stand das Hahne-Niehoff-Archiv im Fokus: eine Sammlung volkskundlicher Fotografien von Bräuchen der 1920er bis 1940er Jahre mit völkischer Programmatik, die nach 1945 von ihrem ursprünglichen Ort, der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle (Saale), disloziert und gewissermaßen zu wandern und sich zu zerstreuen begann. Franka Schneider rekonstruiert in ihrem Text diese ‚Biographie‘ des Archivs und fragt danach, wie mit den darin enthaltenen Foto-Objekten umgegangen worden ist – etwa in Form von Zweit- und Drittnutzungen, ein Phänomen,

das die Sammlung durchaus mit anderen teilt. Schneider interessiert sich auch für das zeitlich vorgängige Zustandekommen der Fotografien in der Feldforschung bzw. dafür, was eigentlich ins Archiv aufgenommen bzw. nicht aufgenommen wurde.

Der außergewöhnliche Fokus des Bandes liegt auf der eigenen Tätigkeit des Forschens, die als eine transdisziplinäre, komparatistische und kollaborative ausgewiesen wird. Mehrere Texte des Herausgeberinnenkollektivs widmen sich der Art und Weise, wie sich die Zusammenarbeit im Projekt gestaltet hat. Während die einzelnen Projektmitarbeiterinnen grundsätzlich für je ein Fotoarchiv zuständig waren – eine Zuordnung, die sich aus ihren disziplinären Verankerungen ergab –, so wurde mit dem Konzept der so genannten „Tandem-Forschung“ versucht, diese konventionelle Unterteilung in Projektzuständigkeiten zu unterlaufen bzw. zu erweitern. Ausgehend davon verbrachten die Forscherinnen regelmäßig zu zweit oder zu mehr Zeit in den jeweiligen Archiven, um sowohl ihre unterschiedlichen Perspektiven zu nutzen als auch ein gemeinsames, vergleichendes Verständnis der Funktionsweisen dieser Objektansammlungen und der in ihnen konventionalisierten Praktiken zu erarbeiten. „Ko-laborativ“ nennen die Herausgeberinnen diese Art des gemeinsamen Forschens (in die auch Außenstehende eingebunden wurden) – sowohl im Sinn des „Labors“ als eines experimentellen Raums, als auch im Sinne von „labour“ als einer physischen Tätigkeit.

Dieser intensive gemeinsame Prozess wird vor allem in den Beiträgen zum „Browsen“, also zu unterschiedlichen Arten des Suchens und Findens in Fotoarchiven, zum ko-laborativen Forschen sowie zur gemeinsamen Ausstellung „Unboxing photographs“ deutlich. Dadurch, dass diese Beiträge über den Band verteilt sind und nicht gemeinsam am Beginn stehen, erschließt sich der zugrundeliegende, gemeinsame Forschungsprozess erst nach und nach. Doch hat diese egalitäre Verknüpfung der einzelnen Aufsätze System: Eine detaillierte Verweisstruktur – in roter Farbe im Fließtext – referiert jeweils auf verwandte Diskussionen in anderen Beiträgen des Bandes. „Browsen“ ist so auch in diesem Band möglich. Unterstützt wird das lustvolle Blättern durch das Einbeziehen künstlerischer Arbeiten, die ebenfalls über den Band verstreut sind.

Die schon erwähnte Ausstellung, gezeigt in der Kunstbibliothek (Staatliche Museen zu Berlin) im Jahr 2018, ist auch aus

museologischer Perspektive spannend. Die Forscherinnen bildeten dabei ein Kuratorinnenkollektiv, das sich grundlegende Fragen stellte: Wie lässt sich ein Archiv ausstellen? Und wie lassen sich Fotografien so zeigen, dass ihre Objekthaftigkeit, ihre Gebrauchsspuren und Arten der Handhabung sichtbar werden statt die Aufmerksamkeit der Ausstellungsbesucher*innen auf den bloßen Bildinhalt zu lenken? „Wir wollten in dieser Ausstellung auch das Ausstellen selbst als eine Form jener (disziplinären) Arbeit mit Fotografien thematisieren, die stark konventionalisierte Wahrnehmungsweisen und ‚Gesten des Zeigens‘ von Fotografie etabliert hat und bis heute reproduziert“, so Stefanie Klamm und Franka Schneider (S. 245). Gelingen ist das durch eine raumgreifende Präsentation der Foto-Objekte mittels Plexiglas-Elementen, die den Blick auf Vorder- ebenso wie auf Rückseiten freigaben. Dazu kamen unterschiedliche gestalterische Versuchsanordnungen, um Fragen von Klassifikation und Typologie in Fotoarchiven verständlich zu machen, die Vernetzung einzelner Elemente zu zeigen und die politische Dimension zu diskutieren, die das Aufnehmen oder Nicht-Aufnehmen von Bildern ins Archiv hat.

Die Einsichten des Bandes gelten übrigens nicht nur für den Bereich analoger Fotografie. Auch digitale Fotografien seien, so Constanza Caraffa in ihrem Vorwort, keineswegs immateriell, „sie erfordern zu ihrer Betrachtung ein Smartphone, Tablet oder einen anderen Bildschirm und setzen gewisse manuelle Handlungen voraus (anklicken, wischen, mit den Fingern hineinzoomen)“ (S. 19). Caraffa betont die Kontinuitäten zwischen Analog und Digital gegenüber der verbreiteten Rhetorik einer unüberwindlichen ‚Zäsur‘ durch die Digitalisierung. Was sich in dem Band jedenfalls auf eine überzeugende Weise zeigt, ist, welches Potenzial ein solcher Zugang für die Überwindung der Wertehierarchie der traditionellen Kunst- bzw. Fotografiengeschichte hat. Denn der „Wert“ eines Foto-Objekts ist dabei nicht länger an die Idee der Autor*innenschaft gebunden, sondern ist ein gleichwertiges Element innerhalb eines übergreifenden, dynamischen Beziehungsgeflechts, das Foto-Archive als „Ökosysteme“ ausmacht.

Ein solcher Blick auf Fotoarchive impliziert auch, sie als einen zu schützenden Wert an sich zu verstehen – und nicht etwa nur einzelne Fotografien, die in ihnen verwahrt werden. Der Begriff des ‚Kulturerbes‘ wird allerdings nicht affirmativ verwendet, sondern kritisch: So seien diesem Konzept in letzter Zeit seine politischen und

vielfach eurozentrischen Implikationen nachgewiesen worden. Auch in Fotoarchiven entstehe Kulturerbe dadurch, dass gewisse Denkmäler, Objekte oder immaterielle Kulturgüter auf Kosten anderer kanonisiert werden – ein unabschließbarer Prozess, in dem den scheinbar neutralen Aufnahmen von Bildern ins Fotoarchiv eine eminent politische Relevanz zukommt, die weit über ‚Dokumentation‘ hinausgeht.

EVA TROPPER

Eingelangte Literatur¹

- Abrihan, Cristian:** Baukultur und Bodenverbrauch. St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung, 2021. 64 Seiten, Illustrationen (Denkmalpflege in Niederösterreich, 65) (Mitteilungen aus Niederösterreich, 2021/8)
- Ahola, Frog und Joonas Ahola (Hg.):** Folklore and Old Norse Mythology. Helsinki, The Kaleva Society, 2021. 696 Seiten, Illustrationen (FF communications, 323)
- Akkerman, Martin u. a.:** Göttinnen des Jugendstils. Diese gemeinsame Publikation des Allard Pierson Amsterdam, des Badischen Landesmuseums Karlsruhe und des Braunschweigischen Landesmuseums begleitet die Ausstellung „Göttinnen des Jugendstils“ in Amsterdam (23.10.2020 bis 24.10.2021), Karlsruhe (18.12.2021 bis 19.6.2022) und Braunschweig (10.3.2023 bis 10.9.2023). Darmstadt, wbg Theiss, 2021. 206 Seiten
- Assmann, Peter u. a. (Hg.):** Florian Raditsch – With a Halo of Smoke and Flame Behind. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum, 10.9.2021 bis 23.1.2022. Wien, Verlag für moderne Kunst, 2021. 127 Seiten, Illustrationen.
- Berger, Eva:** Flachdach, Dachterrasse, Dachgarten. Eine kleine Wiener Geschichte des Wohnens im Freien „zwischen Himmel und Erde“. Wien u. a., Böhlau, 2021. 150 Seiten, Illustrationen (Österreichische Gartengeschichte, 3)
- Bismarck, Beatrice von:** Das Kuratorische. Leipzig, Spector Books, 2021. 247 Seiten
- Blanes Ibáñez, Sara und Ignacio Hortelano:** Museu de ceràmica de Manises. València, Diputació de València, 2021. 348 Seiten, Illustrationen (Patrimoni etnològic local, 3)
- Boersma, Susanne u. a. (Hg.):** Das bessere Leben. Fotografien von Göran Gnaudschun. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung: „Murcia: Im Garten Europas“ vom 6.8.2021 bis 27.2.2022 im Rahmen der 17. Europäischen Kulturtage (5.8.2021 bis 5.9.2021) des Museums Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin. Fotografien von Göran Gnaudschun. Petersberg, Michael Imhof Verlag 2021. 119 Seiten

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen, 25)
- Brettli, Herbert u. a.:** Hundert. Fotografien aus der Sammlung des Burgenländischen Landesarchivs. Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, 2021. 223 Seiten (Burgenländische Forschungen, Sonderband 30)
- Dornheim, Stefan (Hg.):** Kultbild – Götze – Kunstdenkmal. Entsorgung, Umdeutung und Bewahrung vorreformatorischer Bildkultur im Luthertum. Leipzig, Leipziger Universitätsverlag, 2021. 459 Seiten (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 41)
- Eberhart, Helmut:** Richtig guter Stoff. Gewebe und gestickte Geschichten. Textilien aus privaten Sammlungen. Ausstellung im Museum der Völker, Schwaz, 7.9.2019 bis 8.3.2020. Katalog und Dokumentation. Wien, TKF-Gesellschaft zur Förderung der Textil-Kunst-Forschung, 2021. 142 Seiten, Illustrationen
- Eglinger, Hanna:** Nomadisch – ekstatisch – magisch. Skandinavischer Arktis-primitivismus im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Paderborn, Brill, Wilhelm Fink, 2021. VII, 354 Seiten, Illustrationen
- Felder, Franz Michael:** Gedichte. Lengwil, Libelle, 2022. 169 Seiten, Illustrationen (Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins, 2021)
- Fischer-Lichte, Erika:** Performativität. Eine kulturwissenschaftliche Einführung. 4., aktualisierte und ergänzte Ausgabe. Bielefeld, transcript, 2021. 272 Seiten (utb Kultur, Musik, Theater, 5458)
- Greußing, Melanie (Hg.):** Herz aller liebst. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Volkskunde Museum im Monatsschlössl in Hellbrunn, vom 1.5.2021 bis 31.10.2022. Salzburg, Wien, Residenz, 2021. 137 Seiten, Illustrationen
- Hägele, Ulrich u. a. (Hg.):** SnAppShots, Smartphones als Kamera. Münster u. a., Waxmann, 2021. 239 Seiten, Illustrationen (Visuelle Kultur, 14)
- Hamm, Marion und Klaus Schönberger (Hg.):** Contentious Cultural Heritages and Arts. A Critical Companion. Klagenfurt/Celovec, Wieser, 2021. 1133 Seiten, Illustrationen
- Hauptmeier, Ariel u. a. (Hg.):** Das Gehirn in Kunst und Wissenschaft. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, vom 28.1.2022 bis 28.6.2022. München, Hirmer, 2022. 271 Seiten
- Helbing, Marie, Maaïke van Rijn und Raffaella Sulzner [Red.]:** Fashion?! Was Mode zu Mode macht. Dieser Begleitband erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Landesmuseum Württemberg, Altes Schloss, Stuttgart, 24.10.2020 bis 25.4.2021. Stuttgart, Belser Verlag, 2020. 128 Seiten, Illustrationen
- Hessenberger, Edith (Hg.):** Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte jenischer Geschichte in Tirol. Innsbruck, Studien Verlag, 2021. 248 Seiten, Illustrationen (Ötztaler Museen Schriften, 5)
- Hessenberger, Edith (Zsgst.):** Fotografische Zeitreise durch Tirol. Frühe Fotografie und alpiner Tourismus am Beispiel des Fotoalbums „Nordtirol und Nachbarn“ aus dem Atelier K. F. Würthle (1872–86). Innsbruck, StudienVerlag, 2022. 186 Seiten (Ötztaler Museen Schriften, 6)
- Hinrichs, Peter u. a. (Hg.):** Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin, Reimer, 2021. 235 Seiten (Reimer Kulturwissenschaften)
- Holzschuh, Ingrid und Sabine Plakolm-Forsthuber:** Auf Linie. NS-Kunstpolitik in Wien. Die Reichskammer der bildenden Künste. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung des Wien Museums, Wien Museum MUSA, 14.10.2021 bis 24.4.2022. Basel, Birkhäuser Verlag GmbH, 2021. 341 Seiten (Sonderausstellung des Wien Museums, 429)
- Horvath, Stefan:** Die westungarische Frage. Das Ringen um einen schmalen Landstrich im Spiegel der Presse 1918–1921. Eisenstadt, Amt der Burgenländischen

- Landesregierung, 2021. 176 Seiten (Burgenländische Forschungen, 113)
- Jerin, Anja u. a. (Hg.):** Dobra jed se sama ponuja. Prehrana kot nesnovna kulturna dediščina Slovenija = Good food offers itself. Food as intangible cultural heritage of Slovenia. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 2021. 34 Seiten, Illustrationen
- Jerin, Anja u. a. (Hg.):** Register nesnovne kulturne dediščine Slovenije (2008–2021) = Register of the Intangible Cultural Heritage of Slovenia (2008–2021). Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 2021. 116 Seiten, Illustrationen
- Jungmayr, Anna u. a. (Hg.):** „... vor Schand und Noth gerettet“?! Findelhaus, Gebäranstalt und die Matriken der Alser Vorstadt. Dieses Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Bezirksmuseum Josefstadt, 6.5.2021 bis 30.3.2022. Wien, Bezirksmuseum Josefstadt, 2021. 238 Seiten, Illustrationen, Diagramme (Publikation / Bezirksmuseum Josefstadt, 24)
- Kania-Schütz, Monika (Hg.):** Die deutsche Alpenstraße. Deutschlands älteste Ferienroute. München, Volk Verlag, 2021. 287 Seiten, Illustrationen, Karten (Schriftenreihe des Freilichtmuseums Glentleiten des Bezirks Oberbayern, 35)
- Korbik, Johanna:** Mode frei Haus. Die Modewelten der Quelle-Kataloge, 1954–1978. Münster u. a., Waxmann, 2021. 261 Seiten, Illustrationen (Internationale Hochschulschriften, 689)
- Krahn, Yonca:** Triathlon – auf der Strecke und darüber hinaus. Eine Ethnografie zur Erfahrung von Körper, Bewegung und Raum. Zürich, Chronos, 2021. 400 Seiten, Illustrationen (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 27)
- Králiková, Michaela, Elena Machajdíkóvá und Gabriela Podušelová:** Slovák National Museum. Bratislava, Slovak National Museum, 2021. 323 Seiten, Illustrationen
- Marchesoni, Claudia u. a. (Hg.):** Klöffen, sprechen, parlare. Wege der Fersentaler Sprache, Beng van Bersntolerisch. Palù del Fersina, Bersntoler Kulturinstitut, 2021. 267 Seiten, Illustrationen
- Mork, Andrea, Tessa Ryan und Julian Hale (Hg.):** Fake for Real. A History of Forgery and Falsification. Luxembourg, Publications Office of the European Union, 2020. 204 Seiten, Illustrationen
- Niemeczek, Edgar u. a. (Hg.):** Vom Leben in der Region Marchfeld. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Niederösterreichischen Landesausstellung im Schloss Marchegg vom 26.3.2022 bis 13.11.2022. St. Pölten, Kultur.Region.Niederösterreich, 2022. 250 Seiten, Illustrationen, Karten
- Niemeczek, Edgar und Doris Zizala (Hg.):** Stiller Advent. Lieder und Bräuche. St. Pölten, Niederösterreichisches Presshaus, 2021. 23 Seiten, Illustrationen, Notenbeispiele (Erscheint als Verlagsbeilage der NÖN)
- Pierre, André:** La peinture sous-verre et l'églomisé. 3000 ans d'histoire de la peinture sous-verre, et de l'églomisé: outillage, exercices, initiation et projets. Strasbourg, Editions Atelier 45, 2021. 171 Seiten, Illustrationen
- Prassl, Berta E. (Hg.):** Franz Weiss. Chemistry in the Semblance of Colour Combination. Mosaic Pieces = Chemie als Farbklang. Graz, Eigenverlag, 2019. 47 Seiten, Illustrationen
- Prassl, Berta E. (Hg.):** Franz Weiss. Der steirische Maler und das Pferd. Inspiriert vom Lippizzanergestüt Piber. Graz, Steiermarkhof, 2020. 39 Seiten, Illustrationen
- Prassl, Berta E. (Hg.):** Franz Weiss. Eine Hommage zum 100. Geburtstag. Graz, Steiermarkhof, 2021. 81 Seiten
- Radauer, Josef u. a. (Hg.):** Salzburger Hirtenspiele. Damals und heute. Salzburg, Salzburger VolksLiedWerk, 2021. 143 Seiten, Illustrationen (Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg, 69)
- Raile, Paolo und Bernd Rieken:** Eco Anxiety – die Angst vor dem Klimawandel. Psychotherapiewissenschaftliche und ethnologische Zugänge. Münster u. a., Waxmann, 2021. 228 Seiten, Illustrationen, Diagramme (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 32)

- Ramharter, Johannes:** „Zum ewigen Gedächtnis des Triumphes“ Das kaiserliche Frauenstift in Tulln 1280–1782. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2021. 392 Seiten, Illustrationen (Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 62)
- Rauchegger, Andreas u. a. (Hg.):** Villgrater Natur – Villgrater Kultur. Innsbruck, Studia Verlag 2021. VIII, 382 Seiten, Illustrationen
- Resch, Michael:** Die Modewarenfabrik Hackl & Söhne in Weitra. Eine Analyse der Arbeitsorganisation und Arbeitsverhältnisse eines Waldviertler Textilunternehmens im 19. Jahrhundert. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2021. 184 Seiten, Illustrationen (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 75)
- Retterath, Hans-Werner (Hg.):** Auslandsdeutsches Schulwesen des 20. Jahrhunderts zwischen „Volkstumsarbeit“ und Auswärtiger Kulturpolitik. Münster u. a., Waxmann, 2021. 190 Seiten, Illustrationen (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, 24)
- Retterath, Hans-Werner:** „Deutsche Bursen“ seit 1920. Studentische Wohnheime als Bildungseinrichtungen der „auslanddeutschen Volkstumsarbeit“. Münster, New York, Waxmann, 2020. 234 Seiten, Illustrationen (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, 22)
- Rublack, Ulinka:** Die Geburt der Mode. Eine Kulturgeschichte der Renaissance. Stuttgart, Klett-Cotta, 2022. 534 Seiten, Illustrationen
- Sacherer, Maren (Hg.):** Überfällig – überflüssig. Beiträge der Studierendentagung 2019. Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2021. 103 Seiten, Illustrationen (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 50)
- Sadilek, Jacob und Jitka Lněničková:** České zednářské sklo = Bohemian masonic glass. Praha, Graphiurs, 2020. 228 Seiten
- Sarasin, Philipp:** 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart. Berlin, Suhrkamp, 2021. 502 Seiten
- Schölnberger, Pia (Hg.):** Das Museum im kolonialen Kontext. Annäherungen aus Österreich = The Museum in a Colonial Context. Reflections from Austria. Wien. Czernin Verlag, 2021. 463 Seiten, Illustrationen, Diagramme, Karte (Aus dem Inhalt: Elke Kellner, ICOM Österreich – Unsere Verantwortung für Objekte mit belasteter Geschichte. 35–40; Christian Schicklgruber, On the Weltmuseum Wien and Its Things. A Paratext. 46–62; Walter Sauer, „Nichts als die Liebe zur Forschung selbst?“ Sammeln im kolonialen Kontext – Implikationen für eine aktuelle Museumspolitik. 63–80; Katarina Matiassek und Harald Wilfing, Evolutionary Anthropology, Colonial Histories and a Collection Reframed. 81–98; Sebastian M. Spitra, Erwerbskontexte von Kulturgütern im kolonialen Völkerrecht des 19. und 20. Jahrhunderts. 99–121; Georg A. Plattner, Erwerbung archäologischer Kulturgüter im 19. Jahrhundert in privaten und kaiserlichen Sammlungen. 122–143; Nadja Haumberger, Colonial Collections at the Weltmuseum Wien. The Case of District Commissioner Alfred L. Sigl. 144–158; Axel Steinmann, „Für mein Museum!“ Zu den Erwerbsumständen der Weltreisesammlung von Franz Ferdinand von Österreich-Este. 159–178; Claudia Augustat, Koloniale Formen der Aneignung und die österreichische Brasilien-Expedition 1817–1835. 179–198; Christa Riedl-Dorn, Forschungsreisen im Geist des Eurozentrismus. Erwerbungen für das Naturhistorische Museum Wien im 19. Jahrhundert. 199–229; Gabriele Anderl, Artefacts from East Asia in Public Collections. Approaches from Austria. 230–256; Thomas Mayer und Katja Geiger, „Ostmarkdeutsche als Forscher und Sammler in unseren Kolonien“. Kolonialforschung, koloniale Sammlungen und museale Repräsentation im Naturhistorischen Museum

- in Wien von 1938 bis 1945. 257–280; Sabine Eggers, Te Herekiele Herewini, Te Arikirangi Mamaku, Constanze Schattke, Katharina Buttinger, Matthias Eggers Gorab und Margit Berner, Māori and Moriori Human Remains in the Natural History Museum in Vienna. Exhumed, Shipped, Traded and Inventoried. 281–303; Herbert Justnik, Kolonialismus in der Bauernstube. Oder: Wie sich die Volkskunde ihr Objekt machte. 304–326; Barbara Plankensteiner, Weltkulturenmuseum und koloniales Erbe. 327–347; Robert Peters, Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten. Aktuelle Entwicklungen in Deutschland. 348–357; Susanne Wernsing, Fallen der Affirmation. Kuratieren kolonialer Sammlungen und rassistischer Archive. 358–379; Johannes Beltz, Provenienzforschung reicht nicht! Museale Praxis im Zeitalter von Dekolonialisierung und Globalisierung. 380–400; Wolfgang Kapfhammer, Die Ausweitung der Kontaktzone. Zusammenarbeit mit Herkunftsgemeinden als Eilaktion – einige Beispiele aus Amazonassammlungen. 401–415; Jos van Beurden, The State of the Debate on Disputable Collections from Colonial Contexts. Austrian Notes. 416–430; Khadija von Zinnenburg Carroll, El Penacho, the Lack of Provenance and the Gains of Decolonization. Ethical, Technical or Political Reasons for Restoration. 431–448; Amarewar Galla, Coloniality and Contextuality. 449–463)
- Schönberger, Sophie:** Was soll zurück? Die Restitution von Kulturgütern im Zeitalter der Nostalgie. München, C. H. Beck, 2021. 158 Seiten, Illustrationen
- Schöne, Anja:** Geld und Glaube in Judentum, Christentum und Islam. Bielefeld, Verlag für Regionalgeschichte, 2021. 99 Seiten, Illustrationen
- Schöne, Lisa:** „Geburt und Taufe“. Neue Fragen an alte Antworten. Eine Neuperspektivierung der Gewährsleuteberichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde (1957–1980). Münster u. a., Waxmann, 2021. 156 Seiten (Münsteraner Schriften zur Kulturanthropologie/ Europäischen Ethnologie, 23)
- Sieferle, Barbara (Hg.):** Strafe(n). Kultur-anthropologische Perspektiven. Münster, Waxmann, 2021. 182 Seiten, Illustrationen (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 5)
- Smrčka, Aleš:** Tradiční horský transport, Krkonoše, Šumava, Západní Beskydy a Javorníky. Brno, Masarykova univerzita, 2021. 255 Seiten, Illustrationen (Etnologické studie, 25)
- Sporer-Heis, Claudia und Peter Assmann (Hg.):** Gehen – Fahren – Reisen, Mobilität in Tirol. Diese Publikation erscheint anlässlich einer Ausstellung im Museum im Zeughaus, Innsbruck, 13.5.2021 bis 3.10.2021. Innsbruck, Tiroler Landes-museen-Betriebsgesellschaft m. b. H., 2021. 104 Seiten, Illustrationen (Studiohefte, 41)
- Szögi, László:** Studenten an europäischen Universitäten aus dem Gebiet des heutigen Burgenlandes 1377–1919 = A mai Burgenland területéről származó diákok az Európai egyetemeken 1377–1919. Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, 2021. 296 Seiten (Burgenländische Forschungen, SB 29)
- Thun-Hohenstein, Christoph u. a. (Hg.):** handWERK. Tradiertes Können in der digitalen Welt = handiCRAFT: Traditional Skills in the Digital World. Eine Publikation anlässlich der Ausstellung im MAK Wien von 14.12.2016 bis 9.4.2017. Wien, Verlag für moderne Kunst, 2016. 208 Seiten
- Toncich, Francesco:** Istrien 1840–1914. Eine kulturelle Versuchsstation des Habsburgerreiches. Tübingen, Mohr Siebeck, 2021. XIV, 401 Seiten (Bedrohte Ordnungen, 15)
- Tonejc, Martina Juranović und Nina Obuljen Koržinek (Hg.):** Institucionalni razvoj zaštite pokretne umjetničke baštine u Hrvatskoj od 1850. do 1990. godine = The Institutional Development of the Protection of Movable Heritage in Croatia from 1850 to 1990. Zagreb,

- Ministarstvo kulture i medija RH, 2021. 400 Seiten, Illustrationen
- Torzewski, Christiane:** Heimat sammeln. Milieus, Politik und Praktiken im Archiv für westfälische Volkskunde (1951–1955). Münster u. a., Waxmann, 2021. 189 Seiten (Münsteraner Schriften zur Volkskunde, Europäischen Ethnologie, 22)
- Treiber, Angela und Rainer Wenrich (Hg.):** Körperkreativitäten. Gesellschaftliche Aushandlungen mit dem menschlichen Körper. Bielefeld, transcript, 2021. 304 Seiten, Illustrationen, Diagramme (K'Universale, 9)
- Unterkircher, Alois (Hg.):** In the name of love! AIDS-Gedenktücher als Zeichen von Trauer und Protest. Eine Ausstellung des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt vom 1.12.2021 bis 23.3.2022. Ingolstadt, 2021. 172 Seiten (Kataloge des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt, 47)
- Virnyi, Julius:** Geehrte Volkskunde. Ehrenpromotionen und Ehrenbürgerschaften an der Universität Münster (1922–1968). Münster, Waxmann, 2021. 193 Seiten (Münsteraner Schriften zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 21)
- Wanner, Gerhard, Albert Ruetz und Christian Volaucnik (Hg.):** Beiträge zur Kunstgeschichte Vorarlbergs. Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 2021. 512 Seiten, Illustrationen (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, 85)
- Weigl, Andreas u. a.:** Aus Erfahrung gut – am Erfolg gescheitert? Die Geschichte der Österreichischen AEG (1904–1996). Innsbruck u. a., Studien Verlag, 2021. 177 Seiten, Illustrationen, Diagramme (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 62)
- Werfring, Johann:** Der Weinbaupionier Anton Kollwentz. Die Geschichte einer burgenländischen Winzerdynastie. Oberwart, Edition lex liszt 12, 2021. 301 Seiten, Illustrationen
- Werfring, Johann:** Weinbräuche in Österreich. Oberwart, edition lex liszt 12, 2021. 311 Seiten, Illustrationen. Quellen- und Literaturverz. 299–307
- Westhoff, Lena:** Das historische Kartonmodell als Bildungsmedium. Beispiele ausgewählter Kartonmodellbögen, erschienen im J. F. Schreiber Verlag, Baden-Baden, Tectum Verlag, 2021. X, 242 Seiten, Illustrationen (Kunst – Vermittlung – kulturelle Bildung, 28)
- Wietschorke, Jens:** Kirchenräume in Wien. Architektur in der Kulturanalyse. Wien u. a., Böhlau, 2019. 465 Seiten, Illustrationen (Ethnographie des Alltags, 4)
- Winzheim, Malaika:** Zusammen ist man nicht allein. Wie junge Menschen feiern. Cloppenburg, Stiftung Museumsdorf Cloppenburg, 2021. 143 Seiten, Illustrationen (Schriften zur Alltagskultur im Oldenburger Münsterland, 1)
- Zahlbruckner, Christa:** Kaleidoskop der Dinge. Muster sammeln, sichten, gestalten. St. Pölten, Museumsmanagement Niederösterreich, 2021, 134 Seiten
- Zink, Margarete u. a.:** Ware Dirndl, Austrian Look von Franz M. Rhomberg. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung des Stadtmuseums Dornbirn in Kooperation mit dem Wirtschaftsarchiv Vorarlberg, 2.10.2021 bis 28.8.2022. Salzburg, Wien, Residenz Verlag, 2021. 367 Seiten

Internationale Zeitschriftenschau

Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde.

2021. Beiträge: Giulia Carla Beskid, Laura-Marie Conrad, Laura Gozzer und Manuela Klotzbücher, Helfen, Unterstützen, Solidarisieren. Ethnografische Perspektiven auf die städtische Förderung bürgerschaftlichen Engagements, die Migrationszeitung NeuLand und einen Lions Club in Stadt und Landkreis München. 17–48; Julius Felix Kenntner, (T)Raumpioniere – Kreative und Kulturschaffende auf dem Land im Spannungsfeld von Imagination und Frustration. Eine akteursorientierte Untersuchung am Beispiel der Region Fichtelgebirge. 49–61; Thomas Schwarz, „Die Krippe lebt mit uns.“ Weihnachtskrippen und deren Bedeutung für einzelne Familien und die lokale Tradition. Erzählungen aus Plößberg in der nördlichen Oberpfalz. 63–85; Johann Kirchner: Vom heiligen Ort zum heimatlichen Ort. Wandlungen im Symbolgehalt von Sakralarchitektur durch den Einfluss der Heimatschutzbewegung. Das Beispiel der Kirche von Gebertshofen. 87–99; Dániel Bárh: Der niedere christliche Klerus in ungarischen Gemeinden im 18. Jahrhundert. Aktivitäten, Einstellungen und Alltagsleben von Geistlichen und ihre kulturelle Rolle in den Gemeinden. Ein Forschungsaufriß. 101–120.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 117.

Jahrgang, 2021.

Heft 1: Nikolaus Heinzer, „In welche Richtung will jetzt wirklich die Schweiz?“ Zukunftsvisionen und Gesellschaftsentwürfe im Kontext der Schweizer Wolfsdebatten. 7–26; Karin Kaufmann und Tabea Buri, Wege aus der Unsichtbarkeit. Die Sammlerin Annemarie Weis. 27–42; Christophe Roulin und Benedikt Hassler, „Wenn Globi hilft, ist recht geholfen!“ Globis Umgang mit Armut in den 1930er-Jahren. 43–58; Martina Röthli, Subjektivierungsweisen. Über dispositivtheoretische Anleihen und „Dringlichkeiten“ zu einer

kulturanalytischen Lesart. 59–74; Dominik Wunderlin, Albert Spycher-Gautschi (1932–2020). Kenner alter Handwerke, Gebäckforscher, Regionalkundler. 75–84. Heft 2: Sibylle Künzler, Kulturwissenschaftliches Modellieren. Vom Gestalten als Lehr-Lern-Praxis der empirischen Kulturwissenschaft. 7–25; Murielle Cornut, Heinrich Danioths Kunstkarikaturen als piktoriale Praxis. Eine methodische Annäherung an Bild-Bild-Bezüge. 27–48; Lukas Fehr und Sarah Messmer, Wald als „Rest-Natur“ und „Kulturprodukt“. Narrative Aushandlungen im Forst- und Holzsektor. 49–62; Jens Wietschorke, Die Vox Populi aus dem Bernbiet. „Volksliteratur“ und cultural populism bei Jeremias Gotthelf. 63–77; Christine Burckhardt-Seebass, Eine sozial denkende Museumsvolkskunde. Zum Tod von Theo Gantner (1931–2021). 79–94; Nadja Neuner-Schatz, Erfahrung in den empirischen Kulturwissenschaften. Zu unterschiedlichen Konzeptionen und einer Standortbestimmung der Europäischen Ethnologie – ein Tagungsbericht. 95–99; Stephan Witzel, Ein Klavier, das nicht erklang ... Über die Autobiografietage „Aus dem Leben lesen“ in Heiden. 101–108.

Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie. Band 33, 2021. „Fluss. Turm. Bild“. Kolloquium zur Verabschiedung von Andreas Martin aus dem ISGV, Dresden, am 21. Februar 2020. Aus dem Inhalt: Enno Büinz, Zur Verabschiedung von Andreas Martin aus dem ISGV. 13–15; Silke Götsch-Elten, Grußwort der Beiratsvorsitzenden zur Verabschiedung von Andreas Martin aus dem ISGV. 17–19; Ira Spieker, Andreas Martin und das ISGV: Eine Würdigung, aber kein Abschied. 21–24; Norbert Fischer, Flusslandschaft und Gedenkenskultur. 25–41; Joachim Kleinmanns, Aussichtstürme. Zur Entwicklung bürgerlicher Erlebnisarchitektur im 19. Jahrhundert. 43–53; Irene Ziehe, Bilder...Welten. Vom Umgang mit visuellen Quellen. 55–65;

- Miriam Braun, Immanenz und Transzendenz. Über die Gabe im biografisch-narrativen Interview mit lebenslimitierend erkrankten Menschen. 69–92; Katharina Schuchardt, Interferenzen der Ko-Produktion. Kulturanthropologie und Kunst als Kontaktzone. 93–105; April Reber, Corporeal politics, pandemics, and affluent democracy. 107–125; Antje F. Hoffmann, „Doing Gender“ in der DDR. Eine Untersuchung des Frauen-Bildes am Beispiel der DDR-Traktoristin. 127–148; Sarah Kleinmann, Kriminalität und Devianz an der deutsch-polnischen Grenze. Über nationalstaatliche Grenzbeziehungen und soziale Unterscheidungen am Beispiel von Görlitz und Zgorzelec. 149–160; Lars Polten, Leben und Leid erzählen. Interviews mit Zwangssterilisierten und „Euthanasie“-Geschädigten. 161–180; Johannes Schütz, „Heimat-Liebe“ in der DDR. Beobachtungen zu Diskursformationen, Gefühlsregimen und Emotionspraktiken. 181–202; Theresa Jacobs, Von Chancen und Herausforderungen, Volkstanzpraxen neu zu konzeptualisieren oder Sollten wir vielleicht mehr volkstanzen? 203–218.
- Zeitschrift für Volkskunde.** 117. Jahrgang, 2021. Beiträge: Anne Dippel, Spiel des Wissens. Ludische Annäherungen an digitale Arbeitswelten. 5–24; Malte Völk, Von „Chrut und Uchrut“ zu „Darm mit Charme“. Populäre medizinische Ratgeber zwischen Vermittlung, Unterhaltung und Erzählung. 25–42; Agnieszka Balcerzak, Jan Hardy versus Likwidator. Comics als Medien der gesellschaftlichen Spaltung Polens. 43–62; Markus Tauschek, Ein neuer Name setzt ein wichtiges Signal. Zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. 63–73; Christiane Schwab, Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman. Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert. 141–162; Cornelia Kühn, Wirtschaftswandel als Kulturwandel? Die Gemeinwohl-Ökonomie als möglicher Wegbereiter für eine Kultur wechselseitiger Verbundenheit. 163–191; Markus Tauschek, Resilienz durch Muße? Ethnografische Befunde zu einer ambivalenten Relation. 192–213; Alexa Färber und Heike Derwanz, Multiplicity of encounters. Zur Begegnungskapazität des öffentlichen Raums am Beispiel der HafenCity Hamburg. 214–237; Egon Freitag, „Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt“ oder „zu einer neuen wissenschaftlichen Gegenstandsbestimmung – jenseits der Volkskunde“ mit und in memoriam Wolfgang Jacobeit (1921–2018). 238–241.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Farina Asche, MA

Forschungskolleg „Wissen | Ausstellen“
Georg-August-Universität Göttingen
37085 Göttingen, Friedländer Weg 2
farina.asche@uni-goettingen.de

Laura Bäuml, MA

Institut für Sozialanthropologie
und Empirische Kulturwissenschaft
(ISEK) – Populäre Kulturen
Universität Zürich
8050 Zürich, Affolternstrasse 56
laura.baeuml@uzh.ch

Dr. Matthias Beitzl

Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Sarah Bergbauer, BA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
sarah.bergbauer@univie.ac.at

Dr. Simone Egger

Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt,
Universitätsstraße 65–67
simone.egger@aau.at

PD Dr. Stefan Groth

Käte Hamburger Kolleg / Centre
for Global Cooperation Research
47059 Duisburg, Schifferstraße 44
groth@gcr21.uni-due.de

Melanie Haberl, BA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
melanie.haberl@univie.ac.at

Clara Ghislaine Ibold, BA

Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I
clara.ibold@uni-graz.at

PhDr. Gabriela Kiliánová, CSc.

Ústav etnológie a sociálnej antropológie
SAV / Institute of Ethnology
and Social Anthropology of SAS
813 64 Bratislava, Klemensova 19
gabriela.kilianova@gmail.com

Ass.-Prof. Priv.-Doz. Dr. Konrad Kuhn

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
– Fach Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
konrad.kuhn@uibk.ac.at

Nadine Kulbe, MA

Institut für Sächsische Geschichte
und Volkskunde
01099 Dresden, Zellescher Weg 17
n.kulbe@isgv.de

Gynna Lüscho

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
edith.schnoell@hotmail.com

Oliver Müller, MA

Institut für Ländliche Strukturfor-

Nadja Neuner-Schatz, MA
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
– Fach Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 32d
nadja.neuner-schatz@uibk.ac.at

Roland Peball, BA MA
Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
simone.egger@aau.at

Mag.ª Magdalena Puchberger
Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
magdalena.puchberger@volkskunde-
museum.at

Dr. Martin Rohde
Schrödinger Fellow, Historický ústav AV
ČR, v.v.i.
190 00 Praha 9, Prosecká 809/76
rohde@hiu.cas.cz

Maren Sacherer, BA
Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
maren.sacherer@univie.ac.at

Julian Schmitzberger, MA
Institut für Sozialanthropologie
und Empirische Kulturwissenschaft
(ISEK) – Populäre Kulturen
8050 Zürich, Affolternstrasse 56
julian.schmitzberger@uzh.ch

Edith Schnöhl, MA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
edith.schnoell@hotmail.com

Univ. Prof. Dr. Klaus Schönberger
Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt,
Universitätsstraße 65–67
klaus.schoenberger@aau.at

Dr. Eva Tropper
Universalmuseum Joanneum
8010 Graz, Sackstraße 16
eva.tropper@museum-joanneum.at

Elisabeth Waldhart, MA
6020 Innsbruck, Schießstandgasse 2e/12
elisabeth.waldhart@student.uibk.ac.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben von
Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Ute Holfelder und Oliwia Murawska

Redaktion

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. Hd. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

ABHANDLUNGEN, MITTEILUNGEN,
NEUERDINGS, CHRONIK/BERICHTE
Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

CHRONIK/BERICHTE
Jan Hinrichsen
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN),
CHRONIK/AUSSTELLUNGEN,
NEUERDINGS
Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN),
CHRONIK/AUSSTELLUNGEN
Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at
Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck GmbH

Offenlegung

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zur Gänze im Eigentum des Vereins für Volkskunde in Wien. Der Verein dient der wissenschaftlichen Erforschung der Volkskunde Österreichs im europäischen Kontext – namentlich der in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete Zentral-, Ost- und Südosteuropas – und der Verbreitung volkskundlichen Wissens im Sinne einer Europäischen Ethnologie. Der Verein ist Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde gehören an: Präsident Hofrat Dr. Wolfgang Muchitsch, Vizepräsidentin Dr. Sandra Konstatzky, Vizepräsidentin Dr. Alexia Gerhardus, Generalsekretär Mag. Matthias Beitzl, Generalsekretär-Stellvertreterin Mag. Magdalena Puchberger, Kassier Mag. Stefan Benesch, Kassier-Stellvertreterin Dr. Claudia Peschel-Wacha

Editorial Heft 2/2022

Seit mehreren Jahren überschreibt die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* auf der Homepage¹ die Ausrichtung und die Ziele der Zeitschrift mit „Immer wieder anders – seit 1895“. Diese Überschrift ist (auch) den staatlichen und politischen Umbrüchen Österreichs² geschuldet. Sie verweist zum einen auf die nunmehr über 125-jährige Geschichte des größten nationalen Fachorgans, das natürlich engstens mit dem Verein für Volkskunde und dem Volkskundemuseum Wien (und all seinen früheren Bezeichnungen) verbunden ist. Zum anderen verweist es auch darauf, dass sich Institutionen und Namen verändern müssen, um noch das abbilden zu können, wofür sie stehen bzw. stehen wollen.

Der Verein für Volkskunde stellt seit Jahren über seine Medien (ÖZV, Homepage des Volkskundemuseum Wien, Nachrichtenblatt Volkskundemuseum Wien oder auch der vereinseigene Verlag, in welchem diese Medien erscheinen) und seine Ressourcen der Fachcommunity in Österreich und darüber hinaus Plattformen zur Verfügung, über die Austausch und Kommunikation stattfinden. Ebenso wie das Volkskundemuseum Wien steht der Verein, wie in den Jahresberichten regelmäßig nachzulesen ist, derzeit vor großen organisatorischen wie inhaltlichen Neukonzeptionen, die ein umfassendes Anders- und Weiterdenken erfordern. Die ÖZV wird auch weiterhin über die vereinsinternen wie die Entwicklungen bei der Zeitschrift selbst informieren.

Nicht nur die ÖZV ist „immer wieder anders“ – allgemein beschäftigen uns in den letzten Jahren Veränderungen, die nicht nur als krisenhaft, sondern als existenziell erlebt werden: vom Klimawandel, der nunmehr eine globale Klimakrise bedeutet, und von den damit verbundenen Protestformen über den rasenden Stillstand der Corona-Pandemie bis zum Krieg in der Ukraine, der nicht nur eine

1 <https://www.volkskundemuseum.at/oezv/ausrichtung>.

2 Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1895–1918), Wiener Zeitschrift für Volkskunde (1919–1944), Österreichische Zeitschrift für Volkskunde (seit 1945).

humanitäre Katastrophe bedeutet, sondern uns die Ressourcenabhängigkeit und -krise vor Augen führt.

Parallel zu diesen Krisen gärt es – in unterschiedlichen Geschwindigkeiten und Intensitäten – in der österreichischen wie in der deutschsprachigen Fachcommunity seit Jahren. Umbenennungen und Standpunktbestimmungen führen zu Neuausrichtungen und auch zu veränderten Bezeichnungen.

Dieses Heft vereint unterschiedliche Formen und Texte, die den Wandel und den Willen zum Wandel verdeutlichen. Zum einen versucht Anne Dippel in ihrer Abhandlung einen Stein des Anstoßes in Richtung Nachdenken über die Herausforderungen des Ethnografierens heute ins Rollen zu bringen. Zum anderen finden sich in den Mitteilungen Texte, die den Status quo bzw. die derzeitigen Neuausrichtungen unterschiedlicher Akteur*innen und Vereinigungen unseres Faches in Österreich festhalten und in Beziehung zueinander setzen.

Gerne möchten wir schon heute auf die Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde (ehemals Österreichischer Fachverband für Volkskunde) hinweisen. Sie findet vom 18. bis 20. Mai 2023 in Klagenfurt statt und befasst sich ebenfalls mit dem Wandel: Unter dem Titel *Alltage und Kultur/en der Digitalität. Empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf den soziokulturellen Wandel* wird derzeit ein hochaktuelles Programm erstellt, das Fachvertreter*innen aus Wissenschaft, Archiv und Museum gleichermaßen interessieren dürfte.

DAS TEAM DER ÖZV

Abhandlung



Stein-Zeit. Was heißt Ethnografie schreiben heute?¹

Um über Neujustierungen der Empirischen Kulturwissenschaft in Zeiten diversitätssensibler, dekolonialer und identitätspolitischer Debatten zu sprechen, verwebt dieser Artikel eine fachgeschichtliche Trouvaille – etwas Liebenswertes, Randständiges, zufällig Gefundenes – während einer Feldforschung im Kulturbetrieb Wiens durch die Erzählung eines Erlebnisstroms mit dem kulturalanthropologischen Werden der Autorin. Ausgehend von dem fehlenden Grabstein von Elsie Masson Malinowska in Innsbruck reflektiert der Beitrag den Einfluss der ersten Frau von Bronislaw Malinowski auf dessen Werk. Daran knüpfen aktuelle Fragen zur Mit-Sprache und zum Gehört-Werden an. Sie konturieren eine neuerliche Writing-Culture-Debatte.

„Es gibt Steine, die zeugen.

Im Schoß der Erde entspringen knochige Steine“

... schreibt der Kulturtheoretiker Roger Caillois.² Der vorliegende Essay nimmt diesen Satz als ethnografisches Motto und beginnt von ihm aus die Spurensuche der Erinnerung und des Nachlebens in

- 1 Diese Arbeit wäre nie ohne die gemeinsame Reise mit Sonia Fizek entstanden, die mir den Briefwechsel und die Märchenerzählungen von Masson schenkte und mit der ich nach Spuren von Elsie Masson und Bronislaw Malinowski in Tirol und Alto Adige suchte. Des Weiteren möchte ich den Herausgeber:innen und Redakteur:innen der Zeitschrift, insbesondere Oliwia Murawska und Magdalena Puchberger, für die Betreuung des Artikels und den beiden anonymen Reviewer:innen für die hilfreichen Kritiken danken.
- 2 Roger Caillois: Steine. München 1983, S. 16. Auch Roger Caillois gehört zu den Denkern aus einer ethnologischen Tradition, sei es volks-, sei es völkerkundlichen Ursprungs, die mit einiger Ambivalenz betrachtet werden müssen, wie sich bei Aimé Césaire nachlesen lässt. Caillois schrieb

posthumanistisch geprägten Zeiten. Der Essay bringt Caillois' „lithografische“ Beobachtungen mit jenem Medium in Dialog, durch das Erlebtes in der Ethnografie Gestalt annimmt: die Schrift.

Während Roger Caillois zu seiner Zeit noch eher randständig die geomorphologischen Prozesse als Ausgangspunkt nahm, um über die Lebendigkeit von Steinen nachzudenken, etwa ihre Kraft, zu zeugen, etablieren sich heute vermehrt ehemals als „vitalistisch“ und „animistisch“ bezeichnete Positionen im Kontext einer mehr-als-menschlichen Anthropologie und tragen zur Dezentrierung des Menschen bei. Die Erde selbst und Steine werden als lebendige Formen betrachtet. Mit den Arbeiten von Jane Bennett werden sie zur „lebhaften Materie“, Karen Barad ergründet die Intra-aktion, aus der sich materielle Phänomene im Akt der Beobachtung entwickeln, Elisabeth Povinelli trägt in ihrer Geoontologie den Liberalismus zu Grabe und rückt das ins Zentrum, was der „andere Fall“ als der Menschliche ist, Kath Weston untersucht die Intimitäten zwischen Menschen, Tieren und ihren Umgebungen, spricht von „animacies“ anstatt von „animisms“, und nicht zuletzt sucht auch Jerome Jeffrey Cohen nach dem Leben der Steine und den Steinen im Leben der Menschen und schlägt durch eine nichthumane Ökologie Brücken zur Erinnerung.³

Hier wird einem fehlenden Stein nachgespürt. Auf der erzählerischen Ebene soll dabei die nichtlineare Form der Erkenntnis in der Ethnografie durch die Form des Erzählens nachvollzogen werden. Daher tragen Steinmetaphern durch den Text und führen zuletzt in einer Kreisbewegung zum Anfangsmotto zurück, um in der

zwar inspirierende kulturtheoretische Arbeiten über Steine oder Spiele, aber zog auch gegen eben jene „westliche Ethnographie“ „zu Felde“, „die sich seit einiger Zeit mit einem beklagenswerten Verfall ihres Verantwortungsgefühls befleißigt, die allseitige Überlegenheit der westlichen Zivilisation über die exotischen Zivilisationen anzuzweifeln.“ Aimé Césaire: *Über den Kolonialismus*. Berlin 2021 [1950], S. 89. Zur im Folgenden vorgenommenen Spurensuche siehe: Valentina Napolitano: *Anthropology and traces*. In: *Anthropological Theory* 1 (15), S. 47–67.

- 3 Jane Bennett: *Lebhaftes Materie. Eine politische Ökologie der Dinge*. Berlin 2020; Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham 2007; Jerome Jeffrey Cohen: *Stein. Ökologie des Nichthumanen*. Berlin 2022; Elisabeth Povinelli: *Geontologies. A Requiem to Late Liberalism*. Durham 2016; Kath Weston: *Animate Planet. Making Visceral Sense of Living in a High-Tech Ecologically Damaged World*. Durham 2017, S. 4.

narrativen Struktur zu vergegenwärtigen, was Erinnerung und Steine verbindet: (Wieder)Belegung von Gewesenem in anderer Form.

Kleine Steine, die wir vielleicht einmal auf dem Weg von der Schule vor uns her kicken; handliche Steine, die am Berg in den Wanderrucksack gepackt wurden, weil sie ins Auge stachen und, unten angekommen, schwer wogen, obwohl sie am Gipfel so leicht schienen; Schmeichelsteine aus Bachläufen – sie alle stiften Erinnerung. Sie sind Zeugen, die uns an Vergangenen teilhaben lassen. Gemeißelte Steine des Gedenkens und eingelassene Stolpersteine auf dem Weg verkörpern performative Akte.⁴ Steine können für Menschen mit Gefühlen aufgeladene Zeitdinge sein oder ökonomische Objekte, die aus dem Erdbreich extrahiert werden. In diesen Fällen nehmen sie unterschiedlich ausgeprägte Fetischqualitäten an. Steine liegen auf Gräbern. Steine geben Halt und laden zum Innehalten ein. Steine zeugen doppelt – von ihrem Eigenleben und vom Leben Anderer. Steine lenken von Pfaden ab und markieren Routen. Deshalb liefern sie hier Analogien für den Weg der Feldforschung, auf dem aus der Fülle der Daten, den zufälligen Momenten heraus die Fragestellungen entwickelt werden.

Das Motto von Caillois veranschaulicht aus posthumanistischer Perspektive ein grundsätzliches Metanarrativ. Es erzählt davon, wie Erfahrungen zu Erkenntnissen werden, aus denen am Ende eine Ethnografie entsteht. Was in diesem Text durch die wissenschaftsliterarische Form des Erlebnisstroms⁵ nichtlinear und sprunghaft

4 Zur Performativität von Zeugen siehe: Aleida Assmann: Die vier Grundtypen von Zeugenschaft. In: Fritz Bauer Institut (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Frankfurt a. M. 2007, S. 33–51.

5 Vgl. Anne Dippel: Der Erlebnisstrom. Ein Werkzeug ethnographischen Schreibens. In: Berliner Blätter 1 (68), 2015, S. 72–83. Es handelt sich um eine wissenschaftsliterarische Technik, mit deren Hilfe die Verwandlung von Erfahrung in Erkenntnis durch die Lesenden sichtbar wird, weil die Schreibende den Weg vom gegebenen Datum zu gemachtem Wissen offenlegt. Die Technik habe ich für die ethnografische Bearbeitung einer über zweijährigen stationären Feldforschung unter Schriftsteller:innen und Künstler:innen in Wien entwickelt, um zu zeigen, wie Dichtung zu Denken wird, wie Felderfahrungsrhythmen und Lebenskarrieren miteinander verschränkt sind. Der Erlebnisstrom veranschaulicht, dass zwar die subjektive Position der Beobachtung zum Verstehen einer Sache beiträgt, zugleich aber, unabhängig von der eigenen Positionalität, gegenwärtige Zusammenhänge und historischer Kontext notwendig sind, um auch im Schreiben die Grundsätze einer relationalen Anthropologie zu verwirklichen.

erscheinen mag, gleicht der Ablenkung, die wir erfahren, wenn wir einen Stein im Schuh haben und innehalten müssen; wenn wir beim Spazieren am Meeressaum über einen Stein uns beugen, der – aus welchen Gründen auch immer – uns in diesem Augenblick ins Auge sticht; den wir aufsammeln und in der Hand wiegen; dem wir vielleicht zusehen, wie er über das Wasser springt, im Hintergrund der weite Horizont; der uns schließlich, wieder zu Hause angekommen, als Mitbringsel, fern von den Wellen und Hügeln, Andenken schenkt, auch Anknüpfungspunkte für Dialog und Erzählung liefert, vielleicht sogar anstiftet, erneut hinaus zu ziehen und auf Spurensuche zu gehen.

Kein Stein bleibt auf dem anderen

In Innsbruck liegt ein Stück grüne Erde, das mehr mit unserem Fach zu tun hat, als es zunächst vermuten ließe. Und doch liegt kein Stein der Erinnerung auf ihm, der Menschen Erinnerung geben könnte. Das Grün liegt auf dem Westfriedhof, umgeben von steinernen Stellen, die an Dichter:innen und Denker:innen, Adlige und Lokalberühmtheiten der seit der Jungsteinzeit besiedelten Gegend unweit des Patscherkofels erinnern. Ein grünes Rasenstück, ohne Namen, im Herzen der Hauptstadt des Bundeslandes Tirol, beherbergt die Gebeine von Elsie Rosaline Masson Malinowska, die 1890 in Melbourne als Tochter von Mary und Orme Masson, einem schottischen Chemiker, geboren wurde. Sie war im Verlauf ihres Lebens unter anderem Krankenschwester, Journalistin, Aktivistin, Schriftstellerin, Mutter – und Lektorin von Bronislaw Malinowski, mit dem sie von 1919 bis zu ihrem Tod 1935 verheiratet war und drei Töchter hatte.⁶

- 6 In diesem ganz spezifischen Fall findet durch die Nachfahren der Malinowskis eine generationenübergreifende Erinnerungsarbeit statt, die im Fall der Tochter Helena Wayne schriftliche oder im Fall des Enkelsohns Zachary Stuart filmische Form annimmt. Stuart drehte einen Dokumentarfilm zur Aufarbeitung des „Malinowski curse“ (Zachary Stuart, Kelly Thompson: *Savage Memory: How Do We Remember Our Dead?* Dokumentarfilm, 77 Minuten, Sly Productions, Jamaica Plain 2012), ein kurzer Einblick findet sich im Fieldsights-Eintrag von Patricia Alvarez Astacio auf der Seite der Society for Cultural Anthropology vom 10.7.2013: <https://culanth.org/fieldsights/screening-room-savage-memory> (Zugriff: 6.10.2022).

Im Jahr 1917 schrieb sie ihrem zukünftigen Ehegatten angesichts ihrer Heiratspläne und den damit auf sie wartenden Aufgaben als Ehefrau, dass sie lieber eine neue Vereinigung, etwa ein Young Australia Movement, gründen würde, in dem Menschen aller Herkünfte, Berufe, Geschmäcker und Alter vereint wären, um demokratische Ideen zu verbreiten, aber dass sie diese Aufgabe „evidently“ anderen überlassen müsse.⁷ Sie schrieb in Australien Zeitungsartikel und veröffentlichte *An Untamed Territory, the Northern Territory of Australia*,⁸ einen Reisebericht, der aus meiner Lektüresicht zwar den kolonial geprägten Zeitgeist atmet, aber von kritischen Perspektiven auf Suprematismus durchdrungen ist und in seiner Narrativität viel von der Erzählstruktur vorwegnimmt, die die erste große Monografie ihres Ehegatten Bronislaw Malinowski ausmachen wird: *Die Argonauten des westlichen Pazifik*.⁹ Aus historisch-anthropologischer Perspektive urteilt Jane Lydon etwa, das Buch sei „a profusely-illustrated narrative of life in the wild north“ und habe zur Popularisierung von Expertenperspektiven aus ihrem Umfeld, einem globalen Elitenetzwerk, beigetragen, das sich aus Kolonialbeamten ebenso zusammengesetzt habe wie aus dem später berühmten Anthropologen Walter Baldwin Spencer.¹⁰ Bronislaw Malinowski schrieb am 9. Januar 1918 über *Untamed Territory* in einem Brief:

- 7 Helena Wayne (Hg.): Bronislaw Malinowski and Elsie Rosaline Masson. *The Story of a Marriage*, vol. I. London 1995, S. 42.
- 8 Elsie Masson: *An Untamed Territory, the Northern Territory of Australia*. London 1915 (Reproduktion).
- 9 Bronislaw Malinowski: *Argonauts of the Western Pacific*. Long Grove, IL, 1984.
- 10 Jane Lydon: Hidden Women of History: Elsie Masson, Photographer, Writer, Intrepid Traveler. In: *The Conversation*, 30.12.2018, <https://theconversation.com/hidden-women-of-history-elsie-masson-photographer-writer-intrepid-traveller-107808> (Zugriff: 22.5.2022). Vgl. auch Jane Lydon: Popularizing Anthropology: Elsie Masson and Baldwin Spencer. In: Dies. (Hg.): *Photography, Humanitarianism, Empire*. London 2016, S. 77–96. Daniela Salvucci verfolgt eine ähnliche Interpretationslinie in ihrem Paper-Abstract zu Massons journalistischen Arbeiten, die in ihrer Zeit im Northern Territory entstanden. Masson sei „almost an anthropologist“ gewesen. Daniela Salvucci: Almost an Anthropologist. Elsie Masson Observes Indigenous Australia Before Becoming Mrs. Malinowski. Conference Abstract EASA 2018: Staying, Moving, Settling (Zugriff: 6.10.2022).

„Don't forget that had you not published this book, we would have probably never met, or at least I never would have conceived the idea of asking you to read my Ms. [manuscript, Anm. A. D.], which was the thing that permanently brought in the possibility to see each other. You say that your interests and ambitions have been deflected through meeting me. But I think that we complete each other very well and that we both will have to give up the mine for the our ... Oh Elsie (*mój Elsiu kochany, najdroższy*) ...“¹¹

Aus meiner feministischen partialen Perspektive¹² liest sich diese von Malinowski romantisch geschriebene Vision des Gemeinsamen auf den ersten Blick nicht bloß als Arrangement, sondern als patriarchale Vereinnahmung und, ich möchte so weit gehen, Kolonisierung einer denkenden, schreibenden, ambitionierten Frau. Denn auch wenn es anfänglich ein Geben und Nehmen gab, er noch ihre sozialistischen Reden redigierte, war es bald recht einseitig geworden: Sie war es, die sich über die Arbeiten und Feldforschungsfunde ihres Partners beugte, diese lektorierte, mit ihm an Narrationen arbeitete. Nach seiner Rückkehr von den Trobriand-Inseln heiratete das Paar 1919 und verließ 1920 Australien. Zunächst verbrachten die beiden Zeit in England und Schottland, dann mieteten sie einige Monate lang ein Haus auf Teneriffa.¹³ Währenddessen entstand mit Massons Hilfe unter dem Arbeitstitel „The Kula“ auf der Basis von Malinowskis empirischem Material jenes ethnografische Heldenepos, das bis heute kritischer Lektüre unterzogen wird und wichtige Impulse im

11 Wayne (wie Anm. 7), S. 98, Hervorhebungen und Punkte im Orig.; vgl. Daniela Salvucci, Elisabeth Tauber, Dorothy L. Zinn: *The Malinowskis in South Tyrol : A Relational Biography of People, Places and Works*. In: Bérose 2019, <https://www.berose.fr/article1754.html> (Zugriff: 6.10.2022).

12 Vgl. Donna Haraway: *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 3 (14), 1988, S. 575–599.

13 Vgl. Daniela Salvucci: *Incorporated Genre and Gender: Elsie Masson, Her Writings, and Her Contribution to Malinowski's Career*. In: Elisabeth Tauber, Dorothy L. Zinn (Hg.): *Gender and Genre in Ethnographic Writing*. *Palgrave Studies in Literary Anthropology*. Basel 2021, S. 189–217, S. 208.

deutschsprachigen Raum für die Feldforschung als Methode in den ethnologischen Disziplinen mit volks- oder völkerkundlicher Fachgeschichte gesetzt hat. Das schließt die Beschreibung einer nichtkapitalistischen Ökonomie, die Analyse von Feldbeobachtungen und Gesprächsnotizen, die während stationärer Feldforschung gewonnen und anschließend durch hermeneutische Interpretation und erzählerische Komposition zu einer ethnografischen Geschichte verwoben wurden, mit ein.¹⁴

Nach der Reisezeit in Teneriffa siedelte Masson gemeinsam mit ihrem Mann nach Südtirol, dem Ort seiner jugendlichen Sommerfrische, auch weil sie London nicht ausstehen konnte. Dort, im gerade Teil des *Regno d'Italia* gewordenen Südtirol, erlebte sie in Oberbozen (Soprabolzano), Gemeinde Ritten (Renon), die von faschistischer Politik getriebene Italianisierung der Region. In dieser Periode wurden ihre drei Töchter geboren und neben ihrer Lektorsarbeit für ihren Mann erzählte sie unter anderem Märchen aus der Bretagne auf der Basis bretonischer Lieder nach oder übertrug die Märchen aus dem Bretonischen ins Englische.¹⁵ Der Lebensmittelpunkt der Familie verlagerte sich 1929 endgültig nach London. Im Jahr 1934, als die Töchter in Boarding Schools untergebracht waren, fiel die Entscheidung, dass Masson von den „bustle und demands“ des Londoner Lebens aufgrund ihrer Erkrankung an Multipler Sklerose Abstand nehmen sollte. Ihre Tochter Helena Wayne erinnert sich:

„She had by now a permanent companion, an Austrian, Rosa Decall, and they went to a little village, Natters near Innsbruck. Though my parents still owned the house across the Austro-Italian border in the South Tirol, it was too isolated from the valley town, Bozen, and from medical help, whereas

14 Helena Wayne hat in ihrem Briefwechsel auch die handgeschriebene Widmung in der Ausgabe für Masson veröffentlicht, auf der von Malinowski geschrieben steht: „To my collaborator, who had half the share at least and more than half the merit in writing this book“. Helena Wayne: Bronislaw Malinowski and Elsie Rosaline Masson. *The Story of a Marriage*, vol. II. London 1995, S. 26. Vgl. auch Salvucci (wie Anm. 13), S. 208.

15 Vgl. Elsie Masson: *Folk Tales of Brittany*. Lightning Source UK 1929 (Reproduktion).

Innsbruck, in the North Tirol, had an excellent University Medical School and excellent doctors.“¹⁶

Sie meint im Folgenden:

„I think this move was a mistake. Elsie’s presence as centre of a household, and Bronio’s continued need for her as critic of his work, gave her her *raison d’être*. But that year in the Austrian village was not at all melancholy. Elsie did see her beloved husband and children, and she occupied herself writing another play, on an Austrian peasant theme, which she dedicated to her companion Rosa.“¹⁷

1935 starb Masson im Beisein von Malinowski und Decall. Rosa Decall kümmerte sich später auch um die Töchter des Paares.

So also fand Elsie Rosaline Masson Malinowska ihr Grab auf dem Innsbrucker Westfriedhof – wo heute jedoch kein Stein an sie erinnert. Bronislaw Malinowski gilt als einer der „Väter“ der englischen Social Anthropology. Bücher, Schriften, Symposien, Gedenksteine sind ihm gewidmet. Die Erinnerung an Elsie Masson Malinowska findet nur spärlich statt, setzte ein, als die Rolle von Frauen in den akademischen Arbeiten von Männern seit den 1970er Jahren in den Blick genommen wurde. Insbesondere am Malinowski Forum for Ethnography and Anthropology der Universität Bozen wird derzeit Massons Leben genauer untersucht.¹⁸ Historiografische Grundlagenarbeit erlaubt das Wirken Massons genauer zu verstehen. So wird beispielhaft am Leben von Masson und Malinowski die Einverleibung von Frauenleben in die Berufskarrieren von Männern in der Moderne sichtbar. Inzwischen geben etablierte feministische Ansätze in der

16 Helena Wayne: Bronislaw Malinowski. The Influence of Various Women on His Life and Works. Paper Prepared at the Invitation of the Queen Elizabeth House Centre for Cross Cultural Research on Woman as Contribution to the Centenary of the Birth of Bronislaw Malinowski. Oxford, 22.11.1984, S. 189–203, hier S. 198, https://www.anthro.ox.ac.uk/sites/default/files/anthro/documents/media/jaso15_3_1984_189_203.pdf (Zugriff: 26.5.2022).

17 Ebd., S. 198.

18 Vgl. Anm. 10, 11 und 13.

Tradition von Shirley Ardner und Hilary Callan¹⁹ den in Bozen vorgenommenen Arbeiten von Daniela Salvucci, Elisabeth Tauber und Dorothy Zinn, gepaart mit biografischen Ansätzen, ein theoretisches Fundament. Sie bauen insbesondere auf einer schon 1998 von Janet Bauer bei der Lektüre des zweiten Bandes des Briefwechsels (1920–1935) entworfenen Argumentationslinie auf. Elsie Massons Wirken müsse in der Tradition der unter anderem von Hanna Papanek maßgeblich entwickelten Lesart des „two-person single career“-Modells gelesen werden. Sie besagt, Frauen erlangten durch die Kombination verschiedener gesellschaftlicher Rollen ein „vicarious achievement“ über die Berufe ihrer Ehemänner.²⁰ Bauer schreibt, dass der Briefwechsel von Masson und Malinowski trotz der zuweilen fehlenden Kontinuität im Allgemeinen „intimate patterns in the live of couples“ offenbare, „in which women often provide emotional and career assistance to husband-professionals making their names in the field, in effect, contributing to the ‚two person [sic] single career‘ crafted through the efforts of both spouses, as described by Papanek“.²¹

Diese Analyse deckt sich mit Helena Waynes Aussage, dass Malinowski seine Frauen als „co-workers“ betrachtete und er selbst von Masson im Fall der *Argonauten* sogar als „collaborator“ spricht.²² Elsie Masson hingegen hat durch dieses Lebensmodell ihre Spuren in Malinowskis Werk eingeschrieben und war sich ihrer Situation schon zu Beginn der Beziehung bewusst. Auf den zweiten Blick erscheint der Sachverhalt ein anderer: Masson hat gleichsam nach dem Prinzip „Macht durch Manipulation“ gehandelt und Malinowskis Werk für

- 19 Vgl. Hilary Callan, Shirley Ardener (Hg.): *The Incorporated Wife*. Beckenham 1984; Salvucci (wie Anm. 13).
- 20 Hanna Papanek: *Men, Women, and Work: Reflections on the Two-Person Career*. In: *American Journal of Sociology* 4 (78), 1973, *Changing Women in a Changing Society*, S. 852–872, hier S. 852; Salvucci (wie Anm. 13); Elisabeth Tauber, Dorothy Zinn: *Back on the Verandah and Off Again. Malinowski in South Tyrol and His Ethnographic Legacy*. In: *Anuac* 2 (7), 2018, S. 9–25.
- 21 Janet Bauer: *Review: The Story of a Marriage: The Letters of Bronislaw Malinowski and Elsie Masson, vol. 2. 1920–1935*. In: *American Anthropologist* 4 (25), 1998, S. 769–771, hier S. 769.
- 22 Helena Wayne: *Bronislaw Malinowski: The Influence of Various Women on His Life and Works*. In: *American Ethnologist* 3 (12), 1985, S. 529–540, hier S. 533; Malinowski siehe Anm. 14.

ihre Interessen in einer Zeit genutzt, als Frauen zumeist berufliche Verwirklichung verstellt war. In exogam-patriarchalen Verwandtschaftssystemen wirken Frauen über einen Stellvertreter, etwa den Mann oder den Sohn, in die Öffentlichkeit hinein.²³ Den Zeichen der Zeit folgend, schreibt Masson etwa in einem Brief an „Bronio“ vom 2. November 1917, dass man als Frau die Wahl habe, die Arbeit des Ehegatten als Feind zu begreifen oder ihr Alliiierter zu werden: „any way this idea has nothing to do with you and me, because I am interested in your work and its progress and find myself eagerly wondering how it will get on in quite an impersonal way.“²⁴

Bronislaw Malinowskis Werk wäre ohne das Dazutun seiner Ehefrau nicht, was wir heute lesen können. An welcher Stelle kann hier noch von Partizipation gesprochen werden, an welcher von Kolaboration?²⁵

In der Rekonstruktion des Entstehungsprozesses der Ethnografien Malinowskis werden heutige Debatten über die Frage nach dem Verhältnis von Gesprächspartner:in und Ethnograf:in, nach (Aus)Nutzen, (An)Eignung und Sinnhaftigkeit der durch die ethnografische Methode gewonnenen und verschriftlichen Daten wie in einem Spiegel sichtbar. Aus dem Briefwechsel der Eheleute wird deutlich, dass Elsie Masson an der Diskussion der Argumente ebenso beteiligt war wie an der Struktur und dem Lektorat der Bücher. Nachdem sie 1926 das frisch gedruckte *Crime and Custom in Savage Society*²⁶ in den Händen hält, schreibt sie: „It is funny what a difference it makes having the thing in print. It reads to me far clearer and simpler than when studied piecemeal in ms. [manuscript, Anm. A. D.].“²⁷

Das Grab von Elsie Masson hatte bis 2010 wohl einen Grabstein, allerdings, so erklärte mir der Referatsleiter „Friedhöfe“ der

23 Beispielhaft siehe: Nadia Seremetakis. *The Last Word: Women, Death, and Divination in Inner Mani*. Chicago 1991.

24 Wayne (wie Anm. 7), Malinowski an Masson 1917, S. 39.

25 Čarna Brković vergleicht Ethnografie beispielsweise mit Klientelismus und bezeichnet sie als „sociality with a purpose“, siehe: Dies.: *Managing Ambiguity: How Clientelism, Citizenship and Power Shape Personhood in Bosnia-Herzegovina*. Oxford 2020, S. 7 f.; vgl. auch Tauber, Zinn (wie Anm. 20).

26 Bronislaw Malinowski: *Crime and Custom in Savage Society*. London 2013.

27 Wayne (wie Anm. 7), Masson an Malinowski 1926, S. 77.

Landeshauptstadt Innsbruck, Alexander Legniti, auf eine E-Mail-Anfrage und in einem Telefongespräch, war kein „Benutzungsberechtigter mehr greifbar (d. h. auch Verwandter). Die Grabeinrichtung wurde damals abgetragen und entsorgt. Foto gibt es leider keines. Die Gebeine von Frau Malinowska sind wie bei uns üblich in der Grabstätte West 4/298 verblieben.“²⁸ Die Erdbestattung von Masson fand im Beisein von Bronislaw Malinowski am 21. September 1936 statt,²⁹ die Laufzeit endete zunächst am 20. September 1945. Bis zu ihrem Tod war die Tochter Jozefa Stuart Nutzungs- und Verfügungsberechtigte, ab 2003 war die Enkelin Lucy Ulrich Ansprechpartnerin, in der Friedhofskarteikarte bis zum 11. Januar 2010 angegeben. In Ritten gibt es wohl eine Erinnerungstafel an der Fassade des Oberbozener Hauses der Familie, „something akin to a stone textual rib emanating from the façade’s Adam“, wie Elisabeth Tauber und Dorothy Zinn in ihrem 2018 erschienenen Artikel berichten. In Innsbruck aber erinnert nichts an Elsie Masson.³⁰

Es wäre einfach, bloß auf die Koinzidenzen von Welt- und Familiengeschichte sowie Friedhofsverwaltung zu verweisen und damit zu begründen, weshalb Elsie Masson keinen Grabstein besitzt und ihr Anteil am Werk ihres Mannes wenig bekannt ist. Aber der Sachverhalt verweist, wie die bisher angeführten Forschungen zeigen, auf eine systemische Struktur, auf historische Konstellationen und

28 E-Mail von Alexander Legniti, Referatsleiter Friedhöfe der Landeshauptstadt Innsbruck, vom 19.5.2022.

29 Vgl. Wayne (wie Anm. 16), S. 537.

30 Vgl. Tauber, Zinn (wie Anm. 20), S. 17, <https://ojs.unica.it/index.php/anuac/article/view/3518/3218> (Zugriff: 25.5.2022). Tauber und Zinn sprechen hier von Begegnungen mit und Erinnerungen der Enkelkinder von Masson-Malinowski und der fortdauernden engen Beziehung der Familie zur Region Tirols, insbesondere Südtirols. Diese Verbindung drückt sich auch in der deutschsprachigen Traueranzeige zum Tod von Helena Wayne aus, veröffentlicht in der deutschsprachigen Südtiroler Tageszeitung *Dolomiten*: „Sie wurde in Bozen geboren, als jüngstes Kind des Anthropologen Bronislaw Malinowski und seiner Frau Elsie Masson. Ihre Kindheit und ihr Heranwachsen in Oberbozen haben sie immer begleitet. Obwohl ihr langes und interessantes Leben sie in viele Länder führte, kehrte sie regelmäßig auf ‚ihren‘ Ritten zurück und blieb ihren Freunden in Südtirol immer treu und tief verbunden.“ Traueranzeige Helena Paula Wayne Burke, geb. Malinowska, <https://trauer.bz/trauer-anzeige/helenapaula-wayneburke> (Zugriff: 25.5.2022).

soziale Figurationen.³¹ Er rückt den Fokus auf eine Zeit, in der etwa die Verschmelzung von weiblichem und männlichem Leben durch Ehestrukturen so weit ging, dass auf manchen Grabsteinen Österreichs die berühmte Frau Hofrat nicht einmal mit eigenem Vornamen erinnert wird. Die symbiotische Ehekonstellation auf der Basis des bürgerlichen Rechtswesens führte zur vollkommenen Auflösung der eigenen Ich-Identität von Frauen, zur Aufgabe des eigenen Namens. Das ist umso bemerkenswerter, als sich dieses Phänomen in einem Zeitalter zeigt, das von Individualismus, der Aushandlung von Persönlichkeitsrechten und der Entwicklung des modernen Selbst geprägt ist. Aber dieses Zeitalter bildete eben auch den Höhepunkt des Kolonialsystems, brachte die Blüte des Faschismus, Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und Klassismus und kann durchaus als Zenit des westlichen patriarchalen Systems der Neuzeit gewertet werden.

Dass jetzt in Bozen Elsie Massons Leben, Werk und Wirken in den Blick genommen wird, hat, wie man auf der Website des Malinowski Forum for Ethnography and Anthropology lesen kann, mit Helena Wayne zu tun,³² eben jener Frau, die 1985 im *American Anthropologist* auch über den Einfluss von Frauen in Malinowskis Werk schrieb. Hier analysiert sie, dass das

„[...] profound attachment to his mother influenced his feelings toward other women [...]. He expected women equal to men; he expected both his wives to be his co-workers; and I must say he gave his daughters the gift of never feeling that

31 Vgl. Moritz Ege, Jens Wietschorke: Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. In: LiThes 11 (7), 2014, S. 16–35, hier S. 20; Silvy Chakkalakal: Figuration Als Poiesis. Macht, Differenz und Ungleichheit in der Figurationalen Kulturanalyse. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl, Manfred Seifert (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2021, S. 135–152.

32 „Her work and research deeply inspired the MFEA project, prompting us to investigate the life and work not only of Bronislaw Malinowski but also of Elsie Masson, and their strong connection to South Tyrol.“ Obituary for Helena Malinowska Wayne (17 May 1925–31 March 2018), Malinowski Forum for Ethnography and Anthropology, <https://mfea.projects.unibz.it/helena-malinowska-wayne-17-may-1925-31-march-2018/> (Zugriff: 25.5.2022). Siehe auch die dort angegebene Traueranzeige in den *Dolomiten* (wie Anm. 30).

women are inferior to men. That was by no means a common gift in my youth.“³³

Auch an der Veröffentlichung der Tagebücher ihres Vaters hatte eine Frau Anteil, Valetta Swann Malinowska, die so dem Streit um die Schreibkultur und Selbstreflexion ebenso wie um die Dekolonisierung der Ethnologie, die Frage der Repräsentation in der Ethnografie und die Bedeutung der Ethnograf:in als Mensch und Autor:in einen – wenn nicht gar entscheidenden – Impuls gegeben hat.³⁴ Dieser narratologisch reflektierte Perspektivwechsel stellt auch Jahrzehnte später noch das Herzstück der späteren Writing-Culture-Debatte in den ethnologischen Fächern mit je unterschiedlichen regionalen und fachgeschichtlichen Traditionen dar, die in der US-amerikanischen Cultural Anthropology vor allem George E. Marcus und James Clifford in den 1980er Jahren prominent gemacht haben.³⁵ Sie erlebt in gegenwärtigen turbulenten Zeiten eine Renaissance, dekolonial, digital und kritisch gewendet.

Steter Tropfen höhlt den Stein: Einübungen in Ethnografie-Schreiben

Nachdem ich durch die fachgeschichtliche Vignette die Thematik des Textes veranschaulicht und das Augenmerk auf die Sicht- und

33 Wayne (wie Anm. 16), S. 529–530. Ruth Benedict indessen urteilt nach ihrer Begegnung mit Bronislaw Malinowski in einem Brief an ihre Freundin Margaret Mead: „He is vain as a peacock and cheap as a saloon story [...] a belligerent romanticist“. Während einer der Department-Parties an der Columbia University soll er Zora Neale Hurston Geld in ihre Strumpfhose gesteckt haben, um sie zu einer Affäre aufzufordern – und obwohl Malinowski Margaret Meads Arbeiten würdigte, empfand sie selbst, dass er sich, vermutlich aufgrund übler Nachrede ihres gekränkten ehemaligen Geliebten Edward Sapir, von ihr abgekehrt habe. Vgl. Charles King: *Gods of the Upper Air. How a Circle of Renegade Anthropologists Reinvented Race, Sex, and Gender in the Twentieth Century*. New York 2019, S. 352.

34 Vgl. Lydon 2016 (wie Anm. 10); Salvucci (wie Anm. 13); Michael W. Young: *Odyssey of an Anthropologist*. New Haven, London 2014.

35 Vgl. James Clifford, George Marcus (Hg.): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. 25th Anniversary Edition. Berkeley, Calif. 2010.

Unsichtbarkeit von Autor:innenschaft und Erinnerungsweisen gelegt habe, greife ich nun, der eingangs geschilderten nichtlinearen Erzählweise des Textes folgend, eine andere Steinmetapher auf. Sie veranschaulicht die formende Kraft der Erinnerung und der Wiederholung. Den Rhythmen des *becoming an ethnographer* folgend, nehme ich nun die Spurensuche nach Elsie Massons Wirken durch einen Erlebnisstrom auf. Dieser Abschnitt wird davon erzählen, in welchem Kontext ich über ihr Leben und Werk gestolpert bin, und so die Erinnerung an die Toten mit aktuellen Fragestellungen zur Schreibkultur im Fach verknüpfen. Der Essay entzieht sich so üblichen Praktiken des Abfassens von Artikeln. Durch das „lithische Stolpern“ wird die Verwandlung von erlebten Phänomenen in erfahrene Erkenntnisprozesse während der Feldforschung narratologisch veranschaulicht. Ein kleines, beachtetes Ereignis, der gefundene Kiesel im Feldforschungsalltag, gestattet so den Sprung zu größeren Analogieschlüssen.

Schon während des Studiums dreier doch sehr unterschiedlicher, aber nicht vollkommen verschiedener Disziplinen – Geschichte, Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie – an der Humboldt-Universität zu Berlin wurde für mich deutlich, dass nirgendwo sonst die Debatte um Schreibkultur so ausgeprägt ist wie in der Empirischen Kulturwissenschaft. Sicherlich mögen der Aufsatz Hayden Whites und die Arbeiten Carlo Ginzburgs die Geschichtswissenschaft erschüttert und bereichert haben,³⁶ doch die Selbstreflexion von Autor:innen hat sich nicht in den Akt der Historiografie eingeschrieben. Ansätze, wie sie beispielsweise Paul Rabinow für die Ethnografie prominent gemacht hat,³⁷ können allenfalls interessanten Anekdoten aus Archiven oder Autobiografien von Historiker:innen gegenübergestellt werden. Ganz im Gegensatz dazu nahm die Bedeutung der Beobachter:in, ihrer partialen Perspektivität und ihrer politischen Dimensionen, nahmen ihre Vor-Bildungen des eigenen Wissens in den ethnografisch geprägten Disziplinen eine ganz besondere Bedeutung ein. Ich erinnere mich noch genau, wie ich während des

36 Vgl. Hayden V. White: Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen: Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart 1986; Carlo Ginzburg: Der Käse und die Würmer: Die Welt eines Müllers um 1600. Frankfurt a. M. 1983.

37 Vgl. Paul Rabinow: Reflections on Fieldwork in Morocco. Berkeley, Calif. 2016.

Studiums der Europäischen Ethnologie in Berlin im ersten Semester schon mit der Ethnografie vertraut gemacht wurde, wie ich verzaubert war von jenem Satz und Ansatz, der mich selbst auf eine lange Reise schicken würde, gründend auf der Lektüre des Anfangs von Malinowskis *Argonauten*:

„Stellen Sie sich vor, Sie sitzen plötzlich umgeben von all ihrem Hab und Gut, allein an einem tropischen Strand nah an einer ‚native‘ Siedlung, während das Schiff oder die Jolle, die Sie hierhergebracht hat, wegfährt und aus Ihrer Sicht verschwindet. Während Sie sich unweit von einem benachbarten weißen Mann, einem Händler oder Missionar, einrichten, haben Sie nichts anderes zu tun, als sofort mit ihrer ethnografischen Arbeit zu beginnen.“³⁸

So stellte ich mir also ‚echte‘ ethnografische Forschung vor, entfernt von Kolleg:innen und Konferenzen, nur eingetaucht ins Feld. Aber im gleichen Satz wurden wir auf den inhärenten Kolonialismus gestoßen und unsere Lehrerinnen im Empirischen Methodenseminar, Beate Binder und Michi Knecht, erzählten im Sommersemester 2000 des damals noch am Schiffbauerdamm gelegenen Instituts für Europäische Ethnologie von den Tagebüchern Malinowskis. Diese galten als dunkler Ort. Sie offenbarten virile Wünsche, Begierden und patriarchal-imperiale Abgründe jenes Autors, der mit dem Klassiker *Argonauten des westlichen Pazifik* mehr noch als Wilhelm Heinrich Riehl und Franz Boas jenes Werk geschaffen hat, das als Grundlage eines ganzen Genres erinnert wird. Malinowski wird oft in der Genealogie der englischen Sozialanthropologie gelesen, dabei gerät außer Acht, dass er in Krakau ein Studium der Physik absolviert hatte und dabei von dem damals in der k. u. k.-Monarchie vorherrschenden Denken des Empirizismus in der Tradition von Ernst Mach geprägt worden war. Ähnlich wie Boas war also auch Malinowski durch die Physik geschult. Die systematische und kontextabhängige Datennahme und Beobachtung trifft in den Arbeiten Malinowskis auf Methoden der Qualitativen Sozialforschung (Interviews und Feldtagebücher). Der Empirizismus Malinowskis bildet die Grundlage für ein kohärentes Narrativ über ein soziokulturelles System, in diesem Fall die Kula.

38 Malinowski (wie Anm. 9), S. 4, Übersetzung d.A.

All das konnte man an den *Argonauten* erlernen und all das hat mich derart in den Bann gezogen, gleichsam als literarische Form schon gereizt, dass ich nach meinem Magister in Geschichtswissenschaften endgültig mein Nebenfach zu einem Hauptfach machte. Aus der Perspektive von George Stocking, aber auch Anand Pandian, war ich verführt von der Mythologisierung und sogar Divinisierung der Anthropolog:in als Held:in, von Malinowski als „the European Jason who brings back the Golden Fleece of ethnographic knowledge“.³⁹ Durch die Lektüre des Briefwechsels von Masson und Malinowski, der hier vorgestellten wissenschaftlichen Arbeiten, die bloß einen kleinen Ausschnitt aus der umfangreichen Literatur zu Malinowski und Masson bilden,⁴⁰ erscheint es mir klar, dass es auch Elsie Massons narrativer Stil war, der mich bis heute verführt.⁴¹

- 39 Anand Pandian: *A Possible Anthropology: Methods for Uneasy Times*. Durham 2019, S. 19; George W. Jr. Stocking: *The Ethnographer's Magic and Other Essays*. Madison 1995. Eine ähnliche Perspektive ließe sich auch aus der Lektüre von Utz Jeggle und Katharina Eisch-Angus gewinnen. Katharina Eisch-Angus: *Wiederaufsuchen der zehn Thesen*. Utz Jeggle als Feldforscher und Lehrer. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, Almut Sülzle (Hg.): *Ethnografie und Deutung. Gruppenvision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden 2017, S. 347–364, hier S. 360.
- 40 Eine umfassende Bibliografie, die sich spezifisch diesem Themenspektrum widmet, findet sich ebenfalls vom Malinowski Forum zusammengestellt unter: <https://mfea.projects.unibz.it/resources/bibliography/> (Zugriff: 25.5.2022), für diese Arbeit vgl. beispielhaft Lydon 2016 (wie Anm. 10); Adam Kuper: *Anthropology and Anthropologists: The Modern British School* London 1983; Salvucci (wie Anm. 13); Young (wie Anm. 34); Gunter Senft: Bronislaw Kasper Malinowski. In: Gunter Senft, Jan Ola Östman, Jeff Verschueren (Hg.): *Culture and Language Use*. Amsterdam 2009, S. 210–225.
- 41 Ulrich Kockel und Máiread Nic Craith analysieren in ihrem Beitrag *Blurring the Boundaries between Literature and Anthropology. A British Perspective* (in: *Ethnologie Française* 4 [44], 2014, S. 689–697) die große Nähe zwischen Anthropologie und Literatur, der auch der vorliegende Aufsatz verpflichtet ist. Sie verweisen darauf, dass Elsie Masson erst Bronislaw Malinowski mit dem Schriftsteller Robert Louis Stevenson bekannt machte und etwa von Schreibweisen Joseph Conrads und Rudyard Kiplings beeinflusst war. Daniela Salvucci arbeitet besonders deutlich heraus, dass diese Leidenschaft eine von Malinowski und Masson geteilte Passion gewesen ist (Salvucci, wie Anm. 13).

In Zeiten einer hitzig geführten Debatte zwischen einem distanzierenden Rationalismus einerseits und einem erfahrungs-basierten Subjektivismus andererseits wird besonders deutlich, dass die heute verhandelten Debatten für mich als Kulturanthropologin mit einem geschichts- und kulturwissenschaftlich geprägten Hintergrund seit meiner ersten stationären Feldforschung in Wien Thema waren – und ich sie durch den Modus des *Research Up* geschickt umging. Am Donaustrand als Deutsche („Wunschösterreicherin“ [sissi tax], Piefke) unter Österreicher:innen (Staatsbürgerschaft, Sozialisation, „Zwangsösterreicher:innen“ [sissi tax])⁴² stellte ich mir das erste Mal die Frage, *was Ethnografie schreiben heißt*, und die Unsicherheit der ethnografischen Situation als empirischer Forschungserfahrung begleitete mich die gesamte Zeit im Forschungsfeld, während ich, distanziert vom akademischen Feld, arbeitete – ohne eine vom Schläge der Elsie Rosaline an meiner Seite. „Österreich ist eine kleine Welt, in der die große Probe hält“, schrieb Elfriede Jelinek in ihrem Stück *Im Verlassenen*.⁴³ Ich erlag der spezifischen „Poesie des Feldes“ und der Feldforschung. Es waren also, mit den Worten von Katharina Eisch-Angus und Marion Hamm, die feldforschungsspezifischen „Verführungsqualitäten“, die meine gesamte „Wahrnehmung, Interpretation

42 Diese Diagnose hat die Schriftstellerin sissi tax in einem Privatgespräch im Jahr 2020 gestellt. tax, geboren 1954 in Köflach in der Steiermark, organisierte zuerst Literaturveranstaltungen und war unter anderem beim steirischen herbst, aber auch im Berliner Literaturhaus tätig. Ihr Werk ist u. a. im Verlag Droschl und Roter Stern verlegt worden und führt Dichten und Denken aufs Innigste zusammen. Sie gehört zu den wichtigsten Gesprächspartnerinnen aus der Feldforschungszeit und wurde über diese Zeit hinaus eine enge Freundin.

43 Elfriede Jelinek: *Im Verlassenen* (2008), <https://www.elfriedejelinek.com/famstet.htm> (Zugriff: 3.5.2022). Aber das Bonmot sagte auch Bertha von Suttner, und zuvor schon Heinrich Grillparzer, Marie von Ebner-Eschenbach oder Josef Weinheber, der es wiederum von Friedrich Hebbel haben soll – der wiederum Urheber des Aphorismus während eines Prologs im Operntheater in Wien gewesen sein soll, am 26.2.1862. Davon war ich während meiner über zweijährigen Feldforschung stets überzeugt, obwohl ich es manchmal eher mit Karl Kraus hielt, der von der „österreichischen Versuchsstation des Weltuntergangs“ sprach, einem Bild, das auch in der „Parallelaktion“ von Musils *Mann ohne Eigenschaften* fortlebt. Vor diesem Hintergrund wundert es – nicht ohne Selbstironie – wenig, dass ich hier das Konzept des Signems entwickelte. Der Begriff bezeichnet Phänomene, die zwischen Signifikant und Signifikat oszillieren.

und Textualisierung“ umschlossen und meine „poetische Haltung“ zum ethnografischen Schreiben nachhaltig beeinflussten.⁴⁴

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen plötzlich umgeben von all ihrem Hab und Gut, allein im heißesten Wiener Sommer, nahe der Hofburg, während die Mitfahrgelegenheit oder die Tramway, die Sie hierhergebracht hat, aus Ihrer Sicht verschwindet. Während Sie es sich in einem benachbarten Kaffeehaus einrichten, umgeben von Kaffeehausbesucher:innen und Ober:innen, haben Sie nichts anderes zu tun, als sofort mit ihrer ethnografischen Arbeit zu beginnen. Und dann ist keiner da. Alle sind in der Sommerfrische. Außer die Bücher in der Wiener Hofburg. Die sind ausleihbar und die Österreichische Nationalbibliothek ist klimatisiert. Dann lesen Sie eben, zumal Ihr Stipendienbudget sehr schmal ausgestattet ist und Sie nicht viel weiter reisen können, noch einmal auch alle Klassiker der Ethnografie. Und historisch geschult in Altösterreichs Wissens- und Wissenschaftsgeschichte begreifen Sie auf einmal, wie „österreichisch“ Malinowski ist. Der Sohn eines folkloristisch arbeitenden Linguisten aus Krakau war in der Physik nach der empirischen Tradition von Ernst Mach ausgebildet worden. Er beschreibt wie in Experimenten Ist-Zustände, die vergehen werden, aber geschichtslos wirken. Anstatt analog zur physikalischen Erkenntnis der Relativität von Raum und Zeit in seiner Ethnografie die Welt der Trobriand-Inseln in ihrer historischen Gewordenheit und Wandlung zu reflektieren, dehnt sich der Ausschnitt aus der Feldforschung ins Ewige: Seine Beobachtungen beschreiben scheinbar zeitentrückte Gesellschaften, bevor sie, von abstrakter historisch-physikalischer linearer Zeit erfasst, „als Gegenstand verschwinden“.

Aus der Geschichtswissenschaft kommend, war ich daher überzeugt, dass die Fragen der ethnografischen Beobachtung und der Feldtheorie, der Zeit und des Raumes genauer untersucht werden müssten, gerade im digitalen Zeitalter. In Wien hatte ich unter Künstler:innen gelernt, dass „der Faden, an dem die Zeit hängt, die Erinnerung“⁴⁵ spannt. Um größere beobachtungstheoretische Fragen zu

44 Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm: Poesie des Feldes 1984 – 2001 – 2016. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, Almut Sülzle (Hg.): Ethnografie und Deutung. Gruppenvision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden 2017, S. 365–377, hier S. 368.

45 Anne Dippel: Dichten und Denken in Österreich. Eine literarische Ethnographie. Wien 2015, S. 42.

beantworten, schien mir die Physik geeignet. So beschloss ich schon im ersten Wiener Sommer, gerade als ich aus dem Fenster in meinem untergemieteten Zimmer in der Albertgasse 24, siebter Bezirk, den Blättern im Windspiel zuschaute, wohin es danach gehen sollte: zur Europäischen Organisation für Kernforschung (CERN). Jedes Feld erlaubt, die Antworten zu geben, die wir als Feld-Ko-Erfindende überhaupt nur sehen können, auch das ist mit der Poesie des Feldes gemeint. Das zwischen der Schweiz und Frankreich gelegene CERN schien mir für meine Habilitationspläne passend, denn es war ein gänzlich anderes Feld als das meiner Dissertation, beherbergte aber ähnliche Problematiken: Die *Community* war postimperial und kosmopolitisch strukturiert, wie die Post-k. u. k.-Welt, in der ich Erfahrung gesammelt hatte; hier wurde an einer kosmologischen Erzählung mit Zahlen gearbeitet, die Gemeinschaft stiftete, während in Österreich an einer nationalen Erzählung mit Worten gearbeitet wurde. Nicht zuletzt musste sich die Physik erfolgreich mit Beobachterproblemen auseinandersetzen, ich glaubte, nicht ohne eine gewisse Romantik und Naivität, hier wäre ich mit Fragen nach Raum, Zeit und Erkenntnis also am richtigen Ort. Aber mit der Physik kamen stattdessen Spiel und Arbeit, Materialität und Medialität, Religion und Magie, Simulation und Skepsis, Medien und Werkzeuge digital geprägter Kulturen in den Blick. Was Ethnografie *heißt*, habe ich dabei praktiziert und gelernt: Daten können noch so klar erscheinen – ohne Erzählung erfüllen sie Menschen mit Leere. Ethnografie entsteht im Miteinander, braucht Freundschaft, Hingabe und Distanzierungsvermögen.

Was das Leben der Malinowskis anbelangt, blieben von meiner fachgeschichtlichen Lektüre vor allem drei Bemerkungen im Gedächtnis, zum einen, dass Malinowski im Grunde stets der Liebe gefolgt war – also das *Kairos* gleichsam seines wissenschaftlichen Werdegangs –, und zum anderen, dass er die „Trobriander“ während seiner Zeit in „Kriegsgefangenschaft“/„Feldforschung“ als Bürger der k. u. k.-Monarchie wie die „most cunning Viennese business men“ beschrieb,⁴⁶ denen er stets auch begegnete, während er den Sommer in den üblichen k. u. k.-Sommerfrische-Orten verbrachte. – Und dass

46 Erinnerung der Lektüre im Feldtagebuch an Kuper (wie Anm. 40); Young (wie Anm. 34).

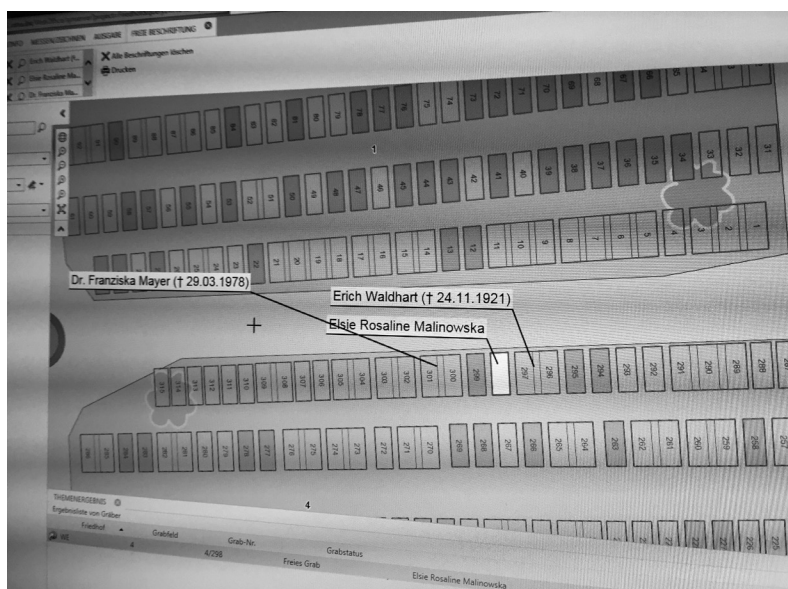


Abb. 1: Friedhofskarte Friedhof Innsbruck West, Foto: Anne Dippel

Abb. 2: An der Grabstelle Elsie Massons, Innsbruck 2017, Foto: Sonia Fizek

Elsie Masson in Innsbruck begraben ist. Seit dieser Zeit wollte ich das Grab einmal sehen.

Acht Jahre nach dem ersten Sommer in Wien, im August 2017, fand ich nach meinem Aufenthalt am Massachusetts Institute of Technology (MIT) und vor einem weiteren September am CERN unter Physiker:innen bei einer Reise zu den bekletterbaren Felsen am Gardasee die Zeit, in *Alto Adige* Halt zu machen und in Innsbruck Elsie's Grab aufzusuchen, es zu suchen – und nicht zu finden.

Und seit diesem Tag, als ich den Friedhofsmeister nach Feierabend davon überzeugte, gemeinsam mit mir im Archiv zu suchen, und traurig davonzog, weil es keinen Stein zum Trauern gab, klaffte eine Lücke in mir. Die Lücke des fehlenden Steins, der nichts bezeugte, auf dem kein Name zu finden war, der Halt und Anstoß bieten könnte. Steine geben uns werdende Zeit. Ihr Dasein gibt uns das Versprechen einer Erinnerung, die unsere menschlichen Lebenszeiten überdauern kann. Kein Stein soll auf dem anderen bleiben, wenn Elsie keinen Stein erhält, so dachte ich halb traurig, halb wütend, als ich den Friedhof verließ – gerade wenn und weil wir auch auf den Aussagen, Einsichten und Lebensweisen von Anderen unsere Karrieren bauen, unsere wissenschaftlichen Reputationen gründen.⁴⁷

Nicht in Stein gemeißelt: „Writing Culture Reloaded“?

Bei dieser Reise auf den Spuren der Malinowskis verwandelte sich ein fehlender Stein für mich zur anthropologischen Analogie. Der Nicht-Stein bezeugt den fiktionalen und imaginären Anteil allen ethnografischen Suchens. Es ist bemerkenswert, dass die Gebeine auf dem Innsbrucker Westfriedhof „bloß“ von Rasen bedeckt sind. Das nicht-zeugende Grab, die Gebeine im Verborgenen steinlos wachend, wird gleichsam konzeptuell zu einem Schauplatz für die wissenschaftlichen Produktions- und Schreibbedingungen des 21. Jahrhunderts, in denen, wie Judith Butler deutlich gemacht hat, Sexismus, Klassismus

47 Eine Debatte um Fragen der Aneignung (*appropriation*) sollte über die Frage der Kultur hinaus stets die Frage des Privaten und die der Besitzverhältnisse in den Blick nehmen. Denn jede Stunde, die ich an Hausarbeit nicht erledige, erlaubt es mir, diesen Text hier zu schreiben, und muss in diese Textarbeit mit eingerechnet werden.

und Rassismus zwar verschiedene Dinge sind, aber gleich wirken.⁴⁸ Massons Grab ohne Stein lässt über die systematische Verschleierung von weiblicher Ko-Autor:innenschaft sprechen und verweist auf spezifische Erinnerungspolitiken patriarchal konturierter Produktionsbedingungen. Es sind aber, auch das ein Schaustück des 21. Jahrhunderts, gerade Frauen, die die Karriere von Bronislaw Malinowski mit geprägt und ermöglicht haben, die einen entscheidenden Beitrag geleistet haben für die Writing-Culture-Debatte im Allgemeinen und insbesondere für den Grad der Reflexivität der empirischen Beobachtungssituation ethnografischen Forschens.

Die Erinnerung an Elsie Masson und den fehlenden Grabstein erlaubt nicht bloß darüber nachzudenken, wer in der Ethnografie was erlebt, schreibt und wer im Akt des Lesens erkennt, sondern auch davon zu sprechen, was wir uns aneignen, wenn wir ethnografisch schreiben und Daten zu verstehen suchen. Wie partizipieren Ethnograf:innen an der Alltagskultur ihrer Gesprächspartner:innen und Gewährspersonen? Wie lässt sich das Miteinander von Forschenden und Beforschten empirisch neu gestalten? Kann *doing ethnography* als ein ko-laborativer Akt des gemeinsamen Ethnografierens praktiziert werden? Wie sieht eine Ethnografie von Menschen und Mehrals-Menschlichen aus? Darüber wird in den anthropologisch ausgerichteten Fächern derzeit intensiv diskutiert und Studierende stellen zu Recht infrage, ob und wie „Ethno“-grafie (von Anderen) heute überhaupt noch möglich sei – oder ob sich die Disziplin grundsätzlich aneignend verhalte und wie die Methode in heutigen Zeiten Anwendung finden könne. Dabei ist dieser Prozess der inneren Dekolonisierung des eigenen Schreibens und Forschens nicht als etwas Rückwärtsgewandtes zu verstehen, das gleichsam Forschende wieder in die „armchairs“ treiben soll, sondern fragt nach der eigenen Perspektive und den partizipativen Strukturen von Erkenntnis.

Insbesondere die Frage, was für eine ethische Haltung mit ethnografischem Schreiben und Forschen einhergeht, steht im Raum: Was für Wissen sammeln wir wie?⁴⁹ Wie sprechen wir ethnografisch

48 Vgl. Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M. 2000.

49 Vgl. Dan Hicks: The British Museums: The Benin Bronzes, Colonial Violence and Cultural Restitution. London 2020; Bénédicte Savoy:

über andere?⁵⁰ Können wir überhaupt noch „Ethnografie“ sagen? Wie sieht ko-laboratives Schreiben aus?⁵¹ Wie können wir feldforschen, ohne uns dabei aneignend aufzuführen, gleichsam vereinnahmend und eurozentrisch?⁵² Karrieren auf den Leben anderer aufzubauen, wird zu einem fragwürdigen Unterfangen. Fragen des Datenschutzes und der Ethikleitlinien stehen in Zeiten des Digitalen an oberster Stelle. Und eine weitere Frage steht im Raum: inwiefern die Fächer, die in der Tradition der ehemaligen Volks- und Völkerkunde stehen, zusammenfinden können (ohne Stellen einzubüßen), sodass die „größere Ethnologie“ (die sich durch Geldzwänge und Dekolonisierung, Migration und Selbstreflexion auf einmal Europa zuwendet) die „kleine Europäische Ethnologie“ durch die Wanderungsbewegung in ehemals volkskundliche Felder dieses Fach weder verdrängt noch das dort mühselig gesammelte Wissen ignoriert.

Den Stein ins Rollen bringen (Sysiphos, kommen Sie hier öfters vorbei?)

Kann man den anderen oder die andere erkennen? Liest man Elsie Massons Arbeiten, die von empathischem Perspektivismus und einem untrüglichen Gerechtigkeitssinn im Hinblick auf die Gleichheit aller Menschen, Weltanschauungen und Kulturen durchdrungen sind, kann man – bei aller Affirmation des damaligen Zeit- und Weltbildes – schon in *Untamed Territory* eine Vorreiterschaft um heutige Debatten der *cultural appropriation* und des *how-to-do-and write-ethnography* erkennen. Masson war auf der Seite der Unterdrückten.

Afrikas Kampf um seine Kunst: Geschichte einer postkolonialen Niederlage. München 2021; Margareta von Oswald, Jonas Tinius (Hg.): *Across Anthropology: Troubling Colonial Legacies, Museums, and the Curatorial*. Leuven 2020.

50 Vgl. Carole McGranahan (Hg.): *Writing Anthropology: Essays on Craft and Commitment*. Durham 2020.

51 Vgl. Luke Eric Lassiter: *The Chicago Guide to Collaborative Ethnography*. Chicago 2005.

52 Vgl. Carolina Alonso Bejarano, Lucia López Juárez, Mirian A. Mijangos García, Daniel M. Goldstein: *Decolonizing Ethnography: Undocumented Immigrants and New Directions in Social Science*. Durham 2019; Raminder Kaur, Victoria Louisa Klinkert: *Decolonizing Ethnographies*. In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory*, 11.1, 2021, S. 246–255. 1 (11).

Und sie selbst gehörte zu denen, auf die andere ihren Ruhm aufbauten. Bei aller Kritik an den aus heutiger Sicht zum Teil kolonialistischen, patriarchalen und eurozentrischen Ansichten, zeigt sich in der Lektüre ihrer Arbeiten, dass sowohl Massons als auch Malinowskis Schriften dem Zeugnis-Ablegen, der aufrichtigen Recherche ebenso verbunden sind wie der Freude am Denken und der Lust am Wort. Aus der Lektüre ihres Briefwechsels gewinnt man ein Verständnis dafür, dass Poesie für die Menschen eine Form der Einsicht darstellt, dass ein Wort Wissen gibt. – Ihre Schriften atmen den Traum der Erkenntnis von Realität, die durch Beobachtung in der Ethnografie Fakten schafft. Paradoxiertweise zeigt das funktionalistische Rahmenwerk eben gerade die Vielfältigkeit, das Vielgestaltige von Welt auf und verweist schon auf seine eigene Grenze, weil sich die Welt in ihm nicht ganz einfangen lässt.⁵³ So versinnbildlichen sich in Massons Leben und Schaffen aktuelle Debatten um Political Correctness, gender- und diversitätssensible Sprache, Identitätspolitik und Fragen intersektionaler und antirassistischer Praxen, die, wie ich meine, Anzeichen einer neuen Writing-Culture-Debatte mit sich führen.⁵⁴

Das Leben in digital geprägten Kulturen bringt neue Erfahrungen mit sich und diese Erfahrungen erzeugen Schreibweisen, gerade in Zeiten nicht-narrativer Bilderfluten auf Instagram, TikTok und Twitter und in neuen Gemeinschaftsräumen von Gaming Cultures, wie sie etwa der Onlineplattform Discord oder das Live-Streaming-Videoportal Twitch durch Chats, Instant Messaging und Sprachkonferenzen zur Verfügung stellt. Damit die Beschreibung nicht in reaktionäre, regressive und neopositivistische Ist-Zustands-Vermessungen zurückfällt, müssen wir überlegen, wie wir Raum für Experimente und Abseitiges aufrechterhalten, auch und gerade in der

53 Vgl. Dippel (wie Anm. 45). Dichten begreife ich als epistemischen Akt der Verdichtung, das Denken als philosophische Praxis in sich birgt.

54 Und es scheint, dass vor diesem Hintergrund eine gründliche linguistische Analyse von Bronislaw Malinowskis Schriften und Elsie Massons Arbeiten, etwa der Vergleich des erzählerischen Stils, der englischen Syntax, der verwendeten Wörter, über die schon jetzt geleistete narratologisch argumentierende Archivarbeit hinaus Aufschluss über das Ausmaß der geistigen Verflechtung von Bronislaw Malinowskis und Elsie Massons Schaffen geben könnte, auch wenn, wie Oliwia Murawska anmerkt, damit die Frage aufkommt, ob eine nachträgliche „Entflechtung“ die Idee einer unhintergehbaren Verflechtung auflösen würde.

Ethnografie. Die Herausforderung dabei ist: Es gibt keine Sprache, die nicht verletzten kann. Wie schon Hannah Arendt im Gespräch mit Günter Gaus 1964 über die Shoa konstatiert: Menschen haben Handeln und Tun zu verantworten, die Sprache nicht.⁵⁵

Anzeichen dafür, dass wir inmitten neuer, medial verstärkter Selbstvergewisserungsdiskurse stehen, verdichten sich allerorten auch im Hinblick auf Dekolonisierung aller Sozial- und Kulturanthropologien, inklusive der Empirischen Kulturwissenschaft.⁵⁶ Die Debatten schließen Fragen des Besitzes, der Inbesitznahme und der „Identitätspolitik“⁵⁷ sowie „alternativer Erzählungen“ ein.⁵⁸ In Zeiten, in denen Verschwörungstheorien eine konjunkturelle Blüte erfahren und Falschnachrichten sich rasant verbreiten,⁵⁹ braucht es gute Wege, wie wissenschaftliche Gewissheiten in nichtwissenschaftliche Zusammenhänge übersetzt werden können. Die in den ethnologischen

- 55 Vgl. Hannah Arendt im Gespräch mit Günter Gaus: Zur Person. Ausgestrahlt im ZDF am 28.10.1964, <https://www.youtube.com/watch?v=J9SyTEUi6Kw> (Zugriff: 16.5.2022).
- 56 Die Diskussion erstreckt sich auch über die Fachgrenzen hinaus, siehe etwa die im Druck befindliche Anthologie von Bernd Herzogenrath (Hg.): *New Perspectives on Academic Writing. The Thing That Wouldn't Die*. London 2022 (im Druck).
- 57 Anthony Kwame Appiah: *Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit*. München 2018; Mithu M. Sanyal, *Identitti*. München 2021; Lea Susemichel, Jens Kastner: *Identitätspolitiken Konzepte und Kritiken in Geschichte und Gegenwart der Linken*. Münster 2018; Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.): *Identitätspolitik (= APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte 9–11 [69], 2019)*.
- 58 Fachliche Zugänge bietet hierbei der Sammelband von Brigitte Frizzoni (Hg.): *Verschwörungserzählungen*. Würzburg 2020. Aus medienanthropologischer Perspektive widmen sich diesem Phänomen Anne Dippel und Martin Warnke: *Tiefen der Täuschung. Computersimulation und Wirklichkeitserzeugung*. Berlin 2022.
- 59 Vgl. Sahana Udupa, Iginio Gagliardone, Peter Hervik (Hg.): „Digital Hate“. *The Global Conuncture of Extreme Speech*. Bloomington 2021; Anne Dippel: *Entsöhnung und Zerschwisterung: Österreich und Deutschland. Kulturwissenschaftlicher Essay zu Nationaler Identität im transmemorialen Zeitalter aus historiographischer Perspektive und mit ethnographischer Methodik*. In: Andreas Linsenmann, Bernhard Ludwig (Hg.): *Frontières et Réconciliation: Deutschland und seine Nachbarn*. Brüssel 2011, S. 239–262; Anne Dippel: *Words That Matter. On the Impact of Literary Writing on Collective Identity and Nation Building in Austria. The Case of Ingeborg Bachmann*. In: Johanna Fernández, Danae Gallo González (Hg.): *W(h)ither Identity: Locating the Self and Transforming the Social*. Trier 2015, S. 155–168.

Fächern entwickelten Methoden der Selbstvergewisserung wirken dabei wegweisend. Darüber hinaus kann eine empirische, auf qualitativen Methoden fußende Kulturforschung analysierend beitragen, Analogien bilden, neue Wörter, Abstraktionen und Symbolisierungen beisteuern, in empirischen Feldern Veranschaulichungen finden. Ethnografien können Neues aufspüren, sie erlauben es, im Jetzt zu beobachten und zukunftsweisende Entwicklungen oder gegenwärtige Diagnosen zu vermitteln. Aber auch der ethnografische Blick muss neu justiert, die Schreibwerkzeuge müssen neu reflektiert werden.

In den vergangenen Jahren haben museale Dekolonisierungsbestrebungen, die Debatten um *#metoo* oder die *#blacklivesmatter*-Bewegung vorherrschende ideologische Selbstverständnisse offengelegt. Die daraus entstehenden Diskurse wurden unter dem Rubrum der „Identitätspolitik“ populärkulturell kritisiert. In der Covid-Pandemie haben sich, durch Impfskepsis vereint, sogenannte Querdenkerbewegungen gebildet, die neue Allianzen offenbaren, in denen fundamentale Kategorien moderner Identitäten durcheinandergelassen scheinen. Die Möglichkeit, sich misszuverstehen, steigt proportional zu dem Bedürfnis, das Richtige zu sagen. Der Sprachzweifel, der sich in den dekolonisierenden und identitätspolitischen Debatten zeigt, knüpft an grundlegende Sprachzweifel an, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg schon am Umgang mit der deutschen Sprache entfalteten, insbesondere, wie ich zeigen konnte, unter österreichischen Schriftsteller:innen. Konrad Bayer etwa ging in seinem Sprachzweifel so weit, dass er meinte, er werde, anstatt zu sprechen, noch beim Vorzeigen bloßer Gegenstände landen.⁶⁰

Sprache ist identitätsstiftend und damit stets ideologisch. Welche Schlüsse lassen sich daraus ziehen? Zunächst, dass jede Frage nach dem richtigen Sprechen Ambivalenzen erzeugt. Sie erscheint vor dem Hintergrund bestehender Machtverhältnisse ebenso notwendig, wie sie gefährlich ist. Theodor Adorno erhellte in dieser Hinsicht: „Identität ist die Urform der Ideologie. [...] Identität wird zur Instanz einer Anpassungslehre, in welcher das Objekt, nach dem das Subjekt sich zu richten habe, diesem zurückzahlt, was das Subjekt ihm zugefügt

60 Vgl. Dippel (wie Anm. 45), S. 65; Robert Menasse: Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik: Essays zum österreichischen Geist. Wien 1990, S. 92.

hat.“⁶¹ Daraus folgen Fragen, die es zu diskutieren gilt: Wo beginnt die Selbstzensur, um sich der Selbstkritik nicht zu stellen? Wann lassen sich in dem Wunsch nach gemeinsamer Sprache regressive Wünsche einer nichtautonomen unausgebildeten Identität erkennen? Wo entsteht durch die Suche nach anderem Sprechen eine notwendige Identität? Wo beginnt und endet aufgeklärtes Denken? Wie sensibilisieren wir uns, den Anderen zu hören und empathisch zu bleiben? Wie nehmen wir all diejenigen mit, die keinen postmodernen Bildungskanon verinnerlichen konnten, und übersetzen unsere relationalen Erkenntnisse – denn gerade unsere Fächer sind es, die die neue Sprache und das sensible Denken und Fürsprechen vorantreiben? Welche postparadiesischen und monotheistischen Träume finden sich in der Sehnsucht nach einer alles verbindenden Sprache, die Potenzialität und Normativität zugleich bedienen kann? Welche neuen nicht-individualistischen und posthumanen Seinskonzeptionen verschaffen sich hier Ausdruck? Was für eine Zukunft wäre die ‚richtige‘ und welche Vergangenheiten sollten wir dazu wie betrachten? Auseinandersetzungen in den „Archiven des Spekultativen“⁶² ähneln vor diesem Hintergrund durch die Bedingungen in heutigen Diskursproduktionsarenen Börsenaktivitäten. Es steht immer die Frage im Raum, wie taktisch, klug, geschickt auf Konjunkturen, in diesem Fall des Diskursiven, von wem gesetzt wird. Wer gewinnt, wer verliert? Egal – die Ökonomisierung des Denkens wird total und so erklären sich auch epistemische Konjunkturen des Konjunkturellen und Spekultativen als Teil eines Ökonomismus, der – insbesondere aus westlicher und akademischer Perspektive – alle Bereiche des Daseins zu durchdringen scheint.⁶³

61 Theodor W. Adorno: Negative Dialektik. Gesammelte Werke. Band 6. Frankfurt a. M. 1996, S. 151.

62 Silvy Chakkalakal: Fragile Futures. Das Noch-Nicht in der Kulturanalyse. Plenarvortrag während der 43. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Empirischen Kulturwissenschaft. Zeit. Zur Temporalität von Kultur am 4.4.2022, <https://www.dgekw-kongress.de/programm/mo-07-04-2022/> (Zugriff: 2.5.2022). Siehe auch die aktuell von Wallace Best, Silvy Chakkalakal und Elahe Haschemi Yekami organisierten Veranstaltung im Rahmen des Princeton-HU Strategic Partnership Project *Re-Imagining the Archive: Sexual Politics and Postcolonial Entanglements*, https://www.gender.hu-berlin.de/de/forschung/re-imagining_the_archive/re-imagining_the_archive (Zugriff: 1.7.2022).

63 Vgl. Armen Avanessian, Ronald Voullié (Hg.): Realismus Jetzt. Spekulative Philosophie und Metaphysik für das 21. Jahrhundert. Berlin 2013;

Die aktuelle Lage birgt also viel Anlass zur Reflexion und ebenso viel neues Forschungsmaterial für die Empirischen Kulturwissenschaften. Und sie fordert alle anthropologisch argumentierenden Disziplinen dazu heraus, neue Begriffe, Darstellungsformen und Analysekategorien zu finden, die sich von liebgewonnenen Erklärungsmustern lösen oder sie erneut auf den Prüfstand stellen. Die gegenwärtige Lage zeigt die Grenzen und Horizonte einer ritualisierten Schreibkultur auf. Ein durch transindigene und dekoloniale Erkenntnisse geschärfte Empirische Kulturwissenschaft müsste selbst vor kurzem abgeschlossene Standardwerke wie die *Enzyklopädie des Märchens* grundlegend überarbeiten. Darin verfasste Einträge, wie etwa zum Stichwort „Mahr“, offenbaren patriarchale und monotheistische Schablonen, die durch intersektionale und dekoloniale Chiffren sichtbar werden. Europa steckt wieder einmal in einer Krise und zeigt sich unfähig zu trauern.

Ansätze wie die durch Donna Haraway inspirierte *implosion method* Joe Dumits, in der – ganz ähnlich zur Bearbeitung von historischem Quellenmaterial – das Nicht-Wissen über ein Objekt, einen Gegenstand, ein Anderes, ob menschlich oder nichtmenschlich, aufgedeckt wird, mögen hier neue Impulse bieten.⁶⁴ Sie knüpfen an die feministische Arbeit Lila Abu-Lughods an, die in ihrem Aufsatz *Writing Against Culture* das „Halfie-Dilemma“ formulierte, also Anthropolog:innen, die zu zwei „markierten“ Kategorien gehören und dadurch in ihren Arbeiten mit bedenken müssen, dass das Verhältnis von Selbst und Anderen in der Ethnografie von Machtbeziehungen geprägt ist, deshalb Diskurse und Praxen, Verbindungen und Besonderheiten in den Blick genommen werden müssen, um Kultur zu einer fragwürdigen Kategorie zu machen.⁶⁵ In Auseinandersetzung

Moritz Ege: Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Zur Einleitung. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2 (13), 2019, S. 101–104; Jeremy Gilbert: This Conjunction: For Stuart Hall. In: New Formations: A Journal of Culture/Theory/Politics (96–97), 2019, S. 5–37.

64 Vgl. Joseph Dumit: Writing the Implosion: Teaching the World One Thing at a Time. In: Cultural Anthropology 2 (29), 2014, S. 344–362. Mein Dank gilt Götz Bachmann, der er mir diesen Impuls im Gespräch am 1.5.2022 während der Trauermatinée zum Tod von Wolfgang Hagen gab.

65 Vgl. Lila Abu-Lughod: Writing Against Culture. In: Richard Fox (Hg.): Recapturing Anthropology: Working in the Present. Santa Fe, S. 137–162.

mit den hier aufgeworfenen Problemlagen können auch die Arbeit Alexa Fäbers zum unternehmerischen ethnografischen Selbst, in der sie sich explizit mit Bronislaw Malinowskis Feldforschungsstil als Form der Selbstaus- und Selbstverwertung auseinandersetzt, und die von Michi Knecht entworfenen Zugänge zur Praxeografie als Forschung im Modus der Begegnung gelesen werden – und auch Elisabeth Timms kritische Überlegungen zum „[b]odenlosen Spurenlesen“ lassen sich hier als Beispiel für diskursive Auseinandersetzungen im Fach erwähnen, die Ansätze zu Neuorientierung von empirischen Interpretationszusammenhängen und analytischen Verschriftlichungsprozessen liefern.⁶⁶

Ebenso sollte diskutiert werden, ob anstelle einer Umdeklarierung von Ethnografien als „Soziografien“, wie es zum Teil geschieht,⁶⁷ die schon von Franz Boas und Zora Neale Hurston vorgeschlagene, an Alexander von Humboldt und Johann Wolfgang von Goethe gemahnende postromantische Begrifflichkeit der „Kosmografie“ für zukünftige Unterfangen sinnvoll wäre.⁶⁸ Denn es handelt sich

66 Vgl. Alexa Fäber: Das unternehmerische ethnographische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch-ethnografischen Feldforschungsparadigma. In: Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba, Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Wien 2009, S. 178–202; Michi Knecht: Nach Writing-Culture, mit Actor-Network: Ethnografie und Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: Sabine Hess, Jörg Niewöhner, Estrid Sörensen (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012, S. 245–273; Elisabeth Timm: Bodenloses Spurenlesen. Probleme der kulturalanthropologischen Empirie unter den Bedingungen der Emergenztheorie. In: Timo Heimerdinger, Silke Meyer (Hg.): Äußerungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie. Wien 2013, S. 49–76.

67 Christiane Schwab: Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhundert. In: Dies. (Hg.): Skizzen, Romane, Karikaturen. Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhundert. Bielefeld 2021, S. 9–26.

68 Unabhängig davon, dass es auch in der Astrophysik und der Religionswissenschaft den Begriff der Kosmografie gibt, hat sich auch in der religionsanthropologischen Tradition seit etwa einhundert Jahren der Begriff eben durch Ansätze von Boas und Hurston etabliert. Wie eine:r der Reviewer:innen zu Recht anmerkte, könnte eine solche Begrifflichkeit indessen im interdisziplinären Austausch zu unnötigen Irritationen und falschen Vorannahmen führen. Ethnografie ist ein gut etablierter Begriff, der jenseits des Ethnos-Begriffs die Methode und Schreibweise jenseits fachlicher Selbstvergewisserungsdebatten einfängt.

beim Ethnografie-Schreiben um, wie Anand Pandian schreibt, „the record of a cosmos, the conjure of a universe other than our own“ – wobei dieses „our own“ alle Kulturanthropologien umfasst, die mit den Methoden der ethnografischen Feldforschung arbeiten und das Selbst im Verhältnis zum Anderen reflektieren.⁶⁹ Vor dem Hintergrund, dass das Wort „Kosmos“ im Griechischen einen ungeheuerlichen Wandel der Begriffsgeschichte umfasst, ebenso das Sternenall wie „die Leute“ und den (Waffen-)Schmuck beschreibt, wäre hier ein Wort gefunden, das in seiner performativen Kraft dem Unterfangen der Empirischen Kulturwissenschaften am Nächsten kommt – als einer Kosmologie von Alltags und Praxen, von menschlichen und mehr-als-menschlichen Miteinandern.⁷⁰

Die kritische Betrachtungsweise althergebrachter Denkreimes wird in den lieb gewonnenen Institutionen der Moderne immer selbstverständlicher. Museen, Sammlungen, Archive und Bibliotheken werden neu ausgestaltet. Die Reflexion ethnografisch gewonnenen Wissens stellt vor diesem Hintergrund bloß eine randständige Erscheinung dar. Multimodale Ansätze, die Filme, Games und Action Anthropology, Museumsarbeit, Umweltarbeit und Integrationsarbeit mit einschließen, ebenso wie Schreibwerkstätten, die das „illegitime“ ethnografische Wissen,⁷¹ die Poesie und die Science Fiction thematisieren, sind Symptome eines atmosphärischen Wandels, eines neuen Zeitgeistes, den wir mitgestalten und -gehen, denn wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit. Und dieses Fach ist, ob in volks- oder völkerkundliche historische Tradition gestellt, eine Wissenschaft, die sich vor allen anderen als durch alltags- und populärkulturelle Blicke auf Welten/Kosmoi am Puls der Zeit angesiedelt versteht.⁷²

69 Anand Pandian: *A Possible Anthropology: Methods for Uneasy Times*. Durham 2019, S. 42.

70 Dass der Begriff in der Religionswissenschaft und den ethnologischen Fächern ebenso wie in der Physik (in der der geisteswissenschaftliche Terminus zumeist nicht bekannt ist) schon belegt ist, sollte vor dem Hintergrund des Bedeutungswandels von Wörtern nicht stören.

71 Eva van Roekel, Fiona Murphy, Alisse Waterston: „The Ethnographic Salon: Performing Anthropology Otherwise, EASA July 27th 17.00pm, Queen’s University Belfast“. EASA July 27th 17.00 p. m.

72 Vgl. Christos Varvantakis, Sevasti-Melissa Nolas: *Metaphors we Experiment with in Multimodal Ethnography*. In: *International Journal of Social Research Methodology* 4 (22), 2019, S. 365–378; Sarah

Die grundlegende Frage, was es *heißt*, über Menschen zu forschen und auf der Basis teilnehmender Beobachtungen Ethnografie zu schreiben, rückt durch die Dekolonisierung und Multimodalisierung von Ethnografie im Rahmen der neuen Kommunikationsbedingungen „der Digitale“⁷³ wieder in den Fokus. Dabei ist die Frage danach, was Ethnografie schreiben *heißt*, eine im Sinne der Frage Martin Heideggers, was Denken *heißt*,⁷⁴ also wozu Ethnografie schreiben die Schreibenden aufruft und wie sich Verstehen für die Leser:innen ausnimmt. Denn Ethnografie schreiben ist eben mehr als bloß die Erinnerungsarbeit oder Verständnisarbeit von/über Kulturen, das Herausbilden von Mustern auf der Basis kulturtheoretischer Argumentationstechniken. Das Finden von Welt wirft die Frage nach dem Grad und Akt der Erfindung in den ethnografischen Erzählungen auf. Eine Erzählung zu gestalten und zu veröffentlichen ist ein Wagnis, weil in jedem Erkennen das Verkennen liegt, jedes Verstehen ein Missverstehen nach sich zieht. Aber diese dialektischen Prozesse in

Pink: Multimodality, Multisensoriality and Ethnographic Knowing: Social Semiotics and the Phenomenology of Perception. In: Qualitative Research 3 (11), 2011, S. 261–276; Sevasti-Melissa Nolas, Christos Vrantakis: Entanglements That Matter. In: Entanglements, 2018, entanglementsjournal.org/entanglements-that-matter (Zugriff: 6.10.2022); Roxanne Varzi: The Knot in the Wood: The Call to Multimodal Anthropology. In: Online Blog of American Anthropologist, 2018, www.americananthropologist.org/online-content/the-knot-in-the-wood-the-call-to-multimodal-anthropology (Zugriff: 6.10.2022); Ethiraj Gabriel Dattatreyan, Isaac Marrero-Guillamón: Introduction: Multimodal Anthropology and the Politics of Invention. In: American Anthropologist, 1 (121), 2019, S. 220–228.

- 73 Anne Dippel: Schwindel in Der Digitale. Re/Visionen einer Kulturanalyse des Alltags. In: Kuckuck. Notizen Zur Alltagskultur, Code (1) 2021, S. 6–10.
- 74 Vgl. Martin Heidegger: Was heißt Denken? Gesamtausgabe Band 8. Tübingen 2002, S. 5. Ungeachtet der antisemitischen Positionen und nationalsozialistischen Anbieterungen Martin Heideggers hat der Philosoph in seiner Suche nach der Bedeutung von Wörtern und der Frage, was „heißt“ meint, hier eine wichtige Verknüpfung hergestellt – die sich darin andeutende Bewegung des Denkens hat später in Frankreich Jacques Derrida durch seine Philosophie und Michel Foucault durch seine Archäologie des Wissens weiterentwickelt und ich lese die Frage nach dem, was „etwas heißt“, in dieser Tradition – die der Sprache stets einen Überschuss an Bedeutung zumisst und die die Etymologie als eine Methode des Denkens begreift.

akademischen Fächern auszuhalten und den dadurch entstehenden Streit auszutragen, erlaubt es, die ethnografisch erfassten Welten auch mitzugestalten.

Jeden Stein (immer wieder einmal) umdrehen

Daher möchte ich zum Abschluss die Koordinaten der aktuellen Selbstvergewisserungs-Debatten mit der besonderen Stellung des Feldtagebuchs für die empirische Erkenntnis verschränken, weil es in den Fragen der Schreibweisen, der Identitätspolitik und der Aneignungen um etwas Grundlegendes geht: nämlich darum, wie weit wir das neoliberale System unser Dasein durchdringen lassen und wie fortgeschritten die Ökonomisierung des Ontologischen (als Seinsweisen) schon ist. Als Anregung zur weiteren Selbstvergewisserung möchte ich diese Fragen aufwerfen: An welcher Stelle ist das Lernen von Anderen, das Gespräch als Austausch, das Miteinander, das Geben und Nehmen etwas, das aus ökonomischen Perspektiven heraus betrachtet werden muss? An welchen Stellen wird jeder Akt der Bildung ein gouvernementalpolitischer Akt der Spekulation auf Machtpraktiken und -diskurse? Welche Politiken der Gemeinschaft lassen sich durch transindigene Perspektiven auf Europa gewinnen, die das dominante nationalstaatliche und spätliberale⁷⁵ Dispositiv verwandeln könnten? Wie lässt sich im spätliberalen, postkolonial und imperial strukturierten Zeitalter, in das sich Menschen bis in die Gesteinsschichten der Geosphäre und die Atmosphäre der Erde einschreiben, etwas denken, handeln, miteinander leben, das davon abrückt, den oder das Andere stets als Projektionsfläche oder Laboratorium für das Eigene zu betrachten? Wie können europäische Kulturen, die von *nation building* geprägt sind, dem Wissen transindigener und transmigrantischer Bewegungen Raum geben, wie anerkennen, ohne anzueignen? Wie binden die vielfältigen Wissenskulturen in den Dialog angesichts der aktuellen Herausforderungen ein? Vielleicht ist vor diesem Hintergrund die Frage nach dem Feldtagebuch besonders bedeutsam – und damit auch die Frage, wie etwas im Akt der Beobachtung zu einem Datum wird, das später im Rhythmus der Erkenntnisbedingungen von einer Erfahrung zur Erkenntnis wird,

75 Vgl. Povinelli (wie Anm. 3).

einem Akt, der zusammengenommen das Ereignis zu einem Erlebnis werden lässt (weshalb ich hier auch von Erlebnis- und nicht Erkenntnis-, Bewusstseins- oder Erfahrungsströmen spreche). Die im Tagebuch gesammelten Eindrücke gleichen den Steinen, die uns umgeben und Erlebtes im Licht des Heute erinnern lassen.

Heute setzen viele Wissenschaften ethnografische Methoden ein. Insbesondere zur Erforschung von Netzwelten und gegenwärtigen Alltagserfahrungen sickert die Ethnografie von den ethnologischen Fächern und der Soziologie (im Anschluss an die Chicagoer Schule) in andere Disziplinen hinein, weil sich mit qualitativer Forschung ein Bild von Gegenwart abbilden lässt, das mit diskursanalytischen Methoden oder historiografischem Werkzeug kaum erreichbar ist.⁷⁶ Digitalität nimmt auch Einfluss auf unsere Erkenntnismethoden und unser Geschichtsbewusstsein, weil sich klare temporale Verläufe durch die transmemoriale Qualität⁷⁷ von Daten offenbaren, in der Vergangenheit je nach Kontext aktualisiert wird – oder im Netz hinterlassene Spuren überschrieben, gelöscht und vergessen sind. Hinzu kommen die immer weiter sich ausdehnende Macht der Computersimulation bei gleichzeitig wachsender Skepsis gegenüber probabilistischen Wirklichkeitsannäherungen auf der Basis von Simulationen und die Sorge um Kontrolle und Macht über Menschen durch digitale Datenspeicherungen. Das Anschwellen des Datenvolumens und die Ausdehnung des Jetzt durch Datenpersonas im Netz tragen somit zur Ausdehnung der Gegenwart und zum Vergessen der Historizität mit bei. Nicht zu unterschätzen sind in diesem Zusammenhang die nichtlinearen Ereignisstrukturen algorithmisierter Timelines und personalisierter Sozialer Medien, in denen die Gewichtung von Bedeutsamem nicht mehr den Regeln der dialektischen Prozesse, ontologischen Bedingungen und diskursiven Gesetzen gehorchen will, die zum Verständnis moderner Kulturen noch auszureichen schienen.⁷⁸ Wo das Jetzt einen so großen Raum einnimmt, stehen

76 Das veranschaulichte unlängst etwa die Soziologin Ronja Trischler mit ihrer Ethnografie zu Digitaler Materialität und arbeitsteiliger Visual-Effects-Produktion. Ronja Trischler: *Digitale Materialität. Eine Ethnografie arbeitsteiliger Visual-Effects-Produktion*. Bielefeld 2021.

77 Vgl. Dippel 2011 (wie Anm. 59).

78 Vielen Dank an Gretchen Bakke für diesen Hinweis während eines Gesprächs in Berlin 2021.

die ethnografisch arbeitenden Disziplinen mit ihrer Methode gut da. Ihre reiche Kultur der Selbstreflexion und der kritischen Auseinandersetzung mit den eigenen Schreibweisen erlaubt ihnen, Fragen zu beantworten, die in einer diversen und pluralen Gesellschaft neue Relevanz erlangen: Welche Rolle nimmt das schreibende Ich in Beziehung zu den Gesprächspartner:innen ein? Wie verwandelt sich Erfahrung in Erkenntnis? Wann wird ein Datum zu Material, wann ein Ereignis zu relevanter Erkenntnis? All das muss in Dialogen neu ausgehandelt werden.⁷⁹

Für mich stellt ethnografisches Schreiben einen Prozess dar, stets in Entwicklung und Bewegung. Im Kern liegt das ethnografische Tagebuch. Es erlaubt über die Distanzierung zum eigenen Ich eine kritische und ethische Neuperspektivierung, die der Forschung Dynamik gibt und ritualisierten Halt, weil durch die Relektüre die Blindheit des vergangenen Jetzt ebenso aufscheint wie die Möglichkeiten einer vergangenen Zukunft und die Frage der Prognostik. Das Ich wird hier zu einem Mehr-als-Ich und lässt die Gewährspersonen auch dadurch in ihrer Komplexität zutage treten. Durch die Reflexion und die ersten Schritte der hermeneutischen Analyse von Interviews und Feldnotizen bleibt in der Ethnografie beim Anblick des Alltäglichen kein Stein auf dem anderen (ob Menschen oder Mehr-als Menschen). Nichts wird als gegeben hingenommen, ohne auf seine Gemachtheit hin geprüft zu werden. Wo anscheinend alles beim Alten bleibt, wird Neues entdeckt. Deshalb gibt es nicht die eine Ethnografie. Gerade weil sie ein „geliebtes Buch ist“, auf Tagebuchreflexionen bauend, und das „Belangloseste aufschreibt“,⁸⁰ gibt es ihrer viele.

In Zeiten zunehmender Neoliberalisierung von Forschungszusammenhängen, einer dekolonialen (Neu)Befragung von Kulturen mit regulierten Besitzverhältnissen, der notwendigen Reflexion eines digitalen Datenmanagements wird die Frage relevant, wem die Daten gehören, sogar die Tagebücher gehören, die wir selbst schreiben. Sicherlich gibt es Situationen, in denen Verschwiegenheitsverträge unterzeichnet werden müssen, wo das Vertrauen nicht mehr ausreicht

79 Die Gruppe im studioloab. Arbeit an Arbeit der Kommission Arbeit in der dgekw widmet sich derzeit diesen Fragen bei ihren Treffen intensiv; dieser Aufsatz hat dadurch viele Impulse erhalten.

80 Roland Barthes: Über mich Selbst. Berlin 2010, S. 97.

oder die Gefahr, dass die Daten missbraucht werden könnten, zu groß ist. Wir müssen unsere Gesprächspartner:innen schützen und brauchen die Tagebücher als Grundlage, um uns selbst zu schützen. Bronislaw Malinowski schrieb Elsie Masson dazu am 8. Januar 1918 noch:

„A diary means simply recording the dates of happenings, their outward shape, some sign by which the corresponding pieces of life can be brought back to memory. When you read it again, it is not what you have written that surges in your memory but complex visions of what you have lived through at that time, and many other associations. If I had written a diary at the time I saw you for the first time in the street, near the Town Hall, I would have simply noted: ‚a slight looking girl in blue, with fair hair‘ and a few antecedent and following happenings. And now re-reading it I would see that moment shine and iridesce with all the colours of the over-rich future it was to beget ...“⁸¹

Das Tagebuch, von Malinowski ebenso wie von jeder/m anderen/m Feldforscher:in geführt, ist und bleibt der analogische Schlüssel zum Verständnis, wie Ko-laboration und Partizipation sich verschränken, wie Erkenntnis entsteht. Hier werden Fiktionen und Fakten gefasst. Das Tagebuch ist genau der Ort, an dem die bestmöglichen Argumente gegen die eigenen vorherrschenden Vor-Urteile und Weltansichten formuliert werden können, ein Ort, der Versuch und Irrtum erlaubt, damit etwas gelingen kann, ein Ort des spielerischen Ichseins und des Empowerments. Es ist der Ort, an dem wir die Sensibilität erlernen und durch den wir uns im Akt des Lesens und Wiederlesens weiterentwickeln dürfen und können. Schon vor diesem Hintergrund lohnt sich die Relektüre von Briefwechseln, Werken und Tagebüchern des Ehepaars Masson-Malinowski, lassen sich doch ihre Arbeiten angesichts der neuen Writing Culture anders verstehen.

Allerorten sprechen intersektional Benachteiligte, von hegemonalen und imperialen Systemen zum Verstummen Gebrachte und Subalterne endlich lauter, verlangen Gehör, organisieren sich beispielsweise in transindigenen und transmigrantischen Zusammenhängen,

81 Wayne (wie Anm. 7), S. 94–95.

um auf Machtstrukturen und Ausgrenzungsmechanismen aufmerksam zu machen, fordern Mitbestimmungsrecht – auch über das, was mit Identität gemeint ist, vor allem über die Art und Weise, darüber zu entscheiden, was zählt und wie gesprochen wird. Die sogar von Margaret Mead in ihrer Biografie *Brombeerblüten im Winter* noch als dem Untergang geweihte und unberührte „Steinzeitkulturen“ beschriebenen indigenen Kulturen⁸² gestalten heute, durch Smartphones weltweit vernetzt, die Visionen eines posthumanistischen Miteinanders. Steine spielen in diesen Zeiten eine neue Rolle, an den Ruinen und vor den Minen unserer Kulturen sitzen wir auf Steinen, die wärmen könnten, von denen wir, Sorge tragend, getragen werden. Anstatt Steine als Sinnbild für Vergangenes, Lebloses zu begreifen, werden sie nun Symbol für ein neues Miteinander auf Erden, für ein anderes Zeit- und Weltverhältnis von Menschen und Mehr-als-Menschen.

Die neue Welt des Mikrolithischen, in denen seltene Erden uns verbinden, ist intersektional und divers: Die von Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld in den *Arbeitslosen von Marienthal* beschriebenen Arbeiter:innen⁸³ haben Nachfahren, die den Weg an die Universität gefunden haben. Und selbst die vor knapp dreißig Jahren von Hermann Bausinger selbstironisch als eine von Kleinbürger:innen dominierte Disziplin bezeichnete Empirische Kulturwissenschaft⁸⁴ ist diverser geworden. Dabei ist die Empirische Kulturwissenschaft noch lange nicht an dem Punkt, an dem sie sein könnte, denn die Bevölkerungen der deutschsprachigen Länder sind seit Jahrzehnten schon diverser, vielsprachiger und intersektionaler aufgestellt als die Akademiker:innen, die in unseren Fachgesellschaften engagiert: In Zeiten der wachsenden Skepsis und Umwälzungen, die *#metoo* und *#blacklivesmatter* hervorbringen, in Zeiten notwendiger Dekolonisierung

82 Margaret Mead: *Brombeerblüten im Winter*. Ein befreites Leben. Reinbek b. H. 1978.

83 Marie Jahoda, Paul Felix Lazarsfeld, Hans Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt a. M. 1965.

84 Auch heute bleibt dies nicht ohne Ironie beobachtet: Hermann Bausinger: *Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung von Kultur*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (90), 1994, S. 1–12.

unserer Perspektiven und postanthropozentrischer *multispecies entanglements* braucht es neue ethnografische Schreibweisen.⁸⁵

In dieser Lage bleibt kein Stein einfach so auf dem anderen. Und es braucht neue Steine, Fundstücke, Steine der Erinnerung und Steine des Anstoßes, um neue Formen zu finden. Wissen inklusive des Wissens über und als Selbst, als intra-aktives Ereignis begriffen, führt Menschen und Welten, Stein und Bein, Erde und Gebärde zusammen. Deshalb erscheinen Roger Caillois' Überlegungen zu Steinen weiterführend, verweist seine Arbeit auf das Verhältnis von Zeit und Stein, das in unseren beschleunigten Daseins-Regimes ontologische Gewissheiten stiftet und damit Ruhe, Gelassenheit und Erkenntnis bringt. Aus einer lithischen Perspektive lassen sich die Märchen und Sagen, das Folk und seine Tales neu beschreiben ... Ein Gedanke, der diesen Text am Ende zu einem Kreis werden lässt und ihn an seinen Anfang führt: „Es gibt Steine, die zeugen.“⁸⁶ Und so möchte ich mit dem für diese Arbeit absehbaren Wunsch zum Schluss kommen, miterleben zu dürfen, dass auf Innsbrucks Westfriedhof eines Tages ein Stein der Erinnerung an Elsie Masson Malinowska liegt – wobei damit nicht nur etwas Patriarchatskritisches geleistet wäre, sondern auch dem lithischen Miteinander und unseren Stein-Zeiten eine posthumane Rechnung getragen werden würde. Die Grabstätte kann angemietet werden; Alexander Legniti versicherte mir im Telefongespräch, ein „kleines Häkchen“ gesetzt zu haben, das markiert, dass es sein könnte, dass Elsie Masson's Grabstätte einen neuen Stein bekommt. Wer weiß, welche Institutionen und Menschen sich – im Einverständnis mit den Nachkommen – zusammentun, um die fälligen Gebühren für zwanzig Jahre, derzeit 1.114,80 Euro, zu bezahlen, damit eine Gedenktafel oder ein Stein errichtet werden, die an Elsie Rosaline Masson Malinowska erinnern, einen zeugenden Stein, der ihrem Wirken Ansehen verschafft. Von diesem Artikel verabschiede ich Sie/ich mich in diesem Sinne mit den Zeilen der österreichischen Schriftstellerin sissi tax, in denen sich Dichten und Denken, Stein und

85 Neue Räume nehmen Gestalt an, jenseits der etablierten akademischen Institutionen, auch dank digitaler Initiativen wie dem standortübergreifenden und internationalen Netzwerk studioloab. Arbeit an Arbeit der dgekw-Kommission Arbeit.

86 Caillois (wie Anm. 2).

Sein aufs Ritornellhafteste zu einer Gedankenforderung verschränkt, serifenlos, in Helvetica und klein geschrieben, weil, wie sie an anderer Stelle schreibt, verpflichtet dem „modern der moderne“ (versuchen Sie *das* mal ins Englische zu übersetzen!):

„kein stein bleibt auf dem anderen, aber alles bleibt beim alten. so schaut es aus. das alte bleibt beim alten, das altmodische beim altmodischen, das erhabene beim erhabenen, das gerade beim geraden, das anmutige beim anmutigen, das genaue beim genauen, das sanfte beim sanften, das ernste beim ernsten, oben bleibt oben, vorne vorne, früher früher und so bleibt das ganze beim ganzen.

schaut es so aus, bleibt trotzdem die frage, ob es nicht anders sein oder werden könnte, sollte oder müßte, und wenn dem so sein sollte, dann in welcher hinsicht. sollte, könnte oder müßte dann das alte zum neuen werden, das altmodische zum neumodischen, das erhabene zum niedrigen, das gerade zum schiefen, das anmutige zum spröden, das genaue zum verschwommenen, das sanfte zum groben, das ernste zum lustigen, und oben wird unten, vorne hinten, früher später und so wird das ganze zum halben.

oder sollte und müßte nicht noch etwas anderes geschehen, damit doch nicht, auch wenn es anders aussieht, alles beim alten bleibt. sollte, könnte oder müßte nicht das alte anmutig werden [...].“⁸⁷

87 tax, sissi: je nachdem. Graz 1995, S. 64.

Cast in Stone. Ethnographic Writing Today

This article explores the significance of an ethnographic trouvaille (a lucky discovery) in the process of conducting and writing an ethnography. A serendipitous find of the missing grave stone of Elsie Masson in the Innsbruck cemetery prods the author to reflect the influence of Elsie Masson on Bronislaw Malinowski's work. The posthumanist discussion on "lithic writing" is situated within current debates on how to write an ethnography in times of identity politics. The author supports the analysis by reflecting selected experiences from her own past research amongst writers and artists of Vienna (2009–2011). This partially autobiographical becoming as a cultural anthropologist interweaves thus selected key moments and field discoveries with current anthropological debates. It does this to illustrate how an ethnographic experience turns into an anthropological insight. Ultimately, this essay sketches the posthuman conditions of the new writing culture at the intersection of different turns: the digital, the decolonial and the turn towards the diversity of identities.

Mitteilungen



Im Museum der Volkskunde

Randbemerkungen zum Paradigmenwechsel des Faches

Die folgenden Ausführungen sind als Beitrag zu einer Standortbestimmung der Volkskunde bzw. der Europäischen Ethnologie gedacht.¹ Ihren Ausgang nehmen sie von der Beobachtung, dass nunmehr, nach einem halben Jahrhundert innerfachlicher Kritik am sogenannten Kanon der Volkskunde – der in seiner Gesamtheit stets stellvertretend für eine inhaltliche Definition gestanden ist –, die Abkehr davon in ganzer Konsequenz vollzogen ist. Ein Blick in die rezente Publikationslandschaft des Faches zeigt ganz deutlich: Die alphabetische Auflistung von Brauchforschung bis Volksfrömmigkeit ist endgültig passé. Was lange Zeit theoretisch gefordert und dann zum Common Sense des Faches geworden ist, ist mittlerweile auch in der praktischen Arbeit umgesetzt. Von außen besehen sind es die empirischen Methoden, die seine Identität ausmachen. Als Leser von Aufsätzen, als Teilnehmer von Tagungen habe ich schon wiederholt festgestellt, dass ich ohne Vorwissen über Autorin oder Vortragenden mühelos eine Zuordnung zur Europäischen Ethnologie resp. Empirischen Kulturwissenschaft vornehmen habe können. Nach meinem Dafürhalten sind es die Mikrostudien, basierend auf empirischen Methoden, die charakteristisch für das Fach geworden sind. Anderes

- 1 Meine persönliche Standortbestimmung fällt hybrid aus: Einerseits bin ich Teil des Faches und derzeit auch Mitglied des Vorstands seiner Standesvertretung, der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde; andererseits habe ich schon sehr lange keinen unmittelbaren Anteil am innerfachlichen Diskurs mehr. Ich nehme diesen nur am Rande wahr und weiß beispielsweise wenig darüber, wie sich das Fach über die Wahl seiner Methoden hinaus derzeit definiert. In diesem Sinne ist der Begriff „Randbemerkungen“ im Titel auch hinsichtlich meiner eigenen Position zu verstehen.

methodisches Instrumentarium ist demgegenüber im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zurückgetreten.

Weitgehend ungeklärt scheint mir aber zu sein, wie unter solchen Auspizien mit der dinggewordenen Praxis – den Sammlungen und Museen zumal, die in mittlerweile über einhundertjähriger Arbeit gewachsen sind – umgegangen wird. Innerfachliche Einigkeit herrscht darüber, dass sie neu befragt werden sollen – zunächst auf ihre Provenienz und dahinterstehende Sammlungsintention hin und dann aber auch mit Blick auf ihre sozialhistorische Einordnung und, sofern irgend möglich, Nutzungsgeschichte. Was die Provenienzforschung betrifft, so sind in den vergangenen Jahren große Anstrengungen unternommen und Fortschritte erzielt worden. Ausgangspunkt dafür waren einerseits die intensive Beschäftigung mit der eigenen Fachgeschichte besonders seit den 1990er Jahren² und andererseits die Arbeit der sogenannten Historikerkommission, die, eingesetzt aufgrund des Bundesgesetzes über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus Österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen³, das umfassendste historische Forschungsprojekt der vergangenen Jahrzehnte in Österreich durchgeführt hat. Durch solche Vorarbeiten sensibilisiert, untersucht beispielsweise auch das Volkskundemuseum Wien seit 2015 die Unterlagen zur Provenienz seiner Bestände nach jenen Regeln, die für die Österreichischen Bundesmuseen gelten.⁴ Weit schwieriger, weil methodisch schwerer fassbar, erweist sich in der Praxis die Erschließung des sozialhistorischen Kontextes des

- 2 Stellvertretend für die große Zahl an fachgeschichtlichen Arbeiten: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien, Köln, Weimar 1994.
- 3 BGBl. I Nr. 181/1998.
- 4 Vgl. Volkskundemuseum – Provenienzforschung und Restitution (Zugriff: 4.1.2022). Zur diesbezüglichen historischen Rolle des Museums vgl. u. a. Birgit Johler: *Behagen in der Kultur. Museologische Praktiken des Museums für Volkskunde im Wien der 1930er-Jahre*. In: Reinhard Johler, Christian Marchetti, Bernhard Tschofen, Carmen Weith (Hg.): *Kultur_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen*. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen, 21. bis 24. September 2011. Münster 2013, S. 131–141 u. Magdalena Puchberger: „Erlebnis-Sphäre“ Volkskunde. Das Museum für Volkskunde in Wien als Ort der ideologischen Praxis. In: Ebd., S. 142–151.

Sammlungsgutes. Dies nicht zuletzt deswegen, weil diese Sammlungen eben entlang des mittlerweile abgelegten Kanons zustande gekommen sind und obendrein die interpretatorischen Intentionen zum Zeitpunkt ihrer Erwerbung gänzlich andere gewesen sind, als sie dies heute sind. So reicht es daher selten über die Neuinterpretation markanter Einzelstücke hinaus, die dann auch ausgestellt werden. In ihrer Gesamtheit geraten die Sammlungen insofern zunehmend zur Last, als immer weniger davon auch ausgestellt wird. Auch der tatsächliche Dinggebrauch – die einstige konkrete Verwendung eines vor langer Zeit in die Sammlungen aufgenommenen Arbeitsgerätes etwa – tritt sukzessive zurück.

Wer ist da eigentlich auf welcher Grundlage am Werk?

Es handelt sich hier wie gesagt um eine Beobachtung – eine subjektive Wahrnehmung, die methodisch nicht abgesichert ist und insofern analytisch auf fragilen Beinen steht. Diesen Weg einmal eingeschlagen, wage ich mich auf ihm weiter fort und schließe eine zweite Beobachtung aus anderer Perspektive an:

Es ist schwer, der Frage nachzuspüren, in welchen Tätigkeitsfeldern Absolventinnen und Absolventen des Faches Europäische Ethnologie bzw. Empirische Kulturwissenschaft in weiterer Folge aktiv sind. Zunächst verstehen sich die Universitätsinstitute explizit nicht als Berufsausbildungsstätten, sodass aufgrund der Lehrpläne auch keine diesbezügliche Zielrichtung vorgegeben ist. Zusammengekommen müssten sich aktiv tätige Fachvertreterinnen und -vertreter in der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde (ÖGEKW) wiederfinden; das jedenfalls ist ihre statutengemäße Widmung.⁵ Obwohl im Mitgliederverzeichnis gewöhnlich die Berufsadressen angegeben sind, ist es aber keine verlässliche Quelle für eine berufliche Standortbestimmung des Faches.

5 Konkret versteht sich die Gesellschaft als Vertretung all jener, „die das Studium der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde oder eines verwandten Faches erfolgreich abgeschlossen haben und auf diesem Gebiet beruflich und/oder wissenschaftlich tätig sind.“ Statuten der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, § 4 Mitgliedschaft.

In der Praxis herrscht nämlich eine große berufliche Mobilität, die nicht mittels Einordnung in bestimmte Berufssparten eingefangen werden kann.

In den vergangenen Jahren sind seitens der ÖGEKW verschiedentlich Versuche unternommen worden, das eigene Tun zu reflektieren. Noch als „Österreichischer Fachverband für Volkskunde“ hat sie 2017 mit einer Mitgliederbefragung im Gefolge einer Auseinandersetzung über den Begriff „Volkskunde“ im eigenen Namen ihren selbstgestellten Aufgaben nachgespürt und das Verhältnis zum Verein für Volkskunde in Wien ausgelotet. Aufgrund der intern unklar gewordenen Orientierung ist damals eine Eingliederung des Fachverbands in den Verein für Volkskunde manchen Fachvertreterinnen und -vertretern als brauchbare Option erschienen. 2019 ist dann überhaupt erstmals die Initiative dazu ergriffen worden, die eigene Institutionsgeschichte zu untersuchen. Diese hat zunächst zu einer kleinen, aber vielleicht bezeichnenden Diskussion über das Gründungsjahr des Fachverbands resp. der Gesellschaft geführt. Im Vorstand wie auch unter den hinzugezogenen älteren Fachkollegen hat Uneinigkeit darüber geherrscht, wann und wo die Vereinsgründung stattgefunden hat, denn den einschlägigen Fachorganen ist seinerzeit die Einsetzung einer österreichweiten Fachvertretung keine Erwähnung wert gewesen. Die Aufarbeitung der Vereinsgeschichte ist vorläufig an den erforderlichen Ressourcen gescheitert. 2020 schließlich ist die Namensdebatte neu angestoßen worden. Sie hat mit der Umbenennung im Jänner 2022 ihr vorläufiges Ende gefunden.⁶

Das eine oder andere Mal ist im Zuge all dieser selbstreflexiven Unternehmungen auch die Frage nach der Mitgliederstruktur der Gesellschaft gestellt worden. Allenthalben ist beobachtet worden, dass sich diese im Laufe der Jahrzehnte verschoben hat, und da ist der Schluss mehr als naheliegend, dass damit eine Veränderung des Gefüges einhergeht, die nicht nur Auswirkungen auf die Themensetzungen hat, sondern auch auf die Aufgabenstellungen einer Dachorganisation haben muss. Es mag vielleicht erstaunen, aber gegenwärtig ist es gar nicht leicht, herauszufinden, wer die Mitglieder der Gesellschaft in ihrem fachlichen Verhältnis zueinander eigentlich sind. Der Grund dafür ist abgesehen vom Generationenwechsel wohl

6 Vgl. den Beitrag von Birgit Johler und Klaus Schönberger in diesem Heft.

die Heterogenität innerhalb des Faches. Die Tätigkeitsbereiche der Mitglieder finden mitunter kaum noch Überschneidungspunkte.

Aus dem Selbstverständnis der ÖGEKW heraus wird das Zentrum des Faches von dessen universitärer Vertretung gebildet. Schon in ihren Statuten ist verankert, dass den Vorsitz „ein:e Universitätslehrer:in“ innehaben soll.⁷ Das ist insofern gut begründet, als damit der Auftritt gegenüber außerfachlichen Autoritäten formal legitimiert und von einem anerkannten akademischen Titel getragen ist. Dies ist auch der wohl wichtigste Grund dafür, dass die Universitäten in all den Jahrzehnten in der Gesellschaft tonangebend gewesen sind. Die Vereinsadresse hat nach der jeweiligen Adresse des entsprechenden Universitätsinstituts gewechselt, das dann auch als Drehscheibe für seine Aktivitäten fungiert hat.

Mitglieder können den Statuten nach wie gesagt „alle physischen Personen“ sein, die das Fach absolviert haben und darin tätig sind. Konkret sind das neben Universitätsbediensteten freiberuflich Tätige, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Museen, von Landesstellen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Die relative Vielfalt und häufig fehlende Kontinuitäten, die diese Tätigkeiten charakterisieren, erschweren es, eine halbwegs abgesicherte Erfassung der Mitgliederstruktur vorzunehmen. Mit einiger Sicherheit können nur Universitätsbedienstete ihrem Zweig zugeordnet werden. Dies aber in vielen Fällen auch wieder nur zeitlich begrenzt.

Hinzu kommt, dass es immer schwieriger wird, inhaltlich deutlich gefasste und zuordenbare Tätigkeitsfelder für Absolventinnen und Absolventen zu benennen. Lehrberufe in Landwirtschaftsschulen beispielsweise, einst eine gängige fachliche Berufsoption, spielen überhaupt keine Rolle mehr. Und die seinerzeit selbstgewählte Aufgabe des Vereins, Volkskunde – die Lehre des Kanons zumal – als Fach an Pflichtschulen zu etablieren, mutet heute geradezu exotisch an. Museen und das Ausstellungswesen insgesamt als mögliche Berufsfelder für Absolventinnen und Absolventen des Faches sind demgegenüber stets eine sehr starke Option gewesen. Im Vergleich zum vorgenannten Beispiel haben sie sich trotz der dem Kanon verpflichteten historischen „Last“ ihrer Sammlungen auch als äußerst

7 Statuten der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, § 10 Vorstand und Beirat.

wandlungsfähig erwiesen. Ganz allmählich entwickeln sie sich von nationalistisch gegründeten, regionale Identität stiftenden Institutionen zu wirtschaftlich interessanten Tourismusdestinationen – die aber gleichwohl imstande sind, gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen und gegenüber dem Zustandekommen ihres eigenen Objektbestandes kritische und gänzlich neue Positionen zu beziehen. Dies kann man als vergleichsweise erstaunliche Entwicklungsfähigkeit zur Kenntnis nehmen.

Materielle Kultur?

Dieser Entwicklungsfähigkeit ist es wohl auch geschuldet, dass die Vertreterinnen und Vertreter der Museen die zahlenmäßig wichtigste Gruppe innerhalb der Gesellschaft geblieben sind – noch vor (bzw. neben; ganz eindeutig ist das nicht mehr) den Universitätsbediensteten. Im Museums- und Ausstellungswesen gibt es bis heute – vergleichsweise sehr zahlreich – Beschäftigungsverhältnisse, die von Kontinuität bestimmt sind. Früher sind die Museumsbediensteten bei aller Vorsicht der möglichen Analyse sogar die deutlich stärkste Gruppe gewesen. Die oben beschriebenen Gründe für die inhaltliche Dominanz der Universitäten haben diese Tatsache ein wenig verdeckt. Aber auch inhaltlich, in den Beiträgen zu den österreichischen Volkskundetagen, ist die museumsorientierte Sachvolkskunde und materielle Kultur stets sehr stark vertreten gewesen. Universitäts- und Museumsbedienstete haben sich gleichermaßen daran beteiligt.

Zuletzt ist das vor mittlerweile zwölf Jahren, auf der Österreichischen Volkskundetagung 2010, zielgerichtet der Fall gewesen. Damals hat sich das Fach mit der „Stofflichkeit in der Kultur“ beschäftigt. Alle drei Tagungen, die seither stattgefunden haben (2013: „Emotional Turn?“⁸, 2016: „Dimensionen des Politischen“⁹, 2021:

8 Matthias Beitzl, Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn? Europäische ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai bis zum 1. Juni 2013. Wien 2016.

9 Johanna Rolshoven, Ingo Schneider (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft [Referate der 28. Österreichischen Volkskundetagung vom 25. bis 28. Mai 2016 in Graz]. Berlin 2018.

„Problematisieren und Sorge tragen“¹⁰), zeigen gemeinsam deutlich die Tendenz des Faches, die eigene Arbeit zu hinterfragen und sich seiner selbst zu vergewissern. Sachthemen sind zurückgetreten und bekommen erst mit der nächsten Tagung, die sich im Frühjahr 2023 mit „Alltag[n] und Kultur/en der Digitalität“ beschäftigen wird, wieder ein Podium. Zumindest im übertragenen Sinn handelt es sich dabei um ein *greifbares* Thema, um ein bemerkenswert hybrides, wenn man es vom Standpunkt der materiellen Kultur aus betrachtet. Es wird interessant sein, zu beobachten, inwieweit das, was herkömmlich unter materieller Kultur verstanden wird, als Petersilröslein zum Schnitzel fungieren oder ganz im Gegenteil mit neuen Akzenten versehen wird. Der Bruch, der da zwischen 2010 und 2013 entstanden ist, wirkt aus heutiger Sicht jedenfalls sehr abrupt. Zu einer systematischen Diskussion über die fachliche Position hat er trotz dreier selbstreflexiv angelegter Tagungen aber noch keinen Anlass gegeben.

Oberflächlich besehen ist die Repräsentanz der Museen in der ÖGEKW nach wie vor stark. Die Hälfte der Vorstandsmitglieder ist in Museen beschäftigt, und auch in ihrem Beirat sind dies drei von acht – mehr als Universitätsbedienstete. Aber dieses Verhältnis spiegelt eine historische Mitgliederstruktur wider. Die einst stärkste Berufsgruppe nimmt nämlich kontinuierlich ab. Stellt man die Eintritte den Austritten und Streichungen im Mitgliederverzeichnis gegenüber, dann zeigt sich diese Tendenz deutlich. Aktive Mitglieder (eine zugegeben gewagte Kategorisierung) aus dem Museumsbereich sind in den vergangenen Jahren überhaupt sehr rar geworden. Meiner Wahrnehmung nach handelt es sich fast exklusiv um die Vorstands- und Beiratsmitglieder. Wer darüber hinaus Mitgliedsbeitrag bezahlt – so meine Behauptung –, tut dies gewöhnlich aus Gründen der Reminiszenz oder persönlicher Kontakte wegen, die man nicht düpierten möchte. In Zahlen wird dieser Befund sicherer, wenn man versucht, das Verhältnis der Bediensteten der österreichischen Freilichtmuseen zur ÖGEKW zu analysieren. Diese sind nämlich durch ihre ehemals zweifelsfrei der Volkskunde zugeordnete Profession und andererseits

10 Problematisieren und Sorge tragen. Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens. 29. Österreichische Volkskundetagung, 6. bis 8. Mai 2021. Tagungsband in Vorbereitung.

durch einigermaßen klare Zugehörigkeit zum Beschäftigungszweig Museum relativ klar strukturiert. Mutig formuliert, sind vor wenigen Jahrzehnten sämtliche Volkskundlerinnen und Volkskundler, die in einem der von der öffentlichen Hand getragenen Freilichtmuseen beschäftigt gewesen sind, auch Mitglieder der Gesellschaft resp. des Fachverbands gewesen. Umgekehrt sind die akademisch gefassten Stellen in Freilichtmuseen auch ausschließlich von Volkskundlerinnen und Volkskundlern besetzt gewesen. Das ergibt eine 100-prozentige Übereinstimmung zwischen ÖGEKW und österreichischen Freilichtmuseen und erklärt sich auch wohlbegründet aus der Fachtradition heraus.

Aktuell aber stellt sich die Situation gänzlich anders dar. Die Mitglieder der Gesellschaft, die in einem Freilichtmuseum arbeiten, kann man mittlerweile an einer Hand abzählen. Es lässt sich prognostizieren, dass ihre Zahl demnächst gegen Null gehen wird. Bei genauerem Hinsehen ist das auch gar nicht überraschend. Die Schnittmengen zwischen der Ausbildung im Fach und den Anforderungen an die Tätigkeit in einem Freilichtmuseum sind schon früher verloren gegangen. Die einst selbstverständliche Forderung an die Universitäten, mit ihren Studentinnen und Studenten historische Bauaufnahmen durchzuführen, würde heute fast ähnlich befremdlich anmuten wie das oben genannte Beispiel von der Volkskunde als Pflichtfach an Schulen. Umgekehrt sei aber auch die Frage gestellt, ob Freilichtmuseen überhaupt noch einer wissenschaftlich gegründeten Standesvertretung bedürfen. In der öffentlichen Wahrnehmung handelt es sich bei ihnen längst um touristische Destinationen und nicht um wissenschaftliche Institutionen. Es deutet manches darauf hin, dass ihr Selbstverständnis dieser Wahrnehmung mit stetig abnehmendem Widerstand Folge leistet. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür bietet der Vergleich der Auflagen des Führers durch das Österreichische Freilichtmuseum Stübing. Dieser ist ursprünglich zwischen 1970 und 1985 vier Mal immer wieder leicht adaptiert aufgelegt worden¹¹ und jüngst, 2021, gänzlich

11 Hier vor allem verwendet: Viktor Herbert Pöttler: Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 5), 3., erweiterte Auflage 1978. Stübing 1978.

neu gestaltet wieder erschienen¹². Die alten Ausgaben sind vor allem durch die Hinzunahme von Beschreibungen jeweils neuer Objekte sukzessive erweitert worden. Inhaltlich bieten sie reichhaltige Erläuterungen zur Translokation von Gebäuden, zur Bauforschung und zur Gefügekunde, sowie Zeichnungen von Wirtschaftsgeräten und im Anhang einen ausführlichen Sachindex. Die Beschreibungen gehen streng typologisch und wirtschaftshistorisch vor und sparen nicht mit bautechnischen Details. An dieser Grundkonzeption orientiert sich auch die Neufassung von 2021. Aber in den Details ist sie reduzierter, Skizzen und Zeichnungen sind sparsamer eingesetzt. Die Grundrisse der Gebäude sind aus dem alten Führer verkleinert übernommen; wenn aber ein Objekt zwischenzeitlich neu aufgestellt worden ist, so hat man darauf verzichtet, einen neuen zu zeichnen. Dafür wird den Fotografien deutlich mehr Aufmerksamkeit gewidmet: Die Objekte sind pittoresk in Szene gesetzt und nicht selten mit Blumen, in der Einleitung auch mit werkenden und Tracht tragenden Personen garniert. Kurztexte mit kleinen Tipps und historischen Sachgeschichten lockern das Layout zusätzlich auf. Die aktuelle Publikation ist im Stil eines professionell gemachten Reisführers gestaltet. Aber indem er diesen Weg wählt, desavouiert er bis zu einem gewissen Grad auch die wissenschaftliche Arbeit früherer Jahrzehnte. Dies etwa, wenn offenkundig unreflektiert ein Begriff wie „Lebenskultur“ eingeführt wird¹³ oder eine baukundliche Erläuterung um der bloßen Vereinfachung willen inhaltlich ungenau bzw. unkorrekt ist.¹⁴

12 Egbert Pöttler, Michaela Steinböck-Köhler, Reinhard Tuder: Österreichisches Freilichtmuseum Stübing (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseum, 25). O. O. 2021.

13 Ebd., S. 7.

14 Als kleines, aber vielleicht bezeichnendes Beispiel dafür, wie aufwendig erhobene Forschungsergebnisse aus früheren Jahrzehnten verloren gehen, sei der Hinweis auf die Verbreitung von Heuharpfen im Alpenraum herangezogen. Im aktuellen Museumsführer, Seite 160 f, ist dazu zu lesen. „Auch in Slowenien, Osttirol und bis zu den östlichen Schweizer Kantonen findet sich diese Konstruktionsform.“ Dass es sich bei Heuharpfen um ein nur alpensüdseitig anzutreffendes Phänomen handelt, wird damit gänzlich negiert. In den neben Graubünden östlichsten Kantonen der Schweiz, Appenzell und Sankt Gallen, hat es solche nämlich zu keiner Zeit gegeben. Die ursprüngliche, auf vergleichender Forschung basierende Formulierung lautet aber: „In den Alpen finden wir Harpfen von Slowenien über Kärnten, Osttirol, das Vorderrheintal in Graubünden, den oberen Tessin

Der Vergleich zwischen den Museumsführern, die wohl-gemerkt jeweils das fast identische Museum beschreiben, zeigt im Brennglas die jeweils zugrunde liegende Leitidee in ihrer zeitlichen Distanz von wenigen Jahrzehnten: Hier ist die dahinterstehende herrschende Leitkultur bürgerlich-national orientiert. Sie kommt von der Kulturräumforschung her. Ihre Legitimation bezieht sie aus dem Anspruch, ihre Klientel einem bürgerlichen Kanon gemäß zu bilden und zu heimatverbundenen Staatsbürgerinnen und -bürgern zu erziehen. Dort ist die dahinterstehende Leitkultur eine wirtschaftlich-touristische. Ihre Legitimation bezieht sie aus dem Anspruch, ihrer Klientel eine vergangene Kultur zu vermitteln und sie ganz allgemein zu unterhalten. Auch definiert sie sich weit mehr als ehemals durch die Zahl ihrer Besucherinnen und Besucher.

Andere volkscundliche Museen sind in ihrer Gesamtheit strukturell zu komplex, als dass eine gleichermaßen stringente Analyse möglich wäre, aber tendenziell bestätigt ihre Entwicklung in der jüngeren Vergangenheit, was hier exemplarisch über Freilichtmuseen gesagt wird. Auch sie werden nach ihren Besuchszahlen beurteilt. Wissenschaftliche Arbeit und also auch die Verankerung in einer einschlägigen Dachorganisation bindet ökonomisch wertvolle Ressourcen, wird von vorgesetzten Stellen selten gefördert, im besten Fall geduldet, und gerät neben der Aufgabe, als Event-Destination zu dienen, zur allenfalls angenehmen Begleiterscheinung.

Und was nun?

ICOM, die weltweite Dachorganisation der Museen, hat sich nach jahrelangen Diskussionen erst im vergangenen August zu einer

bis in den Wallis [sic]“ (siehe Anm. 13, S. 125; vgl. auch: Viktor Herbert Pöttler: Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum [= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 12], 4., erweiterte Auflage 1985. Graz 1985, S. 141). Eine verkürzende Formulierung wäre in einem herkömmlichen Reiseführer zulässig, aber auch dort sollte man das Tessin und das Wallis nicht unter „den östlichen Schweizer Kantonen“ führen. In einer wissenschaftlich fundierten Publikation, als die sich die früheren Auflagen verstanden haben, wäre diese Formulierung auch insofern problematisch, als sie klimatische, topografische und wirtschaftshistorische Gegebenheiten ignoriert bzw. falsch transportiert.

Definition von „Museum“ geeinigt. Für uns hier ist interessant, dass ein 2020 vorgelegter Vorschlag zu heftigem Streit geführt hat. Diesem gemäß sollten Museen demokratisierende, inklusive und polyfonische Orte für kritische Dialoge über Vergangenheiten und Zukünfte sein. Womöglich hätte diese Definition sogar zu einer Spaltung der Dachorganisation führen können. Der mit Vehemenz vorgetragene Einwand dagegen hat gelautet, dass eine solche Definition zu zeitgeistig sei und das kulturelle Erbe als Grundlage des Museumsgedankens nicht berücksichtige. Nunmehr hat man sich auf eine Definition einigen können, die dem Rechnung trägt, bislang aber nur in einer englischen Version vorliegt.¹⁵ Es wird wohl wieder einer Reihe von Diskussion bedürfen, bevor diese ins Deutsche übersetzt ist.

Dieser kleine Exkurs soll das Dilemma zeigen, in dem die Museen insgesamt derzeit gefangen sind. Für das Fach Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft gibt es keine Definition, aber wenn man seinen Themensetzungen im Hinblick auf die Museen folgt, dann tendiert es eindeutig zu deren 2020 vorgeschlagener Definition. Bei dieser fände sich das Universitätsfach wohl wieder. Auch die Volkskundemuseen in Wien und Graz und so manche Regionalmuseen reflektieren diese in ihrer rezenten Arbeit. Deren Hypothek aber sind ihre Sammlungen, auf denen sie letztlich ihr Selbstverständnis gründen. Für diese sind sie verantwortlich, diese müssen sie bewahren, ausstellen, beforschen und vermitteln. Nicht zuletzt in einem Umfeld, das sich immer mehr als digitalisiert und also immateriell zeigt, wird das zunehmend schwieriger. Das Universitätsfach tut sich damit viel leichter. Es macht digitale Kulturen zum Thema, hat aber wenig Anlass, diese auch auszustellen. Folgerichtig entfernt es sich von seinem ehemaligen Berufsfeld Museum, nicht anders als dies im Falle anderer Berufsfelder zuvor auch schon recht friktionsfrei der Fall gewesen ist. Beide suchen sich jeweils andere Bezugspartner. Die

15 „A museum is a non-for-profit, permanent institution in the service of society that researches, collects, conserves, interprets and exhibits tangible and intangible heritage. Open to the public, accessible and inclusive, museums foster diversity and sustainability. They operate and communicate ethically, professionally and with the participation of communities, offering varied experiences for education, enjoyment, refection and knowledge sharing.“

Absolventinnen und Absolventen der Universitäten haben offenkundig ein viel weiteres Feld an Beschäftigungsmöglichkeiten gefunden, die Museen rekrutieren ihren Nachwuchs in Zukunft aus anderen Fächern oder – naheliegend – nicht einmal mehr von den Universitäten, sondern von Fachhochschulen oder aus schwer fassbaren Quereinstiegs-Feldern, der Denkmalpflege etwa. Einzig den Umstand, dass dadurch die innerfachlich wohlgeübte Reflexionsfähigkeit über die Provenienz seines Gegenstandes und zumal seiner wortwörtlichen Gegenstände verloren geht, nehme ich mit Bedauern zur Kenntnis. Denn die kritische Frage nach den Sammlungsintentionen und nach dem gesellschaftlichen Stellenwert des je eigenen Museums habe ich in früheren Jahrzehnten als gut geübte Wacht über die eigene Sammlungstradition erfahren.

Indem sich die akademische Volkskunde – die Europäische Ethnologie und die Empirische Kulturwissenschaft – von seinen Museumsvertreterinnen und -vertretern verabschiedet, kann das für ihre Identität vielleicht sogar hilfreich sein, denn unter dem gemeinsamen Dach mit den Museen ist ihr eine zunehmend größer werdende Hypothek erwachsen. Die zyklisch auftretenden Namensdebatten, die den Fachverband resp. die Gesellschaft aufgrund ihrer weit gefächerten Struktur im Vergleich zu den Universitäten relativ spät erfasst haben, werden sich auf absehbare Zeit beruhigen. Noch ist es nicht ganz so weit. Im Zuge der Namensdebatte 2021 ist die Frage der Umbenennung außer Zweifel gestanden. Leidenschaftlich, aber zugleich eher unterschwellig ist es im Prozess der Namensfindung vor allem um die Frage gegangen, ob der Begriff „Volkskunde“ überhaupt noch im Namen aufscheinen solle. Für die historisch gewachsenen Sammlungen der Museen ist er wohl notwendig. Indem sich Fach und Museen voneinander entfernen, wird er für das Fach obsolet werden, und den meisten der Museen wird das wahrscheinlich auch egal sein. Es wird sich lediglich die Frage stellen, wer ihre Sammlungen inhaltlich betreut und sachgerecht interpretiert.

Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde

Der Prozess der Umbenennung des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde

Am 21. Jänner 2022 hat sich der 1958 gegründete *Österreichische Fachverband für Volkskunde* (ÖFV) auf einer außerordentlichen und digital durchgeführten Generalversammlung in „Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“ (ÖGEWK) umbenannt. Diese Entscheidung bringt einen bereits auf der Grazer Generalversammlung von 2016 begonnenen Prozess zum Abschluss. Im Folgenden wollen wir den Umbenennungsprozess als Vorsitzende des Vereins vorstellen und dabei die unterschiedlichen Interessen benennen und die vorgebrachten Argumente skizzieren. Am Ende werden Möglichkeiten und Herausforderungen beschrieben, die sich mit der neuen Vereinsbezeichnung verbinden lassen.

Vorgeschichte, Einführung

Im Österreichischen Fachverband für Volkskunde hatte die Namensdebatte seit 2016 wieder Fahrt aufgenommen, denn es gab Bestrebungen, sich des Begriffes „Volkskunde“ zu entledigen oder ihn wenigstens einzufrieden. Der Vereinsvorstand unter dem Vorsitz von Klaus Schönberger und Birgit Johler (seit 2019) hatte ursprünglich für Februar 2021 einen Workshop für einen neuerlichen Einstieg in die Namensdebatte geplant und dabei auch ein wenig darauf gehofft, den Verlauf der deutschen Debatte berücksichtigen zu können. Die Covid-19-Pandemie hatte dann zu einer weiteren Verschiebung der geplanten

Diskussion geführt. Denn es war klar, dass das „Vielnamenfach“¹ nicht noch weitere Fachbezeichnungen bekommen sollte und die „merkwürdige deutsche Sonderwissenschaft“ (Thomas Nipperdey)² nicht noch weitere Bezeichnungen im deutschsprachigen Raum benötigen würde.

Welche Aspekte und Diskussionen waren im Vorfeld in Bezug auf den Fachverband relevant? Der Überblick über einige österreichische Spezifika soll Orientierung bieten:

1. Die österreichischen Universitätsinstitute tragen die Bezeichnung „Volkskunde“ allesamt nicht mehr in ihrem Namen. Die Namenslandschaft mit Blick auf die Universitätsinstitute ist durchaus heterogen: In Wien gibt es das „Institut für Europäische Ethnologie“, in Graz das „Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie“, in Innsbruck ist unser Fach vereinigt im „Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie“. In Klagenfurt nennt sich das vor-malige Institut für Kultur-, Literatur- und Musikwissenschaft seit 2016 „Institut für Kulturanalyse“ und hat eine „Abteilung für Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie“. Das Vielnamenfach sozusagen as its best.
2. Ebenso findet sich in den dort angebotenen Studien kein Hinweis mehr auf die einstige Bezeichnung „Volkskunde“. Sie lauten in Wien, Graz und Innsbruck im Master wie im Bachelor „Europäische Ethnologie“ sowie in Klagenfurt „Angewandte Kulturwissenschaft“, ebenfalls jeweils im BA und MA. In Graz hat auch der Doktoratsstudiengang die Bezeichnung „Europäische Ethnologie“.

1 Der Begriff wird vielfach Gottfried Korff zugeschrieben. Vgl. zur Genealogie des Begriffs die Fußnote Nr. 33 bei Timo Heimerdinger, Konrad J. Kuhn: Europäische Ethnologie – Zur Produktivität der offenen Europakonzeption einer akademischen Disziplin. In: Andrea Brait, Stefan Ehrenpreis, Stella Lange (Hg.): Europakonzeptionen. Innsbruck, Baden-Baden: IUP/Nomos 2020, 169–190, S. 181

2 Thomas Nipperdey: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976, S. 33–58, hier S. 42.

3. In Österreich gibt es darüber hinaus zwei größere Museen, nämlich in Graz und in Wien, die den Namen „Volkskunde“ tragen, bzw. in Innsbruck das Tiroler Volkskunstmuseum. Im Landesmuseum Rudolfinum Klagenfurt (seit 2022 Kärntenmuseum) existiert eine Volkskundeabteilung, die für das Freilichtmuseum Maria Saal zuständig ist. Im Oberösterreichischen Landesmuseum gibt es eine Abteilung „Volkskunde und Alltagskultur“.
4. Auch das Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, das bei der Salzburger Landesregierung angesiedelt ist, trägt wie die Landesstellen in Deutschland noch die Bezeichnung „Volkskunde“ im Namen.
5. Es gab und gibt außerdem die Doppelstruktur des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde und des Vereins für Volkskunde in Wien, dem Trägerverein des Österreichischen Museums für Volkskunde (Volkskundemuseum Wien). Derselbe ist älter als der Fachverband und
6. im Unterschied zu Deutschland (Herausgeber Deutsche Gesellschaft für Volkskunde respektive Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft) wird die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* nicht vom Pendant (dem Fachverband), sondern vom Wiener Verein herausgegeben. Genau hier wird es komplex. Hierfür werden historische und auch finanzielle Gründe angeführt. Denn redaktionell wie in der Herausgeber*innenschaft sind es vor allem die Universitätsinstitute, die in die Herausgeber*innenschaft der Zeitschrift involviert sind. Der Verein für Volkskunde in Wien finanziert wiederum eine Geschäftsführungs-/Redakteur*innenstelle.
7. Da die Namensdebatte seit der Grazer Generalversammlung von 2016 – aus Sicht der akademischen Akteur*innen – nicht vom Fleck kam, wurde im Rahmen der vier österreichischen Universitätsinstitute eine eher informelle Generalversammlung Empirische Kulturwissenschaft (GVEKW) ins Leben gerufen, die überwiegend die akademische Vernetzung und universitäre und forschungspraktische Fragen reflektiert. Die GVEKW trifft sich reihum einmal im Jahr zum Austausch über studien- und forschungsbezogene Fragen.

Bei der „Namensdebatte“ ging es allerdings nicht nur um den Begriff der Volkskunde, sondern auch darum, ob die Bezeichnung als „Fachverband“ noch tragfähig ist oder ob der Verein eventuell als „Gesellschaft“, „Verband“³ oder als „Vereinigung“ weitergeführt werden soll.

Doch was bedeutet oder impliziert eine Umbenennung für den Fachverband selbst (und für seine Mitglieder), für die Institute und in Bezug auf die Orientierung der Institute gegenüber dem Fachverband (gemeinsame Konferenz), aber auch mit Blick auf die Generalversammlung Empirische Kulturwissenschaft? Was bedeutet eine Umbenennung für Studiengänge und ihre Absolvent*innen, für Museen und den Verein für Volkskunde (Wien), für das wissenschaftliche Fachorgan, Geldgeber*innen und schließlich für „die“ Öffentlichkeit, das heißt für die Medien, für an Themen der Wissenschaft, für an den Museen interessierte Gruppen, oder aber auch die angewandte Volkskultur-Szene in Österreich, die sowohl im Bund als auch in einzelnen Bundesländern eigene Referate oder Gesellschaften hat.⁴ Und was impliziert eine Umbenennung bzw. Nicht-Umbenennung auch in Hinblick auf die internationalen Beziehungen, und das wäre nicht nur hinsichtlich dem deutschsprachigen Raum, also die Schweiz und Deutschland, zu überlegen, sondern auch in Bezug auf andere sprachliche Kontexte.

Die Positionen, die im Fach in Österreich wahrzunehmen waren, lassen sich grosso modo wie folgt differenzieren:

1. Keine Umbenennung, weil es keinen Grund gebe, sich von der Volkskunde-Tradition zu distanzieren. Volkskunde sei ein eingeführtes Markenzeichen, das (aus unserer Innenperspektive) schon lange nicht mehr für die historischen Implikationen steht.
2. Beibehaltung der Bezeichnung „Volkskunde“ zumindest als Zweitbezeichnung aus unterschiedlichen Gründen:

3 Durch das Vereinsgesetz wird in Österreich ein Verband als ein Verein definiert, in dem sich in der Regel Vereine zur Verfolgung gemeinsamer Interessen zusammenschließen. Vgl. Vereinsgesetz 2002 § 1 Abs. 5.

4 Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport, Abt 4 – Kulturinitiativen, Museen, Volkskultur; Land Steiermark, Referat Kulturelles Erbe und Volkskultur; Volkskultur Niederösterreich GmbH.

- a. Etwa aufgrund der gegenwärtigen völkischen Mobilisierung, aber auch der verstärkten Indienstnahme von Begriffen wie „Kultur“ und „Heimat“ biete der „Volkskunde“-Begriff als taktische Bezeichnung für den Fachverband einen strategischen Nutzen, wenn wir in der österreichischen Zivilgesellschaft im Namen der Volkskunde gegen die Instrumentalisierung von „Volk“, „Volkskultur“ oder gar „Volkstum“ argumentieren können.
- b. Aus anderen Gründen, wie etwa jenen, dass Geldgeber*innen mit dem Namen vertraut seien bzw. die bisherige Bezeichnung für Außenstehende verständlicher sei. Sprich: Volkskunde würde in bestimmten politischen Konstellationen wiederum Mittel freisetzen.
3. Umbenennung, denn es gäbe da nichts zu retten, und dann werden als Bezeichnungen vor allem „Empirische Kulturwissenschaft“ (aber auch „Kulturanthropologie“ oder „Kulturanalyse“), mit Blick auf die Museen vereinzelt auch der Begriff „Alltagskulturforschung“ gehandelt.
4. Gegen den inzwischen auf Instituts- und Studienebene allerdings durchgesetzten Begriff der „Europäischen Ethnologie“ gab es insbesondere in der deutschen Debatte doch einige Vorbehalte. Dort wurde die Umbenennung von „Deutsche Gesellschaft für Volkskunde“ (dgv) in „Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft“ vorgenommen. Die Hinzuziehung der Bezeichnung „Europäische Ethnologie“ in einem neuen Namen hat sich als nicht mehrheitsfähig erwiesen.

Diese Diversität der Positionen unterstreicht, dass in Österreich die Namensdebatte nicht nur vor dem Hintergrund eines akademisch-universitären Apriori geführt wurde, sondern die Zivilgesellschaft jenseits von Forschung und Studium (sei es in Bezug auf Wissenskommunikation in den Museen, sei es mit Blick auf die politische Positionierung gegen die politische Instrumentalisierung des volkskundlichen Begriffsarsenals) spezifischer Bezugspunkt ist, der eben anderen Regeln folge. Die Museen und andere Institutionen sind in andere, zumeist politische Logiken eingebunden. Eine aus Landesmitteln finanzierte Stelle lässt sich nicht einfach umwidmen.

Workshop

Bei der ordentlichen Generalversammlung am 23. Oktober 2021 im Grazer Volkskundemuseum wurden der Vorstand und der wissenschaftliche Beirat des Fachverbandes neu gewählt. Der amtierende Vorstand unter Klaus Schönberger wurde bestätigt und auch der wissenschaftliche Beirat hat, mit einigen wenigen Änderungen, sein bisheriges Gesicht behalten. Am nächsten Tag fand der Workshop zur Namensfrage des Fachverbands statt, zu dem alle Mitglieder im Vorfeld mehrfach eingeladen worden waren. Es waren auch schriftliche Stellungnahmen erbeten und teilweise auch aktiv eingeholt worden. Insgesamt zwanzig Stellungnahmen standen den Teilnehmer*innen des Workshops zur Verfügung.

Den Workshop am 24. Oktober, an dem zwanzig Kolleg*innen teilnahmen, begleitete der Moderator Erich Nekam, Organisationsberater und Coach in Graz. Mit kurzen Statements, unter anderem von Markus Tauschek (Freiburg), Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (bis 22. September 2021: Deutsche Gesellschaft für Volkskunde), und Helmut Eberhart (Graz), wurde der Vormittag begonnen. Des Weiteren wurden die von den Mitgliedern eingebrachten Vorschläge in Kleingruppen diskutiert und die Vor- und Nachteile im Plenum präsentiert. Zuvor waren Kriterien benannt worden, was ein Name alles leisten müsse. Am Nachmittag wurde mit der von Erich Nekam vorgestellten Methode des „Systemischen Konsensierens“ gearbeitet. Bei dieser Methode wird bei Entscheidungsprozessen in Gruppen ein möglichst großer Konsens zwischen allen Beteiligten angestrebt – ein Verfahren, das sich durch Transparenz und Offenheit auszeichnet. Zur Diskussion standen die Frage einer neuen Fachbezeichnung („Volkskunde“, „Empirische Kulturwissenschaft“ etc.) wie auch die Bezeichnung „Fachverband“ (alternativ: „Gesellschaft“).

Alle in den Workshop eingebrachten Vorschläge wurden taxiert, aber in einer für die Teilnehmer*innen ungewohnten, weil umgekehrten Weise. Wir wurden gefragt, welche Vorschläge am meisten Widerstand auslösen. Alle Teilnehmer*innen konnten Negativpunkte zwischen null und zehn vergeben. Insgesamt durften sie siebzig Negativpunkte vergeben.

Aus diesem Verfahren kristallisierten sich folgende Vorschläge zur Fachbezeichnung als jene mit dem geringsten Widerstand heraus:

- „Empirische Kulturwissenschaft“ als der Vorschlag mit der größten Übereinstimmung unter allen Teilnehmenden,
- „Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“ an zweiter Stelle.

Die Bezeichnung „Österreichischer Fachverband für Volkskunde“ erwies sich als die am wenigsten präferierte Variante. In einer nächsten Runde wurde auch die Bezeichnung „Fachverband“ auf den Prüfstein gestellt. Als Alternative zur Bezeichnung „Fachverband“ wurden mittels des Systemischen Konsensierens folgende Vorschläge erarbeitet:

- „Österreichische Gesellschaft“ als der Vorschlag mit der größten Übereinstimmung unter allen Teilnehmenden,
- „Österreichischer Fachverband“ an zweiter Stelle.

Sowohl die Teilnehmer*innen des Workshops wie auch der ÖFV-Vorstand sahen es konsequent im Sinne des Prozessergebnisses an, diese zwei Vorschläge mit der – mit Abstand – geringsten Ablehnung (und somit größten Zustimmung) in einem satzungsgemäßen Verfahren zur Abstimmung zu stellen. Der Workshop war gemäß der Satzung nicht entscheidungsbefugt, die Generalversammlung vom 23. Oktober 2021 hatte zuvor den Vorstand beauftragt, nach dem Workshop für die Fortsetzung dieses Prozesses eine außerordentliche Generalversammlung Anfang 2022 einzuberufen, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Umbenennung im Rahmen einer außerordentlichen Generalversammlung

Ursprünglich sollte die Versammlung in Klagenfurt in Präsenz stattfinden. Die Pandemie ließ es dann aber doch geraten erscheinen, eine – im wahrsten Sinne des Wortes – außerordentliche Online-Generalversammlung durchzuführen. Das stellte den Vorstand vor einige Herausforderungen (insbesondere bei der Umsetzung des Satzungsgebots einer geheimen Wahl), wurde dann aber – nicht zuletzt – dank

der vereinten Anstrengung von Vorstand und dem lokalen Klagenfurter Team vom Institut für Kulturanalyse (Dank an Johanna Steindl und Sophia Fritzer) – satzungsgemäß korrekt gemeistert.

Die beiden Vorschläge, für die mit großem Abstand ein Konsens erzielt wurde, seien, darauf wurde in der Generalversammlung nochmals verwiesen, nicht das Ergebnis der Überlegungen und Diskussion im Vorstand und seien auch nicht als Empfehlung des Vorstands zu verstehen, sondern seien das Resultat der Diskussion und des Verfahrens des Grazer Workshops und eines zu jeder Zeit transparenten und demokratischen Prozesses.

Während der Versammlung wurde von Johannes Moser (München) unter Rückgriff auf seine Argumentation während der deutschen Debatte der Name „Europäische Ethnologie“ starkgemacht. Das Argument für diese Fachbezeichnung war die Verwendung an drei österreichischen Universitätsinstituten, aber auch hinsichtlich der Übersetzbarkeit ins Englische. Dieses Argument wurde diskutiert, vor allem Beirats- und Vorstandsmitglieder wiesen darauf hin, dass die Universitätsinstitute gegenwärtig mit dieser Bezeichnung nicht sehr glücklich sind (vor allem hinsichtlich der Attraktivität für Studierende) und der Fachverband stärker vielleicht noch als in Deutschland mit dem nicht-akademischen Kontext verwoben ist.

Das Ergebnis fiel eindeutig aus: Bei der Organisationsbezeichnung stimmten 61 Prozent zu 32 Prozent (7 Prozent Enthaltung) der anwesenden Mitglieder für „Österreichische Gesellschaft“. Bei der Fachbezeichnung stimmten 62 Prozent für „Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“ und 34 Prozent für „Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft“ (3 Prozent Enthaltung).

Das Ergebnis wurde von einigen Teilnehmer*innen bzw. Beobachter*innen als „typisch österreichisch“ oder als „halbseiden“ bezeichnet. Auch im Vorstand gab es unterschiedliche Präferenzen. Dennoch erscheint uns dieses Ergebnis als ein stabiles Mandat, den Verein weiterzuentwickeln. Die Tatsache, dass der Verein weiterhin die Bezeichnung „Volkskunde“ im Vereinsnamen führt, erscheint uns in der gegenwärtigen Situation noch als Vorteil (insbesondere um die Bezeichnung nicht für identitäre oder völkische Kräfte freizugeben). Mit der Verwendung der Bezeichnung „Volkskunde“, die in der Diskussion für einige Mitglieder gerade in Hinblick auf die Museen oder

lokalen Verbände Sinn macht und die nun Teil des neuen Vereinsnamens ist, kann im alltäglichen Verwendungsgebrauch variiert werden.

Nach der Umbenennung

Eine Umbenennung zieht eine Reihe von Maßnahmen nach sich: Statuten müssen geändert werden, die Website benötigt eine neue Adresse, der Verein selbst ein neues Logo. Der Vorstand hat sich nach ausführlicher Diskussion auf die Abkürzung „ÖGEKW“ geeinigt. Damit gleicht sich der österreichische Verein an die Abkürzung der „Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft“ (dgek) an und stützt die neue Bezeichnung.

Es wird nun darum gehen, die Verbindung zwischen Berufsfeldern und Universität wieder zu verstärken, im universitären Kontext bei Drittmittelgebern die epistemische Perspektive des Faches zu verdeutlichen und seine wissenschaftlichen Inhalte in die Tätigkeitsfelder besser zu vermitteln.

Österreichische Gesellschaft für Empirische
Kulturwissenschaft und Volkskunde
c/o Klaus Schönberger
Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt
Österreich
Webseite: <https://www.oegekw.at/>
E-Mail: office@oegekw.at/

Reflexionen zum Fach

Zur Situation der Europäischen Ethnologie / Empirischen Kulturwissenschaft in Österreich

Das Fach Europäische Ethnologie, wie es in Wien seit dem Jahr 2000 heißt, befindet sich aktuell in einer Umbruchphase, die nach einer neuen Namensdebatte 2021 zur Umbenennung der „Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ in „Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft“ geführt hat. In der Folge hat sich auch der „Österreichische Fachverband für Volkskunde“ 2021 in „Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“ umbenannt. Im Nachfolgenden schaue ich aus der Perspektive des Wiener Universitätsinstituts bzw. aus akademischer Sicht als ehemalige Vorsitzende der Generalversammlung für Empirische Kulturwissenschaft in Österreich auf diese Dynamiken. Zugleich reflektiere ich die bestehenden Kooperationen von Arbeitsfeldern, Regionen und Personen sowie die Vertretungsorgane in Österreich.

Im Jahr 2009 wurden alle drei Professuren an den österreichischen Universitätsstandorten Wien, Graz und Innsbruck mit Kolleg:innen aus deutschen oder schweizerischen Universitäten besetzt – was auch als Ausdruck der geforderten und gewünschten Internationalisierung nicht nur unseres Faches betrachtet werden kann, zumal Hausberufungen immer unüblicher werden und Mobilität gefordert ist. Die Neuberufenen diskutierten die fachpolitischen Strukturen in Österreich, galt es doch für sie, Positionen und Rollen in neuen akademischen Verhältnissen zu finden. Die Entstehung und Aufgaben der jeweiligen Fachverbände waren und sind in Deutschland (DGEKW), der Schweiz (SGV) und Österreich (Fachverband und Verein für Volkskunde) unterschiedlich, was ein Verständnis für die Logik und Aufgaben der Fachinstitutionen erforderte. Schon damals

begann eine Debatte um den geeigneten Namen der Fachorgane und ihrer Funktion(en). Ein erster Versuch, den Fachverband bei einer Tagung in Graz 2016 umzubenennen, scheiterte. 2021 gelang es, trotz bedauerlich wenig anwesenden Mitgliedern eine knappe Mehrheit an Stimmen für eine Umbenennung zu gewinnen, worauf aus dem Fachverband die „Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“ wurde.

Zur Einordnung dieses Schrittes und Stellungnahme zum aktuellen Standort des Faches möchte ich zunächst die Entstehung und Funktion der unterschiedlichen Fachorgane in Österreich in Erinnerung rufen. Der Österreichische Fachverband für Volkskunde wurde 1958 gegründet¹ – zuerst noch als Berufsvertretung der im Fach sachlich und beruflich tätigen Personen. Ein Motiv soll gewesen sein, dem Machtmonopol des zentralistisch in Wien verankerten und das Hauptstadt-Volkskundemuseum repräsentierenden Vereins für Volkskunde als mächtigstes Vertretungsorgan des Faches in Österreich ein wissenschaftliches Gremium, das genuin die akademischen und weiteren beruflichen Belange des Faches vertritt und bündelt, gegenüberzustellen. Eine gewisse Schieflage entstand freilich dadurch, dass die Herausgabe des Fachjournals, die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, weiterhin beim Verein (in Wien) blieb und dieser schließlich selbst eine fachspezifische, nämlich museale Position vertritt. Fachpolitische Verhältnisse werden in Österreich stark von hierarchisierten Dynamiken der universitären Gremien und räumlichen Disparitäten zwischen Zentrum (Wien) und Bundesländern (Einrichtungen in den Bundesländern) geprägt. Immerhin artikuliert sich eine Zusammenarbeit in Gestalt einer (in der Regel) alle drei Jahre stattfindenden Fachverbandstagung samt Publikation der Beiträge in einer Schriftenreihe der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde*, die vom Verein verlegt wird.

Auch beim Fachverband waren die Interessen und Zielgruppen heterogen und bezogen neben den universitären Einrichtungen auch Fachvertreter:innen in Museen und anderen Einrichtungen ein, die sich vom Verein für Volkskunde nicht repräsentiert sahen. Dies

1 Margot Schindler: *Volkskundliche Gesellschaften in Österreich* (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVI) Wien 1992, S. 61–75, hier S. 64 f.

folgt einem Modell, wie es auch der DGEKW zugrunde liegt, bei der verschiedene Mitgliedergruppen im Hauptausschuss vertreten sind (Freiberufler:innen, Museen und Landesstellen, Standesvertretungen universitärer Einrichtungen). Die hochschulpolitischen Entwicklungen in Österreich bei Fördergeberinstitutionen, Hochschulleitungen oder anderen Instanzen seit 2009 motivierten die Vertreter:innen der universitären Institute bei ihren jährlichen „Vernetzungstreffen“, die Gründung eines wissenschaftlich-universitären Sprachrohrs zu initiieren. Immerhin gab es Zweifel an der fachlichen Eigenständigkeit und Überlegungen zur Zusammenlegung mit der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien. Zudem zeigten auch die Erfahrungen bei der Wahl der Gutachter:innen des FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) die Dringlichkeit eines sich fachpolitisch einbringenden Gremiums auf, um Wissen über die Disziplin zu vermitteln und passendere Gutachter:innen bestellen zu können. So kam es 2018 in Innsbruck zur Gründung der Generalversammlung der Empirischen Kulturwissenschaft in Österreich (GVEKW), deren erste Sprecherin ich war. Die GVEKW hat sich seither verschiedentlich in (fach-)politischen Kontexten als wissenschaftliche Stimme zu Wort gemeldet und Gespräche mit dem FWF aufgenommen.² Schon damals hatten wir uns also für den Fachnamen „Empirische Kulturwissenschaft“ als gemeinsamen Nenner entschieden. Eine einheitliche Umbenennung der Universitätsinstitute in diesem Sinn kam indes nicht in Frage: An den verschiedenen Standorten hatten sich die aktuellen Fachnamen „Europäische Ethnologie“, „Kulturanthropologie“ und „Kulturanalyse“ aus standortpolitischen und historischen Gründen etabliert und waren Dekanate und Rektorate oder auch Fachvertreter:innen selbst von dieser Namensgebung nicht zu überzeugen.

Seit der Umbenennung des Fachverbands in „Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“ scheint eine Lösung für die unbefriedigende Situation des Verbandes und neue Übereinstimmung errungen worden zu sein. Die „verhaltene“ Aktualisierung hält wissenschaftlichen Standards aus

2 Siehe die Homepage der GVEKW: <https://euroethnologie.univie.ac.at/institut/generalversammlung-der-empirischen-kulturwissenschaft-in-oesterreich/> (Zugriff: 27.6.2022).

meiner Warte nicht stand. Damit meine ich nicht die Adaptierung des Begriffs „Empirische Kulturwissenschaft“, auch wenn sich auch dieser Fachname mancherorts schwer überzeugend vermitteln lässt, zu viele Disziplinen sehen sich als Kulturwissenschaft und erkennen die methodische Spezifizierung nicht als fachdefinierendes Kriterium an. Doch meine Bedenken richten sich auf den Anhang: die Ergänzung „und Volkskunde“. Den Volks(-kunde)-Begriff im Jahr 2022 in der Namensgebung einer fachpolitischen Einrichtung explizit weiterzutragen und als wissenschaftliches Gremium zu legitimieren, halte ich für unangemessen. Darin artikuliert sich eine erhebliche Diskrepanz zum längst errungenen kulturwissenschaftlichen Konsens und zu fachpolitischen Positionierungen dem Volksbegriff und seiner vielfältigen gesellschaftspolitischen Instrumentalisierung gegenüber.³ Die Beibehaltung des Volkskunde-Begriffs etwa im musealen Kontext scheint in Österreich eine andere Legitimation sowie andere Möglichkeiten zu bieten als in universitären Kontexten. Für einen wissenschaftlichen Ausschuss, der sich politisch als wirkmächtige Stimme ungeachtet des parteipolitischen Gegenübers positionieren will, scheint er mir überholt. In universitär-forschungsbezogenen Zusammenhängen hat der Volkskunde-Begriff wenig Überzeugungskraft und wird wohl auch deshalb mit einem Augenzwinkern bei der Namensnennung oder Mailadresse verschwiegen.

Wichtiger scheint mir in diesem Zusammenhang, dass die Aufgabenteilung fachlicher Gremien in Österreich mit der Namensänderung nicht berührt wurde. Ein Argument der Diskussion über den Konnex von ehemaligem Fachverband und Verein für Volkskunde war die Vielfalt an parallelen und sich überlagernden Strukturen und Ämtern, die manchen als unnötiger Mehraufwand erschien. Eine Klärung der Zuständigkeit und der Sprachrohrfunktion steht für die Facheinrichtungen über die landesweite Museums- und Universitätslandschaft des Faches weiterhin noch aus. Die Frage, welches Organ für universitäre Belange, für die Museen des Landes und andere Einrichtungen oder Personenkreise jeweils zuständig ist, wird uns mithin auch nach 2022 beschäftigen und auch die Generalversammlung für Empirische Kulturwissenschaft in Österreich

3 Vgl. Jens Wietschorke: Volk. In: Brigitta Schmidt-Lauber, Manuel Liebig (Hg.): *Begriffe der Gegenwart*. Wien 2022, S. 271–277.

herausfordern, über ihre Bedeutung und weitere Existenz nachzudenken. Eine Verschlankung der Organe brachten die Änderungen jedenfalls nicht.

Bei alledem gibt es einen regen Austausch und Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Institutionen und Ländern. Die Reflexion über das Fach und sein Auftreten hat in den letzten Jahren die Nähe zwischen Universitätsinstituten und Museen bestätigt und ausgebaut. Ein standortübergreifendes museologisches Ausbildungskonzept für die Studierenden ließ sich aus organisatorischen Gründen zwar nicht realisieren, aber die Berührungspunkte und Kooperationsinteressen zwischen Museen und Instituten sind evident und in Österreich besonders ausgeprägt. Volkskundemuseum und Universitätsinstitut in Wien entwickelten zum Beispiel gemeinsam das Konzept „Campus Alltagskultur“, das eine räumliche Fusion und infrastrukturelle sowie inhaltliche Bündelung von Kompetenzen vorsah. Seit die türkis-grüne Regierung die längst überfällige Renovierung des Schönbornpalais und damit des Volkskundemuseum Wien erfreulicherweise zugesagt hat, die 2023 starten soll, ist das Vorhaben zu den Akten gelegt. Doch die stets rege Zusammenarbeit zwischen Museum und Institut wurde in anderer Hinsicht intensiviert. Im BA-Curriculum des Studiums Europäische Ethnologie in Wien haben wir mit der „kulturwissenschaftlichen Werkstatt“ ein Format etabliert, das genuin das wissenschaftliche Arbeiten im Museum adressiert. Auch anderweitig äußern sich dichte Kontakte in Form von Veranstaltungen und universitären Ausstellungen im Museum oder in der Vermittlung von Studierenden. Aber auch die Universitätsinstitute stehen in einem regen produktiven Austausch. Bei jährlichen Vernetzungstreffen an abwechselnden Standorten tauschen wir Neuigkeiten aus den Instituten in Graz, Innsbruck, Klagenfurt und Wien aus, informieren über Projekte und diskutieren hochschul- oder fach- und gesellschaftspolitisch relevante Themen. 2020 kam es zudem zum Start einer längerfristigen Kooperation zur Langzeitethnografie der Kulturhauptstadtwerdung Bad Ischl-Salzkammergut 2024, an der alle vier Universitätsinstitute im Wechsel mitwirken. Nach dem Prinzip des forschenden Lernens untersuchen Seminargruppen jeweils unterschiedliche Themen wie das vermittelte Geschichtsbild des Ortes bzw. der Region, die Partizipationsstrategien oder materiellen, politischen und sozialen Auswirkungen der Kulturhauptstadtwerdung.

So sind es nicht nur fachpolitische, sondern auch institutionen- und standortspezifische Bedarfe und Logiken, die sich in den Gremien des Faches in Österreich spiegeln. Sie zeigen ein funktionierendes Geflecht an Fachvertreter:innen verschiedener Orte und Arbeitsbereiche. Wohl auch die Heterogenität an Positionen und Zwängen, die Eigenlogik institutioneller Positionen sozusagen, erklärt, warum es in unserem Fach seit Jahrzehnten nicht möglich ist, ein eingängiges und einheitliches Außenbild als Fach mit einem unumstrittenen gemeinsamen Namen zu finden. Es wird Aufgabe und Herausforderung gegenwärtiger und zukünftiger Präsident:innen oder Vorsitzender sein, diesbezüglich über den Tellerrand zu schauen, die jeweilige Rolle als *Fach*vertretung auszufüllen und dabei das Fach im Kleinen (konkrete Institution/Standort) und Großen (als wissenschaftliche Disziplin) im Blick zu behalten.

Zur (Neu-)Formierung des kulturwissenschaftlichen „Netzwerks Alltag und Technik“

Im Frühjahr 2021 formierte sich das Kulturwissenschaftliche Netzwerk Technik und Alltag, das vom Institut für Kulturanalyse der Universität Klagenfurt (Ute Holfelder, Klaus Schönberger, Roland W. Peball, Janine Schemmer) und vom Digital Age Research Center (D'ARC) der Universität Klagenfurt (Katharina Kinder-Kurlanda) gehostet wird. Das Netzwerk versteht sich als eine Plattform für interessierte Kolleg:innen aus der Empirischen Kulturwissenschaft / Kulturanthropologie / Europäischen Ethnologie / Volkskunde sowie aus Nachbardisziplinen, denen an inhaltlichem Austausch und gemeinsamen Projekten zu entsprechenden Themen gelegen ist. An den bis dato stattgefundenen Treffen, online und zuletzt im Frühjahr 2022 in Klagenfurt, beteiligten sich Fachvertreter:innen aus den deutschsprachigen Ländern (Österreich, Deutschland, Schweiz), die in verschiedenen Bereichen tätig sind (Universität, Museum, Archiv, NGO, freiberuflich). Das Netzwerk ist offen für Interessierte und kann über die Webseite <https://www.aau.at/digital-age-research-center/humanwissenschaft-des-digitalen/kulturwissenschaftliches-netzwerk-alltag-und-technik/> erreicht werden.

Das Netzwerk knüpft an das vom 2018 verstorbenen Volkskundler Thomas Hengartner gegründete Kolleg Kulturwissenschaftliche Technikforschung (kurz „Technikkolleg“) an. Hengartner hatte das Technikkolleg 2002 mit Mitteln des Gottfried Wilhelm Leibniz-Preises der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), den er für seine innovativen Zugänge im Fach erhalten hatte, an der Universität Hamburg gegründet und damit die von Hermann Bausinger angeregte Perspektivierung einer „Volkskultur in der technischen Welt“

aufgenommen. Nach seiner Berufung in die Schweiz im Jahr 2010 war das Technikkolleg an der Universität Zürich angesiedelt,² bevor es von einigen Mitgliedern in Klagenfurt weitergeführt wurde und neue Interessierte hinzukamen.

Das Forschungsprogramm des Netzwerks widmet sich, anknüpfend an eine dezidiert akteursbezogene Perspektive, den Fragen, die Hengartner in seinem Beitrag *Technikforschung als Alltagskulturforschung*³ formuliert hatte, nämlich

- „Wie kommt der Mensch zur Technik?
- Wie kommt die Technik zum Menschen?
- Was macht der Mensch mit Technik?
- Was macht die Technik mit dem Menschen?
- Und nicht zuletzt: Welchen Sitz hat die Technik im Leben?“⁴

Hengartners Begrifflichkeiten wie „Veralltäglicung von Technischem“, „Kultürlichkeit von Technik“ und „Technizität von Kultur“⁵ spiegeln diese Perspektive, die auch intersektionale Fragestellungen einschließt.⁶ Dass Technisches in empirisch-kulturwissenschaftlicher Sicht als „Querschnittsdimension“⁷ verstanden werden kann, darauf hat Klaus Schönberger hingewiesen, der das Technikkolleg von 2005 bis 2008 koordinierte. Im Rahmen des Kollegs wurden auch Anstrengungen zu einer Theorie des soziokulturellen Wandels

2 Vgl. Universität Zürich: Forschungskolleg Kulturwissenschaftliche Technikforschung, <https://www.isek.uzh.ch/de/popul%C3%A4rekulturen/personen/emeriti/hengartner/technikkultur.html> (Zugriff: 30.8.2022).

3 Vgl. Thomas Hengartner: Technik – Kultur – Alltag. Technikforschung als Alltagskulturforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1 (108), 2012, S. 117–139, <https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/75932/> (Zugriff: 30.8.2022).

4 Ebd., S. 119.

5 Ebd., S. 122.

6 Vgl. hierzu z. B. Dennis Eckhardt, Sarah May, Martina Röthli, Roman Tischberger (Hg.): Digitale Arbeitskulturen. Rahmungen, Effekte, Herausforderungen. Berlin 2020 (= Special Issue, Berliner Blätter, 82), <https://www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/issue/view/4/2> (Zugriff: 4.10.2022).

7 Klaus Schönberger: Technik als Querschnittsdimension. Kulturwissenschaftliche Technikforschung am Beispiel von Weblog-Nutzung in Frankreich und Deutschland. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (103), 2007, S. 197–221.

unternommen. Zentral ist hierbei die Frage, in welcher Weise Technisches im Alltag angeeignet wird und historisch hinterlegt ist, und inwiefern die mit Technik verbundenen soziokulturellen Praktiken mit distinkten sozialen Praxen verbunden werden.⁸ Diese Überlegungen versteht das Netzwerk Alltag und Technik noch immer als Grundierung einer nicht-deterministisch angelegten kulturwissenschaftlichen Technikforschung. Es nimmt den Alltag als Ausgangspunkt und fragt nach dem Sitz von Technik im Leben. Es verknüpft die Fragen „Was macht der Mensch mit Technik“ und „Was macht die Technik mit dem Menschen“ mit Perspektiven auf soziale und soziotechnische Dynamiken und öffnet sich damit anderen Wissenschaftszweigen wie etwa den Science and Technology Studies, der Techniksoziologie und -anthropologie, der Digitalen Anthropologie oder den Digital Humanities und Computational Social Sciences, sowie deren Begrifflichkeiten und Methoden.

Forschung zu Digitalität, Digitalisierung und digitaler Technik nimmt einen wichtigen Platz in der inhaltlichen Ausrichtung des Netzwerks ein, es ist aber nicht ausschließlich hierauf fokussiert. Im Gegenteil: Das Netzwerk arbeitet mit einem weiten Technikbegriff, der sich nicht auf Digitales beschränken lässt, sondern sich als Bestandteil einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung versteht, die von den Alltagen verschiedenster Akteure in unterschiedlichen Zusammenhängen ausgeht. Hierzu zählen auch Überlegungen zu Emotionen und Affordanzen⁹, Assemblages¹⁰ sowie zu Big Data¹¹.

- 8 Vgl. Klaus Schönberger: Persistenz und Rekombination. Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2 (111), 2015, S. 202–213.
- 9 Vgl. Stefan Beck: *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin 1997; Christoph Bareither: *Medien der Alltäglichkeit. Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien- und Digitalanthropologie*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2 (115), 2019, S. 3–26.
- 10 Rebecca Carlson, Ruth Dorothea Eggel, Lina Franken, Sarah Thanner, Libuše Hannah Vepřek: *Approaching Code as Process. Prototyping Ethnographic Methodologies*. In: *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 1/2021, S. 13–17, <https://www.kuckucknotizen.at/kuckuck/index.php/1-21-code/216-1-21-code-leseprobe> (Zugriff: 30.8.2022).
- 11 Katharina Kinder-Kurlanda, Katrin Weller: *Acknowledging Data Work in the Social Media Research Lifecycle*. *Frontiers in Big Data*, 3, S. 50. <https://doi.org/10.3389/fdata.2020.509954> (Zugriff: 30.8.2022).

Vom 16. bis 18. Juni 2022 fand in Klagenfurt ein erster informeller Workshop des Netzwerks mit rund zwanzig Teilnehmer:innen aus Österreich und Deutschland statt. Schon das Vorstellen der individuellen Arbeitsgebiete der Teilnehmer:innen am ersten Workshoptag zeigte die Vielfalt der Themen im Forschungsfeld. Diesen Eindruck bestätigten die sieben Inputs, die intensiv diskutiert wurden. So gab Lina Franken (München) zunächst einen Einblick in die Analyse der Entwicklungen rund um digitale Methoden. Katharina Kinder-Kurlanda (Klagenfurt) informierte über das Digital Age Research Center und stellte Überlegungen zu Interdisziplinarität im Kontext ihrer Arbeit an. Johannes Müske (Freiburg) widmete sich am Beispiel des Deutschen und des Schweizerischen Volksliedarchivs der Frage, wie digitale Archive nutzungsfreundlich gestaltet werden können. Daraufhin stellte Roland W. Peball (Klagenfurt) sein Dissertationsprojekt vor, in welchem er Diskurse zu Kontroversen um Künstliche Intelligenz untersucht. Christian Stadelmann (Wien) erläuterte an Bildbeispielen, wie Künstliche Intelligenz derzeit in der Populärkultur visualisiert wird, und Nils Zurawski (Hamburg) berichtete aus seiner Forschung über Krisenprävention.

Am zweiten Tagungstag stellte Klaus Schönberger (Klagenfurt) grundsätzliche Hypothesen zu einer vom Alltag ausgehenden kulturwissenschaftlichen Technikforschung zur Diskussion. Dabei ging es insbesondere um methodische und theoretische Zugänge sowie die gesellschaftspolitische Relevanz einer nichtdeterministischen Technikforschung. Im abschließenden Slot erarbeiteten die Workshop-Teilnehmer:innen Vorschläge für die Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, die im Mai 2023 in Klagenfurt stattfinden wird. Das Netzwerk fungiert bei der Tagung *Alltage und Kultur/en der Digitalität. (Empirisch-)Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf den soziokulturellen Wandel* als Mitveranstalter.

Als weitere fixe Aktivitäten des Netzwerks sind künftig zwei Treffen im Jahr anvisiert (im Frühsommer in Präsenz, im Herbst online). Es soll ein Plenum für den offenen Austausch zu aktuellen und geplanten Projekten, für die Vernetzung von Kolleg:innen, aber auch für die konzeptionelle und die Begriffsarbeit sein.

Feminist and Queer Perspectives on Food¹

Queere und feministische Perspektiven auf Essen und Ernährung für eine kritisch-reflexive Museumspraxis

Die Erforschung der menschlichen Ernährung, ihrer Grundlagen und Praktiken hat sich längst als interdisziplinäres Feld etabliert und steht unter anderem in Beziehung zu Soziologie, Geschichte, Kultur- und Sozialanthropologie und Philosophie. Essen wird als kulturelles und soziales Phänomen erforscht, das symbolische und materielle Dimensionen trägt² und Fragen der Identität aufwirft.³ Lebensmittel und ihre Produktion – vom Feld bis zum Teller – sind Themen der Konsum-, Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte.⁴ Wenn der Körper thematisiert wird, kommen schließlich auch Ernährung und Geschlecht aus einer meist kritischen, (queer-)feministischen Perspektive in den

- 1 Titel des 2nd Vienna Workshop on STEM Collections, Gender, and Sexuality am Technischen Museum Wien (TMW), 5./6. Mai 2022. Der Workshop wurde von Sophie Gerber (TMW) und Sophie Kühnlrenz (Erfurt/Berlin) geleitet und vom Forschungsinstitut des TMW finanziert.
- 2 Z. B. aus einer Gender-Perspektive von Tanja Paulitz und Martin Winter: Ernährung und vergeschlechtlichte Körper. Eine theoretische Skizze zur Koproduktion von Geschlecht, Embodying und biofaktischen Nahrungsmitteln. In: Open Gender Journal 2, 2018, <https://doi.org/10.25595/440> bzw. interdisziplinär-feministisch Vicki A. Swinbank: Women's Food Matters. Stirring the Pot. London 2021.
- 3 Z. B. aus einer intersektionalen Perspektive Psyche Williams-Forson: Eating While Black. Food Shaming and Race in America. Chapel Hill 2022.
- 4 Z. B. Uwe Spiekermann: Künstliche Kost. Ernährung in Deutschland, 1840 bis heute. Göttingen 2018.

Blick, zum Beispiel im Bereich der Fat Studies. Kurz: Essen formt und produziert Körper und soziale Subjekte.

Die Ausstellung *FoodPrints* zum Anlass nehmend, widmete sich der von uns konzipierte, organisierte und geleitete Workshop *Feminist and Queer Perspectives on Food* am 5. und 6. Mai 2022 den Themen Essen und Ernährung im Museum: Wie können queer-feministische Perspektiven auf Ernährung aussehen?⁵ Und wie können diese kommuniziert und ausgestellt werden? In einem musealen Umfeld und auf Technik bezogenen Kontext wurden vorherrschende Annahmen über Ernährung hinterfragt und untersucht, wie diese von Machtverhältnissen und – besonders – gegenderten Normen geprägt sind. Ausgehend von den Inhalten der Ausstellung und den diskutierten Fragen skizzieren wir in dieser Mitteilung gewonnene Erkenntnisse und Impulse für die weitere, museal-forschende Auseinandersetzung mit Ernährung und Technik aus einer genderinformierten Perspektive.

Bereits 2020 trafen sich internationale Wissenschaftler_innen zum ersten *Vienna Workshop on STEM Collections, Gender and Sexuality* im Technischen Museum Wien (TMW), um zu diskutieren, wie Museen (Geschlechter-)Vielfalt in ihre Arbeit einbeziehen und abbilden können.⁶ Technische Museen fordern diese Debatte geradezu heraus – schließlich sind ihre Sammlungen und Ausstellungen der Tradition einer männlichen Erzählung von Technik und Forschung verhaftet. Gleichzeitig bieten technische Objekte ein großes, oft noch unentdecktes Potenzial, Konstruktionen von Geschlecht zu offenbaren. Auch deswegen arbeitet der abteilungsübergreifende Forschungsschwerpunkt *Fokus Gender* am TMW seit 2019 an einer kritischen Auseinandersetzung mit gegenderten und heteronormativen Konstruktionen in Technik und Wissenschaft und initiierte die Workshop-Reihe.

5 Ein queer-feministischer Blick bedeutet für uns, Gender und Sexualität als zentrale Kategorien für die Analyse sozialer und gesellschaftlicher Vorgänge anzunehmen und in Intersektion mit weiteren sozialen Bedingungen und Ungleichheiten zu setzen. Zudem verfolgen wir das Ziel, abseits binärer Kategorien zu denken.

6 *Outer Edge. Queer(y)ing STEM Collections*, 5./6. März 2020, geleitet von Sophie Gerber (TMW) und Eleanor S. Armstrong.

In den letzten Jahren haben sich Museumsausstellungen verstärkt mit der Geschichte und Zukunft des Essens auseinandergesetzt, wobei die (historische) Industrialisierung der Lebensmittelproduktion (z. B. *Geschmackssache*, Technisches Museum Wien 2008/09; *Unser täglich Brot*, Technoseum Mannheim 2011/12) und die Nachhaltigkeit des heutigen und zukünftigen Konsums im Mittelpunkt standen (z. B. *Food Revolution 5.0*, Museum Kunst und Gewerbe Hamburg 2017; *Bigger than the Plate*, Victoria & Albert Museum London 2019; *Future Food*, Deutsches Hygiene Museum Dresden 2020/21; *Ablaufdatum*, Naturhistorisches Museum Wien 2020/21). Im Rahmen eines europäischen Kooperationsprojektes unter dem Leitthema „A Sustainable Future“ reihte sich das Technische Museum Wien in diese Tradition ein und eröffnete im Dezember 2021 die Sonderausstellung *FoodPrints*.⁷ Die Ausstellung beleuchtet Geschichte, Gegenwart und Zukunft von Ernährung und Technik unter dem Eindruck zunehmender globaler Herausforderungen und geht entlang von sechs Themenschwerpunkten der Frage nach, wie traditionelle und moderne Technologien globale Ernährungssysteme nachhaltiger gestalten können. Anhand eines Blicks in die Geschichte von Technik und Ernährung wird gezeigt, dass viele der aktuellen Fragestellungen rund um Ernährung und Nachhaltigkeit nicht neu sind. Wie historisches und globales Wissen Innovationen hervorbringen und zu Lösungen beitragen können, zeigt die Ausstellung anhand zahlreicher Beispiele. Fragen, die im Rahmen der Ausstellung nur angedeutet werden konnten, etwa wie ein gendersensibler Blick auf Essen und Ernährung im Museum aussehen kann, standen 2022 im Mittelpunkt des zweiten *Vienna Workshops on STEM Collections, Gender and Sexuality*.

Feminist and Queer Perspectives on Food versammelte Wissenschaftler_innen aus Universitäten und Museen, Künstler_innen und Pädagog_innen, um nicht nur neue Perspektiven auf das Essen zu präsentieren und diskutieren. Mit Essen und Ernährung als

7 Die Ausstellung wurde von Sophie Gerber kuratiert und im TMW von Dezember 2021 bis August 2022 gezeigt. Von Oktober 2022 bis Sommer 2023 ist sie in der DASA Dortmund sowie von Herbst 2023 bis Sommer 2024 im Parque de las Ciencias in Granada zu sehen. Vgl. auch Technisches Museum Wien: *Foodprints*. Die interaktive Ausstellung zur Ernährung, <https://www.technischesmuseum.at/ausstellung/foodprints> (Zugriff: 12.10.2022).

Ausgangspunkt war das Ziel des Workshops, sich kritisch mit Konstruktionen von vergeschlechtlichter und/oder heteronormativer Technologie und Wissenschaft auseinanderzusetzen, die Rolle von Objekten und materieller Kultur aus queer-feministischen Perspektiven in den Blick zu nehmen und zu fragen, was eine genderinformierte, intersektionale museale Theorie und Praxis aus der Beschäftigung mit Essen und Ernährung ziehen kann.

Welche Herausforderungen und Potenziale ergeben sich aus einer genderinformierten Auseinandersetzung mit Essen und Ernährung? Wie können Museen Essen als ein vielschichtiges, nicht nur geschlechtliches Phänomen verstehen, sammeln und ausstellen? Wie sieht die materielle Kultur des Essens aus? Wie kann seine kulturelle und soziale Praxis gefasst und gezeigt werden? Uns als Organisatorinnen des Workshops begegnen diese und weitere Fragen wiederholt und in verschiedenen Kontexten. Zum einen als Forschungsgegenstand bei der Beschäftigung mit der diskursiven Verhandlung genderinformierter musealer Praktiken in Technik- und Industriemuseen. Zum anderen als reflexive Praxis bei der Erforschung und Kontextualisierung materieller Kultur aus den Bereichen Haushaltstechnik bzw. Nahrungs- und Genussmittel in den Sammlungen des TMW.

Bei der Auseinandersetzung mit Genderdiskursen und ihrer Implementierung im Sammeln, Ausstellen und Vermitteln wird, wie auch im Laufe des Workshops, deutlich, dass es bei queeren und feministischen Perspektiven auf Technik im Museum und darüber hinaus einerseits um die Sichtbarmachung marginalisierter Personen und Geschichten geht. Frauen und/oder Geschlecht zum Thema zu machen, bedeutet andererseits, eine queer-feministische und beständig hinterfragende, kritische Praxis zu üben, die (Gender-)Normen, Hetero-Normalitäten und vermeintliche Gewissheiten immer wieder auf die Probe stellt. Darüber hinaus handelt es sich um eine kritische Perspektive, die den kontingenten, kontextbedingten und situierten Charakter technischer, gesellschaftlicher und musealer Wissensbestände und die Produktion von Wissen selbst zur Diskussion stellt. Wer hat Zugang zu Technik, zu technischer Bildung und technischen Neuerungen? Wer ist involviert in die Entwicklung neuer Technik, wer wird als technikaffines Subjekt im Museum präsentiert und wer nicht? Was ist Technik überhaupt und welche Technik wird im Museum gesammelt und ausgestellt? Welche Rollen spielen *gender*

gaps und *biases* in der Überlieferung, Auswahl und musealen Vermittlung von technischen Artefakten und ihren Geschichten? Welche Funktion und Rolle erfüllen gesellschaftliche Diskurse über Technik in Geschichte und Gegenwart, insbesondere aus einer gendersensiblen Perspektive?

Von diesen übergeordneten Fragen ausgehend, versuchte der Workshop Essen und Ernährung als konkretes und vielschichtiges Themenfeld mit einem queer-feministischen, gendersensiblen Blick genauer unter die Lupe zu nehmen. Ziel des Workshops war, die in der Regel unmarkierten, weiß-männlich-heteronormativen Erzählungen von Technik und ihren Akteur_innen in ihrer diskursiven „Natürlichkeit“ kritisch zu beleuchten, marginalisierten Themen und Akteur_innen Raum zu geben und Essen und Ernährung auf ihr intersektionales Potenzial hin abzuklopfen.

Die Ausstellung *FoodPrints*

Ein von Sophie Gerber und Rosalie Lorenz, Vermittlerin am TMW, geführter Rundgang durch *FoodPrints* leitete in das Thema ein und bot erste Anknüpfungspunkte für die weitere Diskussion. Im Fokus standen zunächst das kuratorische Konzept der Ausstellung sowie Erzählungen, die Dualismen wie Natur und Technik, Vergangenheit und Zukunft, lokal und global in den Mittelpunkt stellten und hinterfragten. Ausstellungsstücke wie die „Contemporary Silverware“ des Designers Jakob Glasner zeigten, wie die Wahl künstlerischer Exponate zu einer Erzählung über vergeschlechtlichte Formen moderner Ernährung und Körpervorstellungen beitragen kann. Glasners Besteck besteht aus dem „Protein Scoop“, der „Fasting Fork“, dem „Fat Scalpel“ und dem kleinen Löffel „No Dessert for You“ und materialisiert nicht nur mehr oder weniger umstrittene Ernährungs- bzw. Schönheitstrends wie eiweißbetonte Diäten, Fasten und Schönheitsoperationen. Es wirft auch Fragen darüber auf, was wir aus welchen Gründen essen: Bestimmen Trends, Medien, Nachhaltigkeitsdiskurse und Traditionen unseren Appetit – oder haben wir doch (noch) einen eigenen Geschmack?

Ein Blick in den Ausstellungsbereich zur Industrialisierung und besonders zur Digitalisierung der Landwirtschaft zeigte zudem, wie die Grenzen zwischen dem vermeintlich Natürlichen und dem



Abb. 1: Blick in die Ausstellung *FoodPrints*, Foto: Technisches Museum Wien

Technischen verschwimmen. Tomatenpflanzen werden beispielsweise so gezüchtet, dass sie dem Roboter, der die Früchte pflückt, die Ernte erleichtern. So werden Lebewesen technisch geformt und überformt und somit zu Biofakten – Organismen, die für die Produktion von Lebensmitteln für den menschlichen Verzehr kultiviert werden.⁸

Der Workshop

Auf dem Ausstellungsrundgang aufbauend blickten die Vortragenden im ersten Panel in die Geschichte und Zukunft von Technik und Ernährung. Die Geschichte von gegenderten Technologien des Self-Trackings von Gewicht und Kalorienzufuhr stand im Zentrum des Vortrags von *Corinna Schmechel* (HU Berlin). Anhand des *Weight-Watchers*-Slogans „Real men don’t diet“ verdeutlichte Schmechel, dass Diät-Konzepte gegendert und zeitlich, sozial und kulturell eingebettet sind in spezifische Kontexte. Weiblich gelesene (Diät-)

8 Vgl. zum Begriff des Biofakts Nicole C. Karafyllis (Hg.): *Biofakte. Versuch über den Menschen zwischen Artefakt und Lebewesen*. Paderborn 2003.

Praktiken können auch für Männer gesellschaftlich akzeptierte Verhaltensweisen darstellen – vorausgesetzt, sie werden entsprechend gerahmt und adaptiert. Das Tracken von Kalorien etwa, als technische, Kontrolle über den eigenen Körper ausübende und männlich assoziierte Kulturtechnik wird so zur anerkannten Diät-Option auch für Männer.⁹ Ob es möglich ist, Diäten zu queeren, blieb eine offene Frage in der Diskussion. Der Hinweis auf feministische Kampagnen im 19. Jahrhundert, die sich für ein „Recht auf Diät“ für Frauen einsetzten (das zu jener Zeit nur Männern als rational-kontrollierten Wesen zugestanden wurde) und sich rund hundert Jahre später im Slogan „Riots not diets“ in gänzlich anderem Gewand und starkem Kontrast dazu präsentierten, veranschaulichte die zeit- und ortsgebundenen Herangehensweisen an Essen und Diäten.

Naomi Hammett (Lancaster University) hingegen schlug mit „fetten Kühen“ den Bogen von einer gängigen (geschlechtlich konnotierten) Beleidigung zur Frage, wie die Zukunft von Milchkühen als technisch modifizierte Lebewesen aussehen könnte. Am Beispiel der mit Abstand Milchproduktivsten Rasse Holstein-Friesian demonstrierte Hammett zum einen, wie diese Nutztiere als natürliche und zugleich unnatürliche Milch-Maschinen bildhaft in Szene gesetzt werden. Zum anderen, so Hammett, bieten gerade Nutztiere wie Kühe Anlass, über die Verfügbarkeit von massiv kulturell überformten Lebewesen und die vermeintlich klare Grenze zwischen Natur und Technik besonders in Hinblick auf die Herausforderungen des Klimawandels nachzudenken. Mit Verweis auf Philipp Sarasins „reizbare Maschinen“¹⁰ diskutierte Hammett kulturell wie technisch geprägte Imaginationen von und den Umgang mit Kühen als Maschinen, die zwar in puncto Milch-Produktivität hochgezüchtet, aber eben immer noch Lebewesen sind, die nicht immer den Output liefern, den der investierte Input technisch gesehen erwarten lassen würde.

9 Corinna Schmechel: Calorie Counting or Calorie Tracking. How QS Transfers Feminized Bodily Practices into New Ways of Performing Masculinity. In: Stefan Selke (Hg.): Lifelogging. Digital Self-Tracking and Lifelogging – Between Disruptive Technology and Cultural Transformation. Wiesbaden 2016, S. 267–282.

10 Philipp Sarasin: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914. Berlin 2016.

Das zweite Panel nahm Ernährung und Ungleichheit im Zusammenhang mit nationalen Identitäten in den Blick. *Sahar Tavakoli* (Cornell University) sprach am Beispiel Italiens darüber, wie geschützte Ursprungsbezeichnungen und die Standardisierung der Lebensmittelproduktion dazu beitragen, eine nationale kulinarische Identität zu konstruieren. Anhand der Performance des italienischen Schlachters Dario Cecchini, der lokale Nahrungsproduzierende als gefährdete „Rasse“ in einer globalisierten Welt inszeniert, diskutierte Tavakoli, wie über national und regional vereindeutigte Essenspraktiken Identitäten konstruiert werden und chauvinistische und rassistische Perspektiven gleich mit hinter der Theke und auf dem Teller landen. Versteckt hinter Vorstellungen von authentischem Essen werden so Repräsentationen kreiert und verbreitet, die zeigen, wie „wir gern (gewesen) wären“.

Wie Frauen in den afrikanischen Communitys in Neapel Ernährung und ihr kulinarisches Wissen als Verbindung zu ihrer Herkunft einerseits und Ressource andererseits nutzen, zeigte *Marzia Mauriello* (Università di Napoli L'Orientale). Sie präsentierte Essen als Mittel, um Differenzen zu überwinden und gleichzeitig Unterschiede zu markieren, und hob die enge Verbindung zwischen dem, was wir essen, und dem, was wir sind, hervor. Mauriellos Fallbeispiel war der Street-Food-Verkauf an der Piazza Garibaldi in Neapel, wo alte und neue Heimaten sich vermischen und verändern und „the memory of taste and the taste of memory“ sich in einem konstanten, kontextspezifischen Wandlungsprozess befinden. Dass die „natürliche“ Verquickung von Kochkunst und Weiblichkeit vielmehr das Ergebnis einer geschlechtlich strukturierten, jahrelangen und ermüdenden Ausbildung von Töchtern bei ihren Müttern als Verantwortliche für die Bewahrung der (migrantischen) Identität ist, war für die Diskussion feministischer Perspektiven auf materielle (Ernährungs-) Kultur besonders anschlussfähig.

Der Keynote-Vortrag „Seeking the Absent Potential: When Food and Intersectionality Meet up in the Museum“ von *Psyche Williams-Forsen* (University of Maryland) verknüpfte die zentralen Anliegen des Workshops. Sie machte darauf aufmerksam, dass die Arbeit mit materieller Kultur im Museum, unter anderem aus dem Bereich der Ernährung, aus intersektionaler Perspektive ein bislang unausgeschöpftes Potenzial bereithält. Williams-Forsen plädierte eindrücklich

dafür, *race* als erkenntnistheoretische Perspektive in allen Bereichen der Produktion und Konsumption von Technik einzubeziehen und die Herausforderungen beim Lokalisieren von Quellen für diesen Blick auf Technik und Arbeit nicht nur als Problem, sondern auch als Potenzial zu begreifen. Historiker_innen, so Williams-Forson, haben die Aufgabe, (sich) immer wieder zu fragen, wer und was in Sammlungen und Archiven fehlt, Geschichten kritisch zu beleuchten und *race* mitzudenken, auch wenn es für die untersuchten Subjekte (vordergründig) keine Rolle spielt. Am Beispiel von George Washingtons Mount Vernon Home Estate und der Überlieferung von Plantagen-Geschichten diskutierte sie die Gatekeeper-Funktion zum Beispiel von Frauenvereinen, die sich der Bewahrung einer romantisierten Haus-, Pflanzen- und Architekturgeschichte dieser Orte annahmen und Themen wie Arbeit und insbesondere Sklavenarbeit Schwarzer Menschen aktiv ausklammerten. Gerade die Führung des Haushalts und die Besorgung und Zubereitung von Essen bieten hier weitreichende Anknüpfungspunkte, sich mit *race*, *class*, *gender* und weiteren Ungleichheitskategorien auseinanderzusetzen. Materielle Zeugnisse wie der Tagesplan eines versklavten Kochs, eine Zuckerdose, eine Rührschüssel oder eine Teetasse, so Williams-Forson, eröffnen neue Möglichkeiten zu fragen, wer das Objekt hergestellt und genutzt hat, wo die Materialien dafür herkommen, wofür das Objekt gedacht war, welche Form es hat und warum es aufbewahrt und musealisiert wurde. „The absent potential“ zu finden, auf Spannungen und Widersprüche hinzuweisen und vermeintlich unscheinbare Alltagsgegenstände zum Ausgangspunkt von Geschichten über Ernährung, *race* und Technik zu machen, ist ein bisher wenig erforschtes Feld, in dem es viel zu entdecken gibt, so das Fazit.

In the Name of Fat

Am zweiten Tag des Workshops stand zunächst das Feld der Fat Studies im Rahmen eines Workshops von *Anja Herrmann* (Berlin) im Mittelpunkt. In Verbindung mit dem kuratorischen Spiel *In the Name of Fat* von Ana Daldon (TMW) diskutierten die Teilnehmenden theoretische Zugänge zu Fett, Körper und Ernährung und entwickelten anschließend ein Ausstellungskonzept zum Thema. Die Assoziationen der Teilnehmenden zum Thema Fett als Startpunkt

nehmend, führte Herrmann anhand von Objekten aus den Sammlungen des TMW und Beispielen aus der Populärkultur in das breit gefächerte Feld der Forschungen zum Thema Fett ein. Insbesondere die Körpergeschichte und die Verflechtungen zwischen *fat_ness*, *class* und *gender* bieten hier viele Ansatzpunkte, um sich mit Körperformen und -praktiken und den Teilnehmer_innen geläufigen, vorherrschend westeuropäisch geprägten gesellschaftlichen Normen und Vorstellungen von (moralisch) akzeptablen Körpern zu beschäftigen. Während das *Fat Liberation Manifesto* von 1973 unter dem Slogan „Fat people of the world unite! You have nothing to loose“¹¹ die Normierung von Körpern aus einer aktivistischen Sicht kritisierte, regte Herrmann dazu an, Diätpraktiken gerade aus einer geschlechterhistorischen Perspektive kritisch zu hinterfragen. Der omnipräsente Wettbewerb um eine gesellschaftlich anerkannte (schlanke) Köperform fordert gerade von Frauen enorme Ressourcen, Zeit und Aufwand ein, die an anderer Stelle fehlten. Fette Körper, bilanzierte Herrmann, sind seit jeher politisch, und die wissenschaftliche wie künstlerische Beschäftigung mit Fett bietet großes Potenzial für queer-feministische, intersektionale Perspektiven auf Essen und Ernährung.

Wie sich solche Perspektiven konkret ausbuchstabieren lassen, wurde im Anschluss bei der Entwicklung eines Ausstellungskonzepts im kuratorischen Spiel *In the Name of Fat* praktisch erprobt und diskutiert. Das von Ana Daldon (TMW) entwickelte Spiel in Form eines Quartetts lud die Spielenden dazu ein, sich zu überlegen, wie eine Ausstellung zum Thema Fett in einem technischen Museum im 21. Jahrhundert aussehen könnte und welche Objekte aus der Sammlung des TMW dafür erforscht und ausgestellt werden könnten. Objekte wie eine Parfümflasche in Form von Kim Kardashians Torso (2019), eine öffentliche Straßenwaage, die um 1900 für einen Heller das eigene Gewicht verriet, oder eine kleine Glasampulle mit Arsen, das von der pharmazeutischen Industrie Anfang des 20. Jahrhunderts als wirksames Mittel zur Unterdrückung von übermäßigem Appetit vermarktet wurde, regte die Teilnehmenden dazu an, sich mit Körpern als Markt-Produkten, dem Messen, Skalieren und Normieren von (fetten) Körpern, Essens-Lust und Körper-Frust zu beschäftigen

11 Judy Freespirit Aldebaran: *Fat Liberation Manifesto*. In: *Off Our Backs* 4 (9), 1979, S. 18.



Abb. 2: Kuratorisches Spiel *In the Name of Fat*, Foto: Technisches Museum Wien

und zu (hinter)fragen, wem eigentlich der eigene Körper gehört und wie man ihn sich aktiv (wieder) aneignen kann. Schlagworte wie Freiheit und Akzeptanz, Unterdrückung und Folter, Körperdisphorie und -euphorie, die in der Diskussion fielen, zeigten, dass bei einer Ausstellung zum auf den ersten Blick vielleicht banalen Thema Fett weitreichende und gesellschaftlich brisante Fragen auf den Tisch kommen, die das Zusammenleben von Menschen in vielerlei Hinsicht beeinflussen und strukturieren. Ein Objekt aus der Sammlung des TMW, das im Spiel vertreten war, verdeutlicht dies vielleicht besonders eindrücklich: Die Lammily-Puppe (2014), die sich in ihren Körpermaßen an den Durchschnittsmaßen der US-amerikanischen Bevölkerung orientiert und im Gegensatz zur Barbiepuppe ein realistische(re)s Bild von menschlichen Körperformen vermittelt, stellt für eine Ausstellung zu (Körper-)Fett ein anregendes Objekt dar, an dem sich verschiedenste Diskursfäden zusammenführen lassen. Die an sich unspektakuläre Puppe zeigt, wie sehr Vorstellungen von normalen oder fetten Körpern gesellschaftlich und popkulturell verhandelt und geprägt werden und sich in das Design von Kinderspielzeug einschreiben. Dass der Versuch, eine realistischere Repräsentation eines durchschnittlichen US-amerikanischen weiblichen Körpers auf

den Markt zu bringen, und die Entwicklung, Produktion und Vermarktung von Lammily per Crowdfunding ab 2014 erfolgte, spricht vor dem Hintergrund der Debatte, wer oder was als fett eingestuft wird, für sich. Das Verhältnis verschiedener Körperformen, ihr kapitalistisches Vermarktungspotenzial und die menschliche Fähigkeit, sich selbst (körperlich und moralisch) zu kontrollieren und „das Beste“ aus sich selbst (und seinem Körper) herauszuholen, war im Anschluss an das Spiel auch Gegenstand des abschließenden Panels.

Darin wurden queer-feministische Perspektiven auf Ernährung im museal-kuratorischen Kontext präsentiert. *Alexander Wagner* (Bergische Universität Wuppertal) und *Philipp Hagemann* (Universität Paderborn) untersuchten die Darstellung von Essverhalten in Reality-TV-Formaten aus Klassismus-kritischer Perspektive und warfen Fragen dazu auf, wie die Ergebnisse aus einer solchen Analyse in ein diskriminierungssensibles kuratorisches Konzept münden können. Dass das vermeintlich typische, „unkontrollierte“ Essverhalten von sozioökonomisch benachteiligten Menschen wenig mit mangelnder Selbstkontrolle als vielmehr mit ihrer wirtschaftlichen Position, gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten und Zugang zu Wissen und Ressourcen für gesunde Ernährung in Zusammenhang steht, verdeutlichten sie anhand verschiedener TV-Ausschnitte. Dass die systemische Kritik an (sozioökonomischer) Ungleichheit nicht am Teller rand haltmachen darf, sondern klassistische Einstellungen gegenüber Menschen am unteren Ende der gesellschaftlichen Nahrungskette klar benennen muss, verwies im Gesamtkonzept des Workshops eindringlich auf die Potenziale einer intersektionalen Betrachtung von Essen und Ernährung.

Die Darstellung und diskursive Verhandlung von Lebensmitteln in der Wissenschaftskommunikation rund um Raumfahrt und die „Kolonisierung“ des Weltalls untersuchte *Eleanor S. Armstrong* (Stockholm University). Mit Verweis auf den NASA-Blog *Diary of a Space Zucchini* beleuchtete Armstrong das Spannungsfeld zwischen techno-wissenschaftlicher Raumstation und irdisch-natürlich anmutenden Ernährungspraktiken, die vor allem nationale Esstraditionen reproduzierten und verstetigten. In der Wissenschaftskommunikation der Astronaut_innen, so Armstrong, spielt Essen als alltägliche Praxis und menschliches Grundbedürfnis eine zentrale Rolle in der Kommunikation zwischen den Menschen im All und denen auf der

Erde. Dass auch hier die geschlechtlich strukturierte Arbeitsteilung anhand stereotyper Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit zum Tragen kommt, verdeutlichte die einzige weibliche Technikerin im Team, die bei der Zubereitung einer Mahlzeit für die (zumeist männlichen) Astronauten gezeigt wurde. Die Verknüpfung der Weltraummission mit pastoralen Hirten-Motiven in der Wissenschaftskommunikation Sorge darüber hinaus dafür, so Armstrong abschließend, dass sich die Menschen ihrer Verantwortung für ihr Handeln auf der Erde und bei der Aneignung und Kolonisierung des Weltalls entziehen. Die Dichotomien von Kultur und Natur sowie Mensch und Technik bleiben so als klar getrennte Sphären in Stellung. Dass Menschheitsgeschichte immer Teil der Naturgeschichte ist, wird dabei ausgeblendet. Gerade bei der Beschäftigung mit Essen und Ernährung in kulturell wie national konstruierten und in Szene gesetzten Räumen wie einer Raumstation zeigt sich, dass die künstliche Separierung von Natur und (Technik-)Kultur nur bedingt weit trägt und das Übernehmen von Verantwortung für das eigene Handeln auch nicht durch Anrufen einer höheren Instanz kompensiert werden kann und langfristig alternativlos ist.

Im abschließenden Vortrag stellte *Holly Porteous* (University of Strathclyde) ein partizipatives Projekt vor, das Essen und Trinken als inkludierendes Moment in einem Museum nutzte, und richtete den Blick der Teilnehmenden noch einmal auf die museale Praxis selbst.¹² Indem Häuslichkeit und Gastfreundschaft neu und mitnichten typisch weiblich dienend, sondern radikal feministisch als selbstermächtigende Formen der Anbahnung und Etablierung von Beziehungen gedacht wurden, untersuchte Porteous am Beispiel der Glasgow Women's Library, welche Rolle Essen und Trinken bei der Förderung eines Willkommensgefühls, der Integration und der Herausbildung einer gemeinsamen Identität und Gemeinschaft in einer Museums Umgebung spielen können. Das Zubereiten und Anbieten von Essen und Getränken, das traditionell häufig mit Weiblichkeit verknüpft wird, wurde im Museum durch eine feministische Idee

12 Vgl. auch Holly Porteous, Kathy Hamilton, Juliette Wilson, Sarah Edwards: Stepping Outside the Patriarchy. The Transformative Potential of Women-Centric and Women-Only Service Spaces. Abstract From Genmac Conference. Stockholm 2022.

von Gastfreundschaft ersetzt, und zielte darauf ab, herauszufinden, welche Wirkung alltägliche Praktiken wie das Anbieten einer Tasse Tee an die Besuchenden des Museums (die sich zuvor in musealen Kontexten in der Regel ausgeschlossen fühlten) beim Abbau sozialer Ungleichheit erzielen können. Porteous machte im Fazit deutlich, dass das Anbieten von Essen und Trinken eine entscheidende Rolle bei der aktiven und auch längerfristigen Einbindung von vulnerablen Besuchergruppen spielte und Museen einen Raum für transformierende Auswirkungen auf das Leben von (marginalisierten) Menschen gestalten können. Einer neuen Besucherin die Hand und eine Tasse Tee zu reichen, kann den Unterschied machen zwischen Nicht- und Wiederbesuch. Dass Tee als Getränk auch kritische (kolonialgeschichtliche) Anknüpfungspunkte für Gespräche im Museum bereithält, kann dann auch in anderer Hinsicht Reflexion und Transformation anregen.

Fazit und offene Fragen

Welche Gedanken und Ideen zu zentralen Fragen des Workshops waren für die Teilnehmenden von besonderem Interesse? Wie lassen sich die einzelnen Panels, Vorträge, Kommentare und praktischen Erprobungsversuche zueinander in Beziehung setzen und wie können sie Impulse für weitere Forschung geben? Im Laufe des Workshops wurden die Teilnehmer_innen dazu eingeladen, diese und weitere Fragen und Anregungen auf Flipcharts festzuhalten, um sie bei der Abschlussdiskussion noch einmal aufzugreifen. Die Statements sollen hier stichpunkthaft, anonym und ohne Anspruch auf Vollständigkeit umrissen werden.¹³

Was sind queere und feministische Perspektiven auf Ernährung?

- Ein Hinterfragen der soziokulturellen Konstruktionen von Ernährung und ihren Besonderheiten.
- Queeres Handeln bedeutet, Normen zu widerstehen, zum Beispiel hinsichtlich der Zubereitung und des Konsums von Lebensmitteln.

13 Die englischen Originalzitate wurden von uns ins Deutsche übertragen und paraphrasiert.

- Das Wissen über „gesunde“ Ernährung stellt auch kulturelles Kapital dar, das oft in hohem Maße gegendert ist. Dabei ist Ernährung ein Grundrecht, das nicht „verdient“ werden sollte – wie es oft im Diskurs um Diäten passiert.

Wie können queere und feministische Vorstellungen von Ernährung kommuniziert und ausgestellt werden?

- Mittels künstlerischer Forschung, diverser Teams und partizipativer Ansätze als Möglichkeiten und Methoden
- Durch einen Blick in die Sammlungen und die Entwicklung von Strategien, diese zu diversifizieren
- Durch die Nutzung feministischer Epistemologien, die erkennen lassen, dass wir in dem, was wir kommunizieren, nicht neutral agieren können und daher unsere Vorannahmen anerkennen und reflektieren müssen
- Welche Art von Ernährungsbildung („food literacy“) soll vermittelt werden?
- Es ist wichtig, dass es verschiedene, feministische und queere Perspektiven gibt – nicht nur eine.



Abb. 3: Zusammentragen von Fragen und Ideen, Foto: Technisches Museum Wien

Wer und was fehlt in diesen Diskussionen?

- Kinder – was vermitteln wir ihnen, insbesondere welche Werte (Schuld, Freude, Gesundheit usw.)?
- Perspektiven von Menschen, die andere Erfahrungen mit Essen machen, zum Beispiel Menschen mit Behinderungen
- Perspektiven von Menschen, die arbeitssparende Geräte nutzen und/oder Hilfe beim Zubereiten brauchen bzw. Essen zubereiten lassen, etwa von Pfleger_innen
- Postkoloniale Perspektiven und die Auseinandersetzung damit, wie diese Systeme der Nahrungsproduktion und des Konsums prägen

Die Antworten auf die Frage, wie die Teilnehmer_innen ihre Arbeit in Zukunft queeren wollen, fasst viele Erkenntnisse des Workshops zusammen. Für eine kritisch-reflexive, queer-feministisch geleitete Museumspraxis sei es demnach notwendig, intersektional zu denken, den Erfahrungen anderer zuzuhören, sich als Wissenschaftler_innen zu reflektieren und der eigenen Position bewusst zu sein, sich diskriminierenden und Ungleichheit produzierenden Normen zu widersetzen und ihre Ursprünge zu hinterfragen, nach Alternativen zu suchen, sich akademischen (Schreib-)Konventionen zu widersetzen, die Autor_innen unsichtbar machen, unterschiedlichen Perspektiven mehr Raum zu geben sowie das Publikum und Besucher_innen möglicherweise auch zu enttäuschen und zu irritieren – also der „Versuchung“ zu widerstehen, gefällige Ausstellungen für ein „durchschnittliches“ Publikum zu machen. Beständig die eigenen Annahmen zu hinterfragen und aktiv Vielfalt und Widersprüchlichkeit ernst zu nehmen und zu ermöglichen, bleibt zentrales Moment einer queer-feministischen musealen Praxis – beim Thema Essen und bei allen anderen.

neuerDings



The Octogon

Zwei Plastiken mit geschreddertem Material
von den Gedenkstätten des Terroranschlags
vom 2. November 2020

„The Octogon“¹

Zwei Plastiken mit geschreddertem Material von den
Gedenkstätten des Terroranschlags vom 2. November 2020

Sabine Wiedenhofer, Österreich/Italien 2021

Glasskulptur: Berengostudio, Murano (26 × 26 cm, ca. 7 kg)

Aluminiumskulptur: Metallgießerei Beckerguss, Mödling
(37 × 37 cm, ca. 14 kg)

Widmung: Sabine Wiedenhofer und Galerie Sylvia Kovacek

Tausende Blumen, Kerzen, Kränze, Briefe und Bilder wurden an den Orten der Terroranschläge in der Wiener Innenstadt niedergelegt. Die Künstlerin Sabine Wiedenhofer ließ die Reste dieser Erinnerungsstätte mit Unterstützung der MA 48 abtransportieren und schreddern. Sie wählte die Form des Oktogons und entwarf eine aus zwei Teilen bestehende Gedenkskulptur, in der die Überbleibsel verschmolzen sind. Die Skulptur wurde in mehrfacher Ausführung produziert und zugunsten der Terroropfer versteigert. Eine davon schenkte die Künstlerin dem Volkskundemuseum Wien.

ÖMV/89.815/001 und 002

1 Diese Zeilen sind dem Objektschild des hier vorzustellenden Kunstwerks an seinem derzeitigen Standort in der Dauerausstellung des Volkskundemuseums Wien, im Ausstellungsraum 19 „Mensch und Geschichte“, beigegefügt.

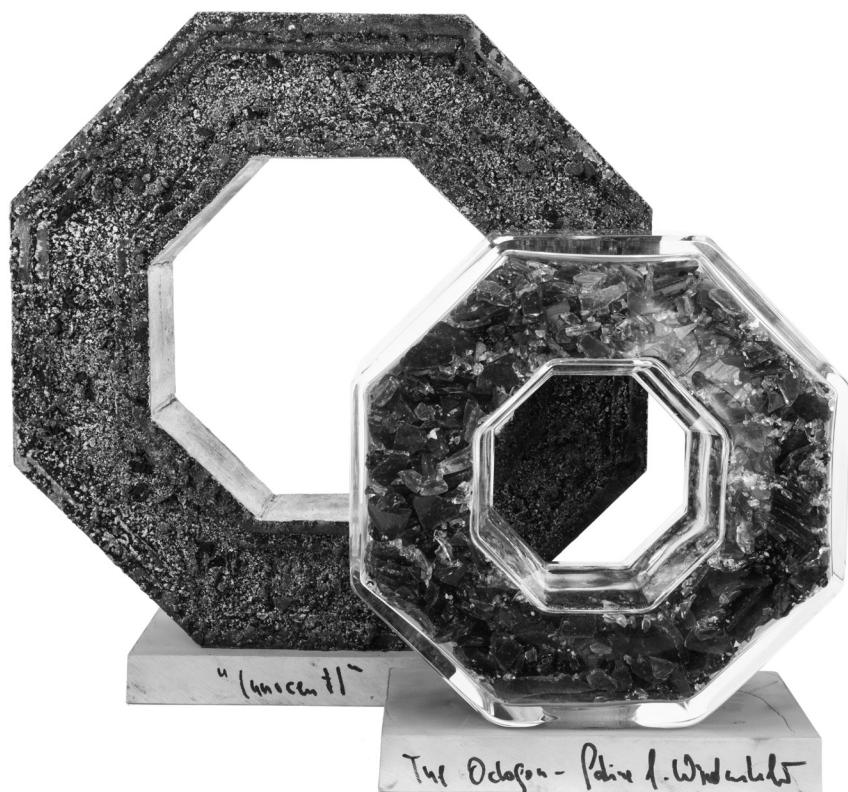


Abb. 1: The Octagon, Foto: Christa Knott © Volkskundemuseum Wien



Abb. 2: The Octogon in der Dauerausstellung des Volkskundemuseum Wien,
Foto: Magdalena Puchberger

The Octogon: Material und Herstellung

Am 28. Jänner 2022 erreichte mich als Kuratorin der Glassammlung ein E-Mail der Galerie Kovacek. Darin bot die Wiener Innengalerie in der Spiegelgasse 12, die auf österreichische Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts sowie Gläser von der Renaissance bis in die Gegenwart spezialisiert ist, dem Museum eine Skulptur als Schenkung an. Es handelte sich um ein Werk der 1974 in Wien geborenen, international agierenden Künstlerin der Contemporary Art Sabine Wiedenhofer.

Das über Vermittlung der Kunstgalerie angebotene Objekt mit dem Werktitel „The Octogon“ ist eine Skulptur, in der unterschiedliche Materialien vereint sind. *The Octogon* besteht aus zwei Teilen, einer aus Aluminium, der andere aus Glas, die beide in Form eines innen offenen Achtecks gestaltet sind und auf Steinsockeln stehen (Abb. 1). Die geschlossenen Teile sind gefüllt mit Gedenkstücken wie Kerzen, Blumen, Kränzen, Bildern, Briefen, die zu kleinen geschreddert wurden. Die Gedenkstücke stammen von den Orten des Terroranschlags, der in Wien am 2. November 2020 im Bereich der Seitenstettengasse im ersten Wiener Gemeindebezirk verübt wurde und zu dem die Künstlerin einen sehr unmittelbaren, persönlichen Bezug hat: Sie befand sich an diesem Tag selbst mit ihrer Familie in der Nähe des Anschlagsorts. Im Rahmen des Objektübernahmegesprächs erwähnte sie, dass das Attentat für sie und ihre Familie ein einschneidendes Ereignis gewesen sei. Sabine Wiedenhofer verfolgte das Anwachsen der Gedenkstücke, die von der anteilnehmenden Bevölkerung an den Stellen, an denen zwanzig Menschen verletzt und vier getötet worden waren, abgelegt wurden. Sie fasste den Entschluss, dass diese Gedenkstücke aus Plastik, Glas, Papier, Metall und Wachs nicht verloren gehen sollten, sondern daraus ein Kunstwerk als „Symbol der Erinnerung“ geschaffen werden.

Aus diesem Grund kontaktierte Sabine Wiedenhofer die für Abfallwirtschaft und Straßenreinigung zuständige Magistratsabteilung MA 48 und stieß dort auf offene Ohren. Drei Monate nach dem Anschlag begann die Reinigung der betroffenen Straßen durch die MA 48, das entsorgte Material landete nun aber nicht auf dem Müll, sondern wurde der Künstlerin zur Verfügung gestellt. In 300 Säcke gefüllt, gelangten 2 Tonnen davon in die Firma OKV



Abb. 3: Tatort des Terroranschlags in der Wiener Innenstadt mit Gedenkstücken,
Foto: Claudia Peschel-Wacha

Kunststoff-Verwertung nach Zwentendorf in Niederösterreich. Beim Schreddern entstanden 9 mal 9 Millimeter kleine Teile aus gemischtem Rohmaterial. Da noch keine Erfahrungswerte vorlagen, wie sich die Materialien zueinander verhalten würden, entschied sich Wiedenhofer für zwei unterschiedliche Verarbeitungsmethoden. Als künstlerische Form wählte sie bewusst das Oktogon, das unter anderem aus der sakralen Architektur bekannt ist. Wiedenhofer lädt die Zahl Acht von mehreren Seiten symbolisch auf, über die Zahlenmystik (die Summe aus dem Datum 2.11.2020 ergibt eine Acht) sowie als gesellschaftliche Vision für Vollkommenheit, die für sie das „unabdingbare Fundament für eine gemeinsame Zukunft in Frieden und Toleranz ist“, wie sie in einem Interview in der Tageszeitung *Kurier* erklärte.²

Im Berengo Studio in Murano, wo die renommierten Glas-Maestros arbeiten, die bereits für Ai Weiwei, Kiki Kogelnik, Brigitte Kowanz und andere Künstler*innen Glaskunstwerke hergestellt

2 <https://kurier.at/chronik/wien/aus-kerzen-von-orten-des-terroranschlags-werden-kunstwerke/401170024> (Zugriff: 4.10.2022).

haben, wurde ein Teil der geschredderten Gedenkstücke lose in eine massive Form aus weißem Transparentglas gefüllt. In der Metallgießerei Beckerguss in Mödling wurde ein anderer Teil mit heißem flüssigem Aluminium in ein Sandbett in Form eines Oktogons gegossen. Die geschredderten Gedenkstücke sind darin miteinander und auch mit der Metallform verschmolzen.

Ursprünglich wurden auf diese beiden Arten 24 Skulpturenpaare produziert. Einige sind im Rahmen der Charity-Veranstaltung Innocent zugunsten der Organisation Weißer Ring, die die Hinterbliebenen des Anschlags unterstützt, am 2. November 2021 versteigert worden. Das Mindestgebot für die Glasskulptur belief sich dort auf 1.900 Euro, für die Aluminiumskulptur 2.500 Euro. Manche, die so eine Skulptur ersteigerten, wollten sie jedoch wegen des engen Bezugs zum Terrorakt nicht aufstellen, sodass sie bei der Künstlerin verblieben. Der Wiederbeschaffungswert wird mit 12.000 Euro beziffert und soll – laut Galerie Kovacek – den Spender*innen einen Richtwert geben, zu welchem Preis die Skulpturen weiterverkauft werden könnten.

Die Schenkungsanfrage von Sabine Wiedenhofer wurde im kuratorischen Team des Volkskundemuseums besprochen. Aufgrund der zeitgeschichtlichen Relevanz und des Erinnerungswerts, der dem Objekt innewohnt, wurde beschlossen, das Objekt aufzunehmen.³ Seit September 2022 befindet sich *The Octogon* in der Dauerausstellung des Volkskundemuseum Wien im Raum 19, der den Titel „Mensch und Geschichte“ trägt. Die beiden Teile wurden in Fensterhöhe platziert, sodass das Exponat auch von der Straße aus gesehen werden kann.

CLAUDIA PESCHEL-WACHA

- 3 Die Argumentationen und Beweggründe der Kurator*innen, die zur Annahme der Schenkung geführt haben, sollten in einem Beitrag in der ÖZV dokumentiert werden. Im Rahmen der Übergabe von *The Octogon* am 17. Mai 2022 fand ein Interview mit der Künstlerin Sabine Wiedenhofer statt. Sie wurde von ihrem Partner Matthias Euler-Rolle begleitet, der eine entscheidende Rolle bei der Auswahl eines öffentlichen Ortes für die geplante Schenkung gespielt hatte. Er machte den Vorschlag, *The Octogon* vor anderen Museen zuerst dem Volkskundemuseum Wien anzubieten. Das Interview führten die Museumskuratorinnen Kathrin Pallestrang, Claudia Peschel-Wacha und Magdalena Puchberger.

Das Volkskundemuseum Wien als (kein) Ort des Namensgedächtnisses

Wenn Museen als Orte der Erinnerung bezeichnet werden, bezieht sich dies meist auf ihre Rolle im kulturellen Gedächtnis.⁴ Dieses verweist darauf, dass in einer Museumssammlung Objekte verwahrt werden, denen Erinnerung eingeschrieben ist, Erinnerung an historische Ereignisse, an Lebensweisen, an politische Umstände etc., oder die zur (individuellen) Erinnerung hergestellt wurden wie Souvenirs oder Familienfotos. Durch den Akt des Sammelns, aber auch durch die Erstellung von Sammlungskonzepten, durch Kanonisierungen, Kuratierungen und die Programmatik per se definiert ein Museum mit, was als erinnerungswürdig gilt. Ein Museum erinnert damit und darüber hinaus an konkrete Menschen, ein Museum bewahrt ihre Namen. Bei einem Kunstmuseum liegt diese Funktion auf der Hand: Gesammelt werden Objekte, die von bedeutenden Künstler*innen geschaffen wurden. Je älter die Werke, umso häufiger ist es der Fall, dass der*die Urheber*in unbekannt ist. In historischen Museen, in technischen Museen und in ethnologischen Museen sind die Namen der Schöpfer*innen/die Hersteller*innen sehr oft vergessen, was unterschiedliche Gründe hat.

Der Großteil der im Volkskundemuseum Wien verwahrten Dinge ist anonym. Das heißt, dass weder Hersteller*innen noch Eigentümer*innen oder Benützer*innen bekannt sind. Sie wurden bis vor wenigen Jahren bei der Aufnahme der Dinge ins Museum nicht erfasst oder ihre Identität lag, was häufig zutrifft, zu jenem Zeitpunkt bereits im Dunklen. In den ersten Jahrzehnten seines Bestehens wurden Erwerbungen häufig in Antiquitätenhandlungen oder über Gewährspersonen getätigt, in jüngerer Zeit erhält das Museum regelmäßig Objekte, die „aus Familienbesitz“ stammen oder die auf einem zu entrümpelnden Dachboden gefunden wurden.⁵

Gesammelt wurden (und werden) im Volkskundemuseum unter anderem Dinge der Volkskunst, deren Produzent*innen lange

4 Vgl. u. a. Peter Melichar: Ist das Museum ein Gedächtnis? Zur Erprobung eines Konzeptes. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 2 (23), 2012, S. 110–139, hier S. 110–114.

5 Hier ergeben sich Fragen nach eventuell unrechtmäßiger Provenienz.

Zeit von vorneherein für die Forscher*innen meist von geringem Interesse waren, weil sie nicht als eigentliche Schöpfer*innen oder Urheber*innen verstanden wurden, sondern bloß als Ausführende von Praktiken, die man über lange Zeiträume unverändert wähte.⁶ Dennoch wies Museumgründer Michael Haberlandt darauf hin, dass nicht nur bei immaterieller Volkskunst, sondern „auch bei der Volkskunst der greifbaren Dinge eigentlich unsere letzte Aufgabe [wäre], bei ihrem Studium allemal bis auf die ausführende Hand vorzudringen und den Verfertiger jedes Stückes zu eruieren.“⁷ Schon das Wort „eigentlich“ und der Konjunktiv in diesem Satz deuten darauf hin, dass trotz dieser Einsicht ein Vermerk der Urheberschaft bei den meisten Objekten unterblieb. Letztlich ging es auch Haberlandt nicht um die Individualität des*der Einzelnen, sondern um eine ethnische oder nationale Eigenart.⁸ Diese Nationalisierung der Volkskunst, die sie zum Ausdruck eines „Volkscharakters“ oder einer „Volksseele“ erklärte, drängte einzelne Personen immer mehr in den Hintergrund. Das Fehlen von Aufzeichnungen hat aber auch pragmatische Gründe: Die Personalressourcen im Verein für Volkskunde, dem Träger des Museums, reichten anfänglich bei weitem nicht aus, um die in den ersten Jahrzehnten des Museums eingehende Objektflut professionell zu inventarisieren.⁹

Neben den Produkten der Volkskunst sammelt das Volkskundemuseum bis heute zu einem großen Teil massenhaft erzeugte Produkte der Populärkultur und andere industriell hergestellte Dinge, also, um mit Marx zu sprechen, „vergegenständlichte Arbeit“, die das rezente Alltagsleben in Europa und der industrialisierten Welt bestimmt. Hier sind allenfalls Konzerne oder Fabriken als Erzeuger*innen zu nennen, oder Designer*innen, wenn sie angegeben sind bzw. herausgefunden werden können.

6 Z. B. Alois Riegl: *Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie*. Berlin 1894.

7 Michael Haberlandt: *Österreichische Volkskunst*. Aus den Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Wien 1911, S. 5.

8 Vgl. Bernward Deneke: *Volkskunst und nationale Identität 1870–1914*. In: Herbert Nikitsch, Bernhard Tschöfen (Hg.): *Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1995* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 14). Wien 1997, S. 13–38.

9 Vgl. Herbert Nikitsch: *Auf der Bühne früher Wissenschaft*. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945) (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 20). Wien 2006, S. 89–91.

In den letzten Jahren widmeten die Mitarbeiter*innen des Volkskundemuseums Wien viel Arbeitszeit der biografischen und wissenschaftshistorischen Recherche zu Sammler*innen, deren Objekte als Schenkungen, Ankäufe oder durch Hinterlassenschaften ins Museum gekommen waren, wie Rudolf Trebitsch, Eugenie Goldstern oder Leopold Forstner. Sie bilden die Eckpunkte der Sammlungsgenese des Hauses, aber ihre Beforschung ist bei weitem nicht abgeschlossen.

Unter den abertausenden Objekten des Museums befinden sich jedoch auch solche von namhaften Künstler*innen, zum Beispiel von Viktor Lederer oder von der NS-Künstlerin Erna Moser-Piffl. Ihre Werke wurden nicht um ihrer selbst willen, also nicht als Kunstobjekte, gesammelt, sondern als (idealisierte) Illustrationen von Lebensweisen.

Dass ein*e Künstler*in an unser Museum herantritt, wie es in diesem Fall geschehen ist, und ein Kunstwerk, nämlich *The Octogon*, für die Sammlung anbietet, ist also durchaus ungewöhnlich. Die Kurator*innen entschieden sich nach Beratung für die Aufnahme des Werkes in die Sammlung, jedoch nicht, um ein Werk der Künstlerin zu besitzen, sondern aufgrund der besonderen Bedeutung dieses Werkes als Materialisierung der Erinnerung an die Terrornacht in Wien von 2020 und der besonderen Umstände seiner Herstellung.

Die Zeichen der Solidarität, des Betroffenseins und des Beileids, die an den Tatorten hinterlassen wurden, sind in *The Octogon* buchstäblich eingegossen. Zeichen, die ihrerseits wieder anonyme Objekte waren, wie die Kerzen, die in Fabriken hergestellt worden waren, oder die Blumensträuße, an die vielfältige Fragen geknüpft werden könnten (Wer hat sie angepflanzt, wer geerntet? Wurden Pflanzenschutzmittel verwendet? Wie liefen die Transportwege?), die aus Pietät unterbleiben. Viele Menschen waren also an der Herstellung beteiligt, deren Namen aus oben genannten Gründen unbekannt sind und nicht in die Museumsdatenbank aufgenommen werden können. Unbekannt sind ebenfalls die Namen der Menschen, die diese Zeichen setzten.

Ebenso sind die Namen der Opfer aus Rücksicht auf ihre Familien und Freundeskreise öffentlich nicht genannt worden und werden auch nicht in die Inventardatenbank des Museums aufgenommen. Die Namen des Täters und seiner Helfer bleiben aus anderen

Gründen ungenannt: Ihnen wird die Ehre der Erinnerung verwehrt. Im Gedächtnis bleibt nur jene Benennung, die ein Anrainer dem Täter nachgerufen haben soll: „Oaschloch“. In den Sozialen Medien hatte sich nach der Tat der Hashtag *#schleichdiduoaschloch* etabliert.

KATHRIN PALLESTRANG

Objekte weiterdenken: Müll im Museum – Terror entsorgen?

Mit dem Angebot der Künstlerin Sabine Wiedenhofer, dem Volkskundemuseum Wien ihr Kunstwerk *The Octogon* zu schenken, hat sich – inmitten der Klima- und der Corona-Krise und während der Erschütterungen, die durch den Ukraine-Krieg und die damit verbundene Versorgungskrise hervorgerufen werden – die Frage nach dem musealen Umgang mit Krisen und Traumata aufgedrängt. Mit *The Octogon* finden wir Zugang zu einer weiteren massiven Krisenerfahrung der letzten Jahre: dem islamistischen Terror und den Anschlägen in diversen europäischen Städten. Zusätzlich zu diesen Aspekten der Krisen – aber auch Bewältigungs- und Erinnerungspraktiken – war eine weitere Anknüpfungsmöglichkeit für die Aufnahme des Objektes ausschlaggebend, nämlich die Teilnahme des Volkskundemuseums Wien an einem internationalen, vom Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel initiierten und koordinierten Projekt zu Müll und Abfall. Das Brüsseler Museum¹⁰ hat in diesem internationalen Projekt zu historischen, sozialen und kulturellen Dimensionen des Wegwerfens mit dem Titel „European Partnership on the History of Waste“ elf naturhistorisch, archäologisch und ethnologisch ausgerichtete Museen¹¹ aus zehn Ländern zur Mitwirkung eingeladen. Auch

10 Erste Hinweise gibt es hier: <https://historia-europa.ep.eu/en/partner-initiatives/museums-explore-history-rubbish-europe> (Zugriff: 21.10.2022). Die Online-Plattform wird zeitgleich mit einer Sonderausstellung im Haus der Europäischen Geschichte eröffnet werden bzw. online abrufbar sein.

11 Partnermuseen sind: Estonian National Museum (Tartu, Estland); Ettore Guatelli Museum Foundation (Ozzano Taro, Italien); Latvian National Museum of Art (Riga, Lettland); Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin (Deutschland); Celje Museum of Recent History (Celje, Slowenien); Moesgaard Museum (Højbjerg, Dänemark);

das Volkskundemuseum Wien beteiligt sich mit mehreren Objektgeschichten und drei Filmen an einer gemeinsamen, interinstitutionellen und transdisziplinären Plattform, die im Februar 2023 online gehen und die erarbeiteten Ergebnisse, Dinge und Formate präsentieren wird. Eines der Objekte aus den Sammlungen des Volkskundemuseums Wien auf der Plattform ist *The Octogon*. Das Objekt fängt eine gesamteuropäische Erfahrung (islamistischer Terror, Bewältigungsstrategien, Erinnerungsfragen) ein, macht diese ausstell- und verhandelbar und setzt sie gleichzeitig in Relation zu europäischen und/oder nationalen Diskursen über gemeinsame Werte und Identifikationen.

Im internationalen Projekt-Team wie auch im Volkskundemuseum Wien fand eine Auseinandersetzung darüber statt, wie Müll gesellschaftlich verhandelt wird, was weggeworfen wird und was nicht weggeworfen werden kann, weil – wie Martin Scharfe schreibt – „Hemmungen des (achtlosen) Wegwerfens“¹² bestehen. Wenn Scharfe diese Hemmungen vor allem in Bereichen der Religion, des Sakralen und der Pietät verortet, so sind sie wohl auch in jenen des nationalen, kollektiven wie individuellen Gedenkens und Erinnerns und in den damit verbundenen Praktiken und Gegenständen zu finden. Der Terroranschlag und die spontanen Erinnerungspraktiken in Wien, wie das Aufsuchen der Tatorte und das Ablegen von Briefen, Kerzen, Stofftieren und Ähnlichem, haben emotionale und materielle Spuren zumindest temporär in Stadt und Stadtbild hinterlassen. Nicht nur von der Künstlerin, sondern auch von der zuständigen städtischen Magistratsabteilung für Abfallwirtschaft (MA 48), wurde das Vernichten der Erinnerungsstücke als respekt- und pietätlos empfunden. Es stellte sich die Frage, wie mit diesem sehr speziellen, materialisierten Gedenken und Bewältigen, das keinen (dauerhaften) Platz im öffentlichen Raum fand und deshalb „entsorgt“ werden musste, umgegangen werden sollte. Obwohl diese Erinnerungsobjekte zunächst wie „Abfall“ von der Magistratsabteilung entfernt und behandelt wurden,

Museum of Walloon Life – Province of Liège (Belgien); National Museum of the Romanian Peasant (Bucharest, Rumänien); Naturhistorisches Museum Wien; National Ethnographic Museum (Warsaw, Polen).

- 12 Vgl. dazu Martin Scharfe: Heiliger Müll. Tastversuche im kulturellen Souterrain. In: *Bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie* 2, 2004, S. 27–39, hier S. 28 und S. 31.

engagierte sich diese in weiterer Folge logistisch in Zusammenarbeit mit der Künstlerin und stellte Ressourcen zur Verfügung.

The Octogon ist eine Materialisierung jenes Unbehagens gegenüber dem achtlosen Wegwerfen und der Entsorgung von Dingen, die mit Terror und Tod verbunden sind, noch bevor zu Ende getrauert und verarbeitet werden konnte. Die Trauer um die Opfer wie auch der Schock darüber, dass der islamistische Terror in Österreich angekommen war und die nationalen Behörden in der Terrorprävention und -aufklärung offenbar versagt hatten, saßen tief. Die Überlagerung der Trauer und des Schocks, der die Erfahrungen von Wien im November 2020 in Verbindung mit jenen der Anschläge in Paris (2015), Brüssel (2016), Berlin (2016), London (2017) oder Stockholm (2017) setzte, durch die Covid-19-Pandemie und die drastischen Maßnahmen, etwa die Lockdowns, die sie mit sich brachte, erschwerten ein öffentliches und auch offizielles Gedenken.¹³

Nicht nur in Österreich stellt sich weiterhin die Frage, wie und wo des islamistischen Terrors und seiner Opfer gedacht werden soll. Auch die EU entwickelt diesbezüglich Pläne und Strategien und überlegt, wie in weiterer Folge Schwerpunkte (Betonung des europäischen Zusammenhalts und demokratischer Werte) dieses Gedenkens hinsichtlich „Prävention und Bekämpfung des gewaltbereiten Extremismus“¹⁴ kommuniziert und verfolgt werden sollen.

Warum kann das Volkskundemuseum ein geeigneter Ort für *The Octogon* sein? Auch im Projekt *European Partnership on the History of Waste* wurde der Konnex zwischen Müll und Museum(sdingen) immer wieder hergestellt („Trash or Treasure?“). Die Bedeutung von

13 Am 23. Februar 2021 wurde am Wiener Desider-Friedmann-Platz ein Gedenkstein für die Opfer der Terrornacht vom 2. November 2020 enthüllt. Die Enthüllung fand unter Beteiligung der Wiener Stadtregierung, von Stadträt*innen sowie Vertreter*innen der Bezirksvorstehung statt. Auch dieses Erinnerungs- und Gedenkformat war durch die Vorsichtsmaßnahmen aufgrund Covid-19 geprägt. Deshalb, so wurde argumentiert, waren auch die Angehörigen der Opfer nicht eingeladen.

14 Vgl. den online abrufbaren Beitrag von Luca Guglielminetti und Miriam Attia des Radicalisation Awareness Network (RAN) der EU „Gedenkstätten für Opfer des Terrorismus und ihr möglicher Wert für P/CVE – verschiedene Ansätze innerhalb der EU“ (2021); https://home-affairs.ec.europa.eu/system/files/2021-12/memorials_vot_and_their_possible_value_for_p-cve_different_approaches_within_eu_de.pdf (Zugriff: 21.10.2022).

The Octogon ergibt sich aus der Spannung zwischen dem vorübergehenden Status als Abfall und den kollektiven bzw. nationalen Wertzuschreibungen, die spätestens im Moment des Entfernen-Müssens evident wurden. Mit den abgelegten Erinnerungsobjekten konnte letztendlich nicht wie mit Müll verfahren werden.

Die Übergabe von *The Octogon* an das Volkskundemuseum Wien bedeutet, dass das Gedenken, das Aufarbeiten und das Bewältigen an die Terrornacht 2020 verortet, institutionalisiert und in museale Logiken und Prozesse überführt wurden. Die Materialisierungen dessen wurden nicht weggeworfen, sondern „deponiert“. Die Aufgabe der nächsten Jahre wird es sein, Objekte wie *The Octogon* in beziehungsreiche und (heraus)fordernde historische wie aktuelle, materielle wie thematische Kontexte zu setzen und Formate zu entwickeln, die dem bisher wenig erinnerten Terror und Horror gerecht werden.

MAGDALENA PUCHBERGER

Chronik der Volkskunde



**Bericht über die Tagung „Mode und Gender“, 26. und 27. Mai 2022
mit anschließendem Jahrestreffen des netzwerk mode textil
in Zürich, 28. und 29. Mai 2022**

Anlässlich des Jahrestreffens des netzwerk mode textil, das pandemiebedingt die letzten beiden Male als reine Online-Veranstaltung abgehalten werden musste, organisierte die Zürcher Hochschule der Künste ZHdK eine hybride Fachtagung zu dem hochaktuellen, aber auch sehr breiten Thema „Mode und Gender“. Tagungsort war das Museum für Gestaltung, das der Hochschule angegliedert ist. Viele Mitglieder des Vereins netzwerk mode textil und viele Studierende der Hochschule waren in Präsenz vor Ort, doch zahlreiche andere nutzten das Angebot, online teilzunehmen. Dass der informelle Austausch unter den anwesenden Teilnehmenden, die weiterführenden Gespräche und Diskussionen auch in den Pausen in idealen Rahmenbedingungen stattfinden konnten, dafür sorgten die Organisator*innen mit ihren Fördergeber*innen, dem Schweizer Nationalfonds und der Zürcherischen Seidenindustriengesellschaft. Wie immer bei netzwerk-Treffen wurden für die Mitglieder gemeinsame – und gemeinschaftsbildende – Mittag- und Abendessen angeboten. All das machte wieder einmal deutlich, worin die Vor- und Nachteile von Präsenz- und Online-Veranstaltungen liegen.

Den Eröffnungsvortrag¹ im ersten Panel, das mit „Queering Gender“ betitelt war, hielt das langjährige und aktive nmt-Mitglied *Melanie Haller* (Universität Paderborn). Ihr vielfältiges Fachwissen als Schneiderin, Kostümbildnerin, Soziologin und Kulturwissenschaftlerin, spezialisiert auf Körpersoziologie, Gender Studies und Subjekttheorie, prädestinierte sie dafür, die Tagung einzuleiten. Sie brachte zunächst einen Überblick über die Wissenschaftsgeschichte der Frauenforschung/Geschlechterforschung/Gender Studies, die gerade eine, aus der immanent eingenommenen konstruktivistischen Sicht, logische Erweiterung zu den Queer Studies erfährt. Anschließend fasste Haller zentrale Ergebnisse der Erforschung von Mode in Bezug auf Gender zusammen, wodurch sie gleich zu Beginn der Tagung wichtige Begrifflichkeiten auf der Höhe der aktuellen Diskurse klärte bzw.

1 Der Tagungsband mit allen Vorträgen erscheint Anfang 2023.

erklärte (Mode, Gender, Geschlecht, Mann, Frau, Intersektionalität). Abschließend erprobte sie die dargelegten Theorien, indem sie den Diskurs um das Klischee der „antimodischen Feministin“ und seine Verhandlungen untersuchte. Sie brachte Beispiele aus den verschiedenen Wellen der Frauenbewegung und legte dann die Ergebnisse ihrer dahingehenden Untersuchungen der Zeitschrift „Emma“ vor. Dabei stellte sie klar, dass eine Kritik an kapitalistisch geprägten Modesystemen und an vorgeschriebenen Körpnormen nicht gleichzusetzen ist mit einer Kritik an der Mode per se und auch nicht dem zuwiderlaufe, die „Freude an der Gestaltung des eigenen Körpers als einen Akt der Freiheit“ zu verstehen. Feministische Akteurinnen wüssten um die politische Dimension des Zeichensystems Mode Bescheid und setzten sie absichtsvoll ein. Haller stellte fest, dass „besonders auch bekannte Feministinnen sehr bewusst mit und in ihrer Kleidung ihr eigenes Verständnis einer Gender-Repräsentation performativ erzeugten“. Sie untermauerte diese These mit Fotos, die den „Style“ von sieben, wie sie betonte, subjektiv ausgewählten Ikonen des Feminismus illustrierten: Simone de Beauvoir, Alice Schwarzer, Germain Greer, Angela Davis, bell hooks/Gloria Watkins, Judith Butler und Laurie Penny.

Nach diesem ersten, theoretisch fundierten und im Detail überzeugenden Vortrag folgten drei Beiträge, die ebenfalls in der Universitätslehre, aber noch stärker in der künstlerischen Praxis verankert waren. Performer *Nils Lange* und der Theaterwissenschaftler *Jörg Wiesel* (beide Hochschule für Gestaltung und Kunst Basel) berichteten von ihrer gemeinsamen Lehrveranstaltung, in der es um die Frage ging, wie mit der Körperlichkeit in der Mode umzugehen sei und zwar in Kritik der herkömmlichen Gendertheorie. Die Frage zielte auf verschiedene Ebenen ab, so auf die Ebene des Designs und auf die Ebene des Umgangs mit Beteiligten, z.B. mit Models auf dem Laufsteg. „Unlearning“ und andere prozessuale Methoden waren eingesetzt worden, auch um zu einem gleichberechtigten Dialog mit den Studierenden zu kommen. Folgerichtig standen die künstlerischen Kurzvideos von Studierenden im Zentrum der Präsentation, der – ganz up to date – eine Trigger-Entwarnung vorangestellt wurde.

Designerin *Verena Potthoff* (Pädagogische Hochschule Karlsruhe, Hochschule Kaiserslautern) war in Bezug auf Sprechnormen nicht ganz so firm wie ihre Vorredner*innen. Während ihres Vortrags

gab es Unruhe im Publikum, vor allem im studentischen. Es wurde mit Sitznachbar*innen geflüstert und Kommentare wurden gemurmelt, was auch deshalb besonders unangenehm war, weil eine konstruktive Reaktion auf so ein störendes Verhalten eigentlich nicht möglich ist. Potthoffs Vortrag behauptete das „emanzipatorische Potential der Mode“ – Beispiele waren jedoch Yves St. Laurent und die besonders umstrittene Chanel – und sah sie, auf der Grundlage von Jacques Rancières politischer Ästhetik, durch ihre Liminalität als „Generator, aber auch Transformator von geschlechtlicher Identifizierung“. Sie brachte als Beispiele Cross Dressing, Drag und Transmodels ein und endete mit dem Hinweis auf die Gefahr der kommerziellen Ausbeutung der Genderfluidität durch Modekonzerne, durch die die Mode ihre Emanzipationskraft möglicherweise wieder verlöre. Vertraut mit dem aktuellen Forschungsstand zeigte sich die Kulturwissenschaftlerin und Aktionskünstlerin *Sarah Held* (Akademie der Bildenden Künste Wien, Kunstuniversität Linz), die in ihrem flapsig vorgetragenen Beitrag im Grunde von ähnlichen Positionen ausging wie Potthoff. Allerdings fragte sie gleich einleitend, was „queer“ eigentlich meine, nämlich „anders als die Norm sein“, bezog also Fragen nach Machtstrukturen und Herrschaftskategorien ein. Gerade gegenwärtig gäbe es „Raum für Widerstandspraxis und Auflehnung gegen tradierte Lesarten von stereotypisierten Schönheitsidealen und das Dominanzsystem Mode“. Das erläuterte sie anhand verschiedener Popkulturen und Szenen, die Gender (vermeintlich) abseits des Mainstream performen, wie der Ballroom-Culture oder Beispiele wie Pussy Power aus dem Hip Hop. Aber auch die hypermaskulinen und bis zum Femizid frauenhassenden sowie homophoben Incels kamen vor, deren Ästhetik – wohl unbeabsichtigt – deutliche Ähnlichkeit mit Ästhetiken homoerotischer Communities hat. Held zeigte Ausschnitte aus einem Video der Hip-Hopperin Janelle Monáe, das zu ihrem Album „Dirty Computer“ von 2018 gehört und weibliches Empowerment durch sexualisierte Inszenierungen schafft.

In der Diskussion zu diesem Panel wurde letztendlich konsenslos beraten, wie mit älteren Forschungen etwa aus den 1990er Jahren umzugehen sei, z.B. mit jenen von Judith Butler, auf die an beiden Tagen immer wieder zurückgegriffen wurde. Außerdem äußerten manche Teilnehmende Bedenken darüber, dass eine korrekte Sprech- und Schreibweise und damit Denkweise für die Themenbereiche

Gender und LGBTQ+ derzeit nicht hinlänglich geklärt sei, weshalb man über gewisse Sachverhalte gar nicht sprechen könne. Doch Schweigen bzw. Nicht-miteinander-Kommunizieren ist das Allerschlimmste, was passieren kann, und passierte hier auch nicht.

Vielmehr ging es mit dem zweiten Panel „Diverse Zugänge“ weiter, das ganz konkrete Forschungen präsentierte. Zunächst sprach *Adelheid Rasche* (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg) über einige frühneuzeitliche Kleidungsstücke aus der von ihr betreuten Sammlung, bei denen sich in Vorbereitung der Ausstellung „In Mode“ (kuratiert 2015 von Jutta Zander-Seidel) die Frage gestellt hatte, ob sie für Männer oder Frauen gedacht waren, was zu überraschenden Erkenntnissen führte. Rasche stellte ihrem Referat die nicht ganz unernst gemeinte Frage voran, ob sie ihren Text in dieser Form überhaupt noch vortragen könne, weil sie die Kategorien „Mann“ und „Frau“ als eindeutige Zuschreibungen unhinterfragt verwende, womit sie die Ratlosigkeit im Umgang mit herkömmlichen Begrifflichkeiten zum Ausdruck brachte, mit der derzeit viele Wissenschaftler*innen umzugehen haben. *Elisabeth Hackspiel-Mikosch* (Hochschule Fresenius, Düsseldorf) sprach über Cholitas, also „Frauen indigener und spanischer Herkunft“ in Bolivien und Peru, die normierte Kleidung zur Selbstermächtigung in einem postkolonialen Kontext einsetzen (weiter Überrock mit vielen Unterröcken, Schultertuch, Bowlerhut). Sie referierte beschreibend die historische Entwicklung dieser „emanzipatorischen Praxis“ und brachte zahlreiche Fotos von Cholitas in ihrem rezenten Arbeitsalltag, stellte aber als Modehistorikerin und -theoretikerin einige sozialanthropologisch/ethnologisch relevante Fragen nicht. Mit der Hosenrolle des Octavian und seinen/ihren Kostümen in der Oper „Der Rosenkavalier“ in verschiedenen Inszenierungen beschäftigte sich Kostümbildnerin und Ausstatterin *Dorothea Nicolai* (Akademie Mode Design, München und Düsseldorf) in ihrem gewohnt packenden Vortrag. Die absichtlich als genderfluid angelegte Rolle führe dazu, dass im Laufe einer Aufführung zwangsläufig die Geschlechtergrenzen verschwömmen, was sie der Kostümproduktion backstage gegenüberstellte, die auch heute noch nach eindeutigen Geschlechterzuschreibungen entlang der jeweiligen Rolle funktioniere.

Der zweite Tag brachte fünf Panels mit thematisch und qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträgen, deren Gruppierung sicher nicht

ganz einfach und daher nicht immer nachvollziehbar war. Tagungsmitorganisatorin *Anna Brigitte Schlittler* (ZHdK und F+F Schule für Kunst und Design, Zürich) startete mit einer spannenden Analyse der speziellen Reitkleidung für Frauen in Europa und ihrer Rezeption, von ihrem Ursprung im 15. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, als das Fahrrad eine wichtige Rolle im Emanzipationsprozess zu spielen begann. Mit der Rolle von Frauen in der Reformkleidbewegung beschäftigte sich kenntnisreich *Aliena Guggenberger* (Ludwig-Maximilians-Universität, München). Demnach kamen anfänglich den Frauen innerhalb der Bewegung zwei Rollen zu: Einerseits dienten die Ehefrauen oder Partnerinnen der Künstler als Staffage für die Präsentation von deren Kleiderdesigns. Andererseits waren es Frauen, nämlich Schneiderinnen, Putzmacherinnen usw., die die Reformkleider produzierten. Die Beteiligung dieser Produzentinnen wurde aufgrund ihres niedrigen sozialen Status öffentlich nicht wahrgenommen. Schließlich waren es aber die Frauen mit dem neuen Beruf der kunstgewerblichen Schneiderin, die Reformmode alltagstauglich machten.

Der kompetente Beitrag von *Birgit Haase* (Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Hamburg) wurde krankheitsbedingt von *Maria Spitz* (Draiflessen Collection, Mettingen) vorgelesen. Haase hatte sich mit der gegenseitigen Annäherung der Frauen- und Männermode von 1860 bis 1918 auseinandergesetzt, die zu mehr Bewegungsfreiheit für Frauen führte, ohne jedoch vom Konzept der Femininität oder von Geschlechterrollen abzurücken.

„Aus der Perspektive von Gestalter:innen“ präsentierten im so benannten Panel zunächst die forschende Künstlerin *Wiebke Schwarzhans* (Hochschule für bildende Künste Hamburg) und der Modedesigner Jonas Konrad (Institut Français de la Mode, Paris) theoretisch hochreflektiert ihre Arbeiten bzw. ihre Arbeitsweisen. Anschließend stellten *Laura Haensler* und *Larissa Holaschke* (beide ZHdK) Überlegungen zum „Pyjama in der Populärkultur“ an, indem sie anhand von Schlafbekleidung in Spielfilmen und Serien Typisierungen nach Status und Geschlecht transparent machten und anschließend die „Sleep-Wear“ seit den 1950er Jahren als Vehikel des Wandels zu interpretieren versuchten.

Am Nachmittag brachte das Panel „Mediale Formate“ wieder zwei sehr unterschiedliche Beiträge zusammen. *Evelyn Echle* (Hochschule Pforzheim) stellte nach allgemeineren Überlegungen zu

Geschlechterrollen in Mode und Film knapp die „Genderbending“-Romanze „Silvia Scarlett“ (1935) vor, um dann sehr ausführlich mit vielen Filmausschnitten über die Netflix-Serie „Sex Education“ und deren Kostümdesign zu referieren. Danach folgte der analytische und auch für Laien auf dem Gebiet des Hip-Hop und Rap verständliche Vortrag von *Mariama de Brito Henn* (Staatliches Textil- und Industriemuseum, Augsburg), die sich anhand etlicher Ausschnitte aus Musikvideos mit der Repräsentation von Queerness und Blackness männlicher, aber vor allem sich männlich präsentierender weiblicher Künstler*innen dieser Musikrichtungen auseinandersetzte.

Das vierte Panel des Tages, „Kulturelle Übersetzungen“, führte nicht zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit diesem zu hinterfragenden Begriff, sondern umfasste drei verschiedene konkrete Studien: Wie genderbezogene Denk- und Vorstellungsgrenzen zu Grenzen von Handlungsmöglichkeiten in der Praxis führen und Strategien dagegen, erläuterte Designerin und Fashion-Researcherin *Laya Chirravuru* (Dessau, Delhi, New York) in ihrem auf Englisch gehaltenen Referat anhand der Bandhani-Textilfärbetechnik aus Gujarat und Rajasthan in Indien. Online zugeschaltet erklärte *Elif Süssler-Rohringer* (Universität für Angewandte Kunst, Wien) ebenfalls auf Englisch das Bild der selbstbestimmten, aufgeklärten, erwerbstätigen Frau, wie es in den 1980er Jahren in der Zeitschrift *Burda* in der Türkei neben dem traditionell-feminin konnotierten Frauenbild koexistierend vorkam. Die Schürze für den Mann und Präsentationen ihrer Verwendung in Mode- und Frauenmagazinen der DDR bis in die 1970er Jahre zwischen verordneter Gleichberechtigung und patriarchalen Strukturelikten analysierte *Katja Böhlau* (Staatliche Museen zu Berlin) mit vielen unterhaltsamen und erhellenden Beispielen.

Im letzten Panel, „Eine Frage der Lehre“, schilderte *Lüder Tietz* (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) seine Erfahrungen aus verschiedenen universitären Lehrveranstaltungen, die er zum Themenbereich Mode und Queer abgehalten hatte, darunter teilnehmende Beobachtungen bei Pride-Parades, Medienanalysen zu Queer Fashion und die Produktion eines Bilderbuches zum Thema Cross-Dressing². Er betonte die unterschiedlichen Voraussetzungen und Grade der persönlichen Involviertheit der Studierenden, die zu

beachten seien, und die Erkenntnis, dass ein Seminarraum kein Safe-Space sein kann, aber ein Brave-Space sein sollte, der „Denken, Infra-gestellen und Zulassen“ ermöglicht. Der letzte Beitrag der Tagung nahm den Ort ihrer Veranstaltung in den Blick: Mitorganisatorin *Katharina Tietze* (ZHdK) erzählte eine feministische Institutionengeschichte beginnend mit der Gründung der Kunstgewerbeschule 1878, an der von Anfang an Frauen zugelassen, jedoch in der Wertschätzung (so wie in ihren politischen Rechten) ihren männlichen Kollegen nicht gleichgestellt und auf die „Frauenberufe“ Sticken, Weben und Modezeichnen fokussiert waren. Bis heute sind beachtenswerte Designerinnen wie Sophie Täuber-Arp, Elsi Giauque, Luise Appenzeller oder Berta Baer weitgehend unbekannt geblieben.

Im Rückblick auf die Tagung fallen zwei Umstände auf: Erstens befasste sich kein einziger Beitrag der Tagung mit Auswirkungen der Corona-Pandemie. Allein im Beitrag von Haensler und Holaschke wurde der von Lockdowns beförderte Cosy-Look für Freizeit und Homeoffice einleitend erwähnt. Zweitens wurden die im Laufe der Tagung viel verwendeten Adjektive „männlich“ und „weiblich“ weder hinterfragt noch als stereotype Dichotomien von Genderrepräsentationen diskutiert.

Nach den zwei intensiven Tagen mit Vortragsprogramm hatten die Mitglieder des netzwerk mode textil rund um die Abhaltung der jährlichen Generalversammlung des Vereins an den beiden anschließenden Tagen die Möglichkeit, aus einem dichten Programm aus verschiedenen Exkursionen zu wählen, die zum Teil hinter die Kulissen von Institutionen blicken ließen. Die Autorin z.B. besuchte mit einer Gruppe die Kostümwerkstätten und den Fundus des Opernhauses Zürich und nahm an einer Führung der Textilkuratorin *Andrea Franzen* zu den textilen Highlights in der Dauerausstellung und im Textilarchiv des Studienzentrums im Schweizerischen Landesmuseum teil.

Das nächste Jahrestreffen des netzwerk mode textil wird im Mai 2023 in Berlin stattfinden.

KATHRIN PALLESTRANG

**Bericht über die Tagung „Position beziehen“, „Haltung zeigen“?!
Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung“,
Universität Freiburg im Breisgau, 15. bis 17. Juli 2022**

Ein Kind, das zu ertrinken droht, und ein Kameramann, der nicht eingreift – mit dieser Szene aus dem dokumentarischen Film *Honey Land* (2019)¹ hatte *Timo Heimerdinger* (Freiburg) einen bewusst drastischen Einstieg gewählt. Die Tagungsteilnehmer:innen waren sich einig: Der Kameramann hätte sein Konzept aufgeben müssen, um dem Kind zu helfen. Die Auseinandersetzung damit, dass (und warum) er genau das nicht getan hat, katapultierte die Teilnehmer:innen direkt ins Feld der Positionierungsdilemmata: Was macht es mit uns als Forschende, unserem Feld und dessen Akteur:innen, wenn wir uns nicht nur im Feld, sondern auch zum Feld positionieren? Wenn es so ist, dass wir diesem ohnehin „alleine schon durch unsere Anwesenheit schaden“, wie *Marion Näser-Lather* (Innsbruck) bemerkte – warum dann nicht gleich im Sinne Wolfgang Kaschubas als „politisches Fach“ Position beziehen?²

Die Tagung „Position beziehen“, „Haltung zeigen“?! *Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung* bot einen Rahmen, um Fragen wie diesen nachzugehen. Benanntes Ziel war es, einen Positions- und Erfahrungsaustausch über die unterschiedlichen Aspekte und Implikationen des Themenkomplexes zu ermöglichen und anhand von Beispielen aus der ethnografischen Praxis Strategien des Umgangs damit zu entwickeln. Hierfür luden die beiden Organisator:innen Marion Näser-Lather und Timo Heimerdinger für drei Tage ins sommerliche Freiburg im Breisgau. Anstelle übergreifender Panelthemen waren 14 in sich geschlossene Einzelvorträge mit anschließenden Diskussionen auf die drei Kongresstage verteilt worden. Der Bericht orientiert sich chronologisch am Tagungsablauf, wobei er mit den Titelei die jeweiligen losen thematischen Bündelungen zu benennen versucht.

1 Ljubomir Stefanov, Tamara Kotevska: *Honey Land*, Nordmazedonien 2019.

2 „Gründungsdirektor im Interview“, <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/institut/ueber/interview-kaschuba> (Zugriff: 8.8.2022).

Irritationen aushalten?!

Mit ihrer Forschung zu nichtinvasiven Pränataltests (NIPT) führte *Janina Krause* (Frankfurt) gleich zu Beginn in ein ethisch stark polarisiertes Forschungsfeld ein. Während die Anbieter:innen solcher Tests von „reproduktiver Selbstbestimmung“ sprechen, betonen Kritiker:innen vor allem den Mangel an unabhängigen Informationen. Krause machte in ihrem Vortrag deutlich, dass Positionierungsfragen oft bereits im Kontext des Feldzugangs verhandelt werden. Vor allem Fragen nach den Konsequenzen, die „unangenehme“ Forschungsergebnisse haben könnten, bestimmten die anschließende Diskussion. *Claudia Willms* (Frankfurt) setzte sich im darauffolgenden Vortrag mit den verschiedenen Rollen auseinander, die ein:e Anthropolog:in im Feld einnehmen kann. Dies tat sie anhand der Frage, welche Rolle(n) sie als säkular sozialisierte Forscherin im Rahmen ihrer Studie zu religiösem Antikapitalismus eingenommen hatte, und resümierte, dass man Irritationen im Forschungsprozess unbedingt zulassen sollte. Denn diese könnten als ein möglicher Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis genutzt werden – ein Weg, auf dem die Empirische Kulturwissenschaft letztlich auch als Beziehungswissenschaft fungiere.

Beschlossen wurde der erste Tag mit *Hermann Tertilt*s Rückblick auf seine Forschung über eine Frankfurter Jugendbande Anfang der 1990er Jahre. Bereits zum Zeitpunkt ihres Erscheinens hatte die Studie *Turkish Power Boys* für Aufsehen gesorgt und war zu einer beachteten Mikrostudie über Bandenkultur und Jugendgewalt geworden.³ Seinen damaligen Feldzugang beschrieb Tertilt als behutsamen Prozess, der in einer sehr persönlichen Beziehung zu seinen Forschungspartnern geendet habe. Dies führte zur Diskussion, wie nah man Forschungspartner:innen eigentlich kommen darf. Eine Frage, die im Kontext von Tertilt's Arbeit nicht zuletzt wegen der omnipräsenten Kriminalität brisant erschien. In einigen Fällen habe er durchaus interveniert und klar Position bezogen, so Tertilt – aber manches habe er auch einfach aushalten müssen.

3 Hermann Tertilt: *Turkish Power Boys: Ethnographie einer Jugendbande*. Frankfurt a. M. 1996.

Abstand halten?!

Der zweite Tag begann mit einem Exkurs in die Linguistik. *Hagen Steinhauer* und *Nurbak Polat* (beide Bremen) thematisierten die Dilemmata von Positionierung und Nicht-Positionierung in „autoritären Geflechten“. Steinhauer und Polat sind Teil der Bremer Forschungsgruppe Soft Authoritarianisms. Diese versteht Autoritarismus nicht als etwas, das sich explizit von Demokratie als Rahmen abwendet, sondern als etwas, das politische Systeme von innen heraus verändert und dekonstruiert. Aus linguistischer Sicht, so Steinhauer, könne dieser Veränderungs- und Dekonstruktionsprozess als ein Geflecht aus Diskursen, Gegendiskursen, Praktiken etc. beschrieben werden, in dem Sagbarkeitsgrenzen diskursiv hergestellt und sukzessive verschoben werden. Dies sei etwa bei der extremen Rechten in Frankreich und im Kontext „democidaler Politiken“ in der Türkei der Fall, wie die Referent:innen anhand eigener Forschungsergebnisse verdeutlichten. Steinhauer und Polat fragten danach, wie wir als Forschende durch diese „autoritären Geflechte“ navigieren können, und kamen zum Schluss, dass ein Teil des Navigierens auch das eigene Positionieren sei. Position zu beziehen verstehen die Referent:innen als „entwirrendes Parteiergreifen“ im Kontext gegenwärtiger politischer Instrumentalisierungen.

An die Grenzen der Loyalität navigierte *Victoria Hegner* (Berlin) am Beispiel der Debatte um Alice Goffmans Publikation *On the Run*.⁴ Dabei handelt es sich um die Ethnografie eines benachteiligten Viertels in Philadelphia (USA), in dem die Anthropologin im Zuge ihrer Feldforschung sechs Jahre lebte. Infolge einer öffentlichen Kontroverse um das Buch wurde Goffman aus dem Wissenschaftsbetrieb ausgeschlossen, da sie, so ihre Kritiker:innen, im Kontext ihrer Forschungen bewusst Teil krimineller Strukturen geworden sei. Goffmans ursprüngliches Anliegen, bis zum Äußersten loyal gegenüber ihrem Forschungsfeld zu sein, wurde ihr in der US-amerikanischen akademischen Rezeption zum Vorwurf gemacht: Als weiße Forscherin aus der Mittelschicht sei ihr Zugang, eine schwarze, männliche Unterschicht zu beforschen, problematisch. Hegner folgerte daraus,

4 Alice Goffman: *On the Run. Fugitive Life in an American City*. Chicago 2014.

dass derartige forschungshegemoniale Diskurse noch immer stark dichotom geprägt seien und daher auch das Wissenschaftssystem nicht hinreichend infrage stellten – dieses müsse aber dringend pluraler gestaltet werden.

Wie politisch Forschung über Volkstanz werden kann, illustrierte im Anschluss *Konrad Kuhn* (Innsbruck). Im Forschungsprojekt *Im Takt? Wissen, Praktiken und Politiken von ‚Volkstanz‘ in Tirol* untersuchte Kuhn zusammen mit Manuela Rathmayer Praktiken und Wissensbestände des „Volkstanzes“, die über wissenschaftliche wie laienhafte Netzwerke gesammelt, festgeschrieben und vermittelt werden. Die differierenden (Erwartungs-)Haltungen der beteiligten Akteur:innen hätten bei seinem Team „Suchbewegungen“ hinsichtlich der eigenen Positionierung ausgelöst. So sei beispielsweise dem Forschungsantrag im Tiroler Landtag mit der Begründung stattgegeben worden, dass in der heutigen, schnelllebigen Zeit das Wissen und die Kultur von Traditionsverbänden wichtig seien. Die Forschung profitierte so von alten Vorstellungen über unser Fach und sah sich dazu gezwungen, sich zu solchen Zuschreibungen zu positionieren. Da die feldethnografischen Anteile der Forschung infolge der Covid-19-Pandemie nicht realisiert werden konnten, mussten Kuhn und Rathmayer die Entwicklungen ins Forschungsdesign integrieren. Dies habe mit dazu geführt, dass ein zeitlicher „Sicherheitsabstand“ – auch zu etwaigen Positionierungsfragen – gewahrt werden konnte.

Intervenieren?!

Aus ihrem Forschungsprojekt, das in der Design Anthropology angesiedelt ist, berichtete *Isabella Kölz* (Würzburg). Ausgehend von zwei Jahren Feldforschung mit Informations- und Kommunikationsdesigner:innen in einer Fakultät für Gestaltung erzählte Kölz von ihren Erfahrungen des Positionbeziehens. Da sich ihre Forschungspartner:innen mit ähnlichen Fragen befassten wie sie (etwa wie „Welt“ erfahren und gestaltet wird), sahen sie in ihr eine „Sparringspartnerin“. Kölz wurde als Forscherin immer wieder aufgefordert, Position zu beziehen, und beeinflusste das Feld intervenierend und kollaborierend – was zu wesentlichen Fragen führte: Wie stark darf, soll und muss man sich einmischen? Wann wird Teilnahme zur Intervention? Und wie positioniert man sich und sein Vorgehen gegenüber der Fachcommunity? In der Kollaborativen Ethnografie⁵ sieht Kölz einen

lohnenswerten Ansatz, um Forschung als experimentelle Intervention auf beiden Seiten zu verstehen.

Alexander Koensler (Perugia) plädierte in seinem Vortrag dafür, Positionierungen als Prozess zu denken und gerade bei längeren Forschungen eine Offenheit für unerwartete Dynamiken zu bewahren. Diesen Ansatz verdeutlichte er anhand seiner Ethnografie zum israelisch-palästinensischen Konflikt, bei der er mehrere Abrisse und Wiederaufbauten des Beduinendorfs Abu Suf begleitete. Eindrücklich zeigte Koensler auf, wie sich seine eigenen Positionierungen im Laufe der Auseinandersetzung mit der Thematik verschoben hätten und wie dies seine Vorstellung von multiplen Realitäten geformt habe. Er sprach sich für *Ambiguitätstoleranz* aus: Positionierung sollte nicht als Suche nach einer Festlegung, sondern als offener Prozess gedacht werden.

Einen anderen Akzent setzte *Patrick Wielowiejski* (Berlin). Er vertrat die These, dass gewisse Felder nur dann beforscht werden könnten, wenn man mit einer klaren Haltung ins Feld gehe, die auch stabil bleiben müsse. Wielowiejski, der zu Homosexualität in der extremen Rechten forscht, sieht das Ziel seiner Arbeit, mit Benjamin Opratko gesprochen, darin, „den Gegenstand aus der Welt zu schaffen“⁶. Die primäre Solidarität und Loyalität sollte gemäß Wielowiejski den Opfern rechter Gewalt gelten und nicht den beforschten (rechten) Akteur:innen. Dabei sieht er die Methode des „Agree to disagree“ als zielführend: eine Freund-Feind-Beziehung, die kultiviert und selbst Gegenstand der Forschung wird. Weiters beschrieb Wielowiejski das Dilemma, dass mit der Nähe zum Feld oft auch die Gefahr der „Kontamination“ und der Instrumentalisierung wachse. Denn die Gesprächspartner:innen haben ihre eigenen Ziele, wenn sie ethnografische Forschungen zulassen. Diskutiert wurde anschließend in erster Linie, ob das benannte Ziel – Rechtsradikalismus „aus der Welt zu schaffen“ – noch Forschung oder schon politischer Aktivismus sei. Eine klare (Erwartungs-)Haltung schränke schließlich die Offenheit in der Beantwortung der Forschungsfrage ein.

5 George E. Marcus: Collaborative Options and Pedagogical Experiment in Anthropological Research on Experts and Policy Processes. New York 2008.

6 Benjamin Opratko: Im Namen der Emanzipation. Antimuslimischer Rassismus in Österreich. Bielefeld 2019, S. 20.

Einpendeln?!

Abschließend gab *Barbara Sieferle* (Freiburg) einen Einblick in ihre Arbeiten zu den Alltags ehemaliger Inhaftierter. In ihrem Vortrag problematisierte sie die textuellen Repräsentationen dieser erforschten Lebenswelten und diskutierte, wie es gelingen könne, die Privatsphäre der Forschungspartner:innen zu schützen und den Grundsatz des „Do no harm“ einzuhalten. Sieferle hob hervor, dass ethnografisches Schreiben und insbesondere Anonymisierungsstrategien immer eine grundlegend politische Entscheidung und eine machtvoll-praxis seien. Durch Selektion und Anonymisierung „verschleierte“ man wissenschaftliche Re-Studies und gebe den Akteur:innen keine Gelegenheit, sich gegenüber den Deutungen der Forscherin zu positionieren. Sieferles Kompromiss ist das Konzept der *Composite Characters*.⁷ Dabei handelt es sich um textliche Repräsentationen der beforschten Menschen und ihrer Alltagswelten, also um Figuren, die von der Forscherin erschaffen werden und eine spezifische Form von Wirklichkeit erzeugen. Wie man damit verbundene Stereotypenbildung aufheben kann – zum Beispiel, indem man gegen Framings wie Geschlecht oder Nation anschreibt –, war schließlich Thema der Diskussion. Deren Fazit: Eine „Komposition“ im Sinne einer Selektion und eines konstruierten Abbildes von Beobachtungen ist ethnografisches Schreiben immer.

Dass an dieser Komposition nicht nur wir Ethnograf:innen beteiligt sind, betonte Marion Näser-Lather in ihrem abschließenden Versuch einer theoretischen Einordnung. Die eigene Positionierung sei nicht immer eine aktive Entscheidung, sondern müsse vielmehr als ein Prozess gedacht werden, der stets auch von außen beeinflusst werde. Positionierungen seien Suchbewegungen, die sich innerhalb eines komplexen Kraftfeldes immer wieder neu einpendeln. Und so schien am Ende der Tagung für alle Beteiligten evident, was schon zu Beginn angeklungen war, nämlich dass man sich im Rahmen ethnografischer Forschung nicht *nicht* positionieren kann.

7 Vgl. Jennifer M. J. Yim und Peregrine Schwartz-Shea: Composite Actors as Participant Protection: Methodological Opportunities for Ethnographers. In: *Journal of Organizational Ethnography*, 18. Oktober 2021 (DOI: <https://doi.org/10.1108/JOE-02-2021-0009>).

Positionierungsfragen sind daher für alle Forscher:innen relevant, und Reflexionen und Aushandlungen von Haltungs- und Positionierungsproblematiken sollten Forschungsprozesse dynamisch begleiten. Der Tagungsband, der im Herbst 2023 erscheint, liefert hierzu sicherlich wertvolle Denkanstöße.

JULIA GILFERT UND LARA GRUHN

Bericht über das 54. Internationale Keramik-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Landau an der Isar, Deutschland, 5. bis 10. September 2022

Bayern hat eine enge Beziehung zum Bier. Da liegt das Thema des 54. Keramik-Symposiums *Trink- und Schankgefäße – Innovation, Produktion, Handel und Verwendung*, zu dem der Arbeitskreis Keramikforschung, der Landkreis Dingolfing-Landau und der Kastenhof Landau – Museum für Steinzeit und Gegenwart nach Niederbayern einladen, nahe. Im Zentrum von Landau produziert heute noch eine kleine Brauerei, die Brauerei Krieger. Das informelle Treffen am Vorabend der Tagung fand – der Brautradition entsprechend – im Gasthaus Zum Oberen Krieger am Oberen Stadtplatz von Landau statt.

Am Montag startete die Tagung in der Stadthalle von Landau mit Grußworten von Bürgermeister *Matthias Kohlmayer* und einer Einführung des Organisators und Archäologen *Florian Eibl*. Als Besonderheit dieses Symposiums hob er die Einzigartigkeit der Teilnehmenden hervor, die sich aus Wissenschaftler*innen unterschiedlicher kulturwissenschaftlicher Disziplinen sowie Sammler*innen und Handwerker*innen zusammensetzten. Der Stadtarchivar und Museumsleiter von Dingolfing, der Nachbargemeinde von Landau, *Thomas Kieslinger*, begrüßte die interdisziplinäre Zusammenarbeit sowie das abwechslungsreiche Programm, das die unterschiedlichen Zugänge zum Thema Keramik widerspiegelt. *Hans-Georg Stephan* vom Arbeitskreis Keramikforschung berichtete über den Stand der Tagungsbände der vergangenen Symposien.

Der erste Referent war *Uwe Mämpel* aus Bremen. Er ist einer der wenigen Spezialisten für die industrielle Sparte von Keramik und

stellte den deutschen Alchimisten und Glasmacher Johann Kunckel ins Zentrum seines Vortrags über Glasuren für Trink- und Schankgefäße seit dem 17. Jahrhundert. Mämpel erklärte, wie eng die Technologie von Glas und Keramik zusammenhängt: bei Glas wird die Masse zuerst erwärmt und dann geformt, bei Keramik zuerst geformt und dann gebrannt. Johann Kunckel (1630–1703) beschreibt in seinen Rezeptbüchern seine Versuche mit Glasuren, in denen das gesundheitsschädliche Blei als Fluss- und Glanzmittel verwendet wurde. Über 200 Jahre waren seine Rezeptbücher die Grundlage für die deutschen Keramikhersteller. Erst Hermann August Seger zeigte in seinen Aufsätzen Ende des 19. Jahrhunderts den Weg zu giftfreien Glasuren. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass Bleivergiftungen die klassische Krankheit in Töpfereien waren. Repräsentative Untersuchungen über Krankheiten der Verwender*innen liegen derzeit nicht vor.

Steinzeug nimmt wegen der ausgezeichneten Eigenschaften des Tons eine Vorrangstellung unter den keramischen Materialien ein. Aufgrund seiner Dichtheit wurde es bevorzugt für Schank- und Trinkgefäße verwendet, wie *Volker Demuth* aus dem Archäologischen Museum in Stavanger, Norwegen, erklärte. Bis ins Spätmittelalter verwendete man im Küstenraum der Nord- und Ostsee südniedersächsisches Steinzeug, das über den Bierhandel der Hanse auf dem gleichen Weg wie das Bier transportiert wurde. Vor allem Bier aus Einbeck und Trinkgefäße aus Steinzeug standen als Statussymbole in einem Zusammenhang.

Der Beitrag der Wiener Archäologin *Gabriele Scharrer-Liška* führte nach Hadersdorf am Kamp in Niederösterreich, wo bei Grabungen am Marktplatz Trink- und Gießgefäße gefunden wurden, die im Gemeindeamt von Hadersdorf besichtigt werden können. Das Highlight ist ein Becher in Gestalt einer Eule mit einem Eulenkopf als Deckel. Dieser sogenannte „Eulenkopf“ aus Fayence hat prominente Vergleichsobjekte in verschiedenen Museen Europas, deren Entstehungszeit zwischen 1540 und 1561 liegt. *Karla Bianca Roșca* stellte neue Identifikationskriterien vor, die sie für die malhornverzierte Ware der Siebenbürger Sachsen aus den vier Töpferzentren im Raum von Hermannstadt in Rumänien entwickelt hat. Aus einer Umfrage bei Fachkolleg*innen aus Museen in Ungarn und Deutschland erstellte sie einen Fragenkatalog zu Material, Typologie,

Farbgebung, Motiven, Inschriften und zur zeitlichen Einordnung von Gefäßen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Ziel des Projekts ist die bessere Identifikation von Keramiken in Museen und Sammlungen mit gleichzeitiger Abgrenzung zu anderen Warengruppen, zum Beispiel zur ungarischen und zur Habaner Keramik.

Abends waren die Tagungsteilnehmer*innen zur Eröffnungsfeier der Sonderausstellung *Steinzeug! Von Kannenbäckern und altbayerischen Bierkrügen* in den Herzogssaal des Kastenhofs geladen. Funde belegen eine Keramikproduktion im bayerischen Peterskirchen bereits seit dem Jahre 1746. In den Peterskirchner Töpfereien wurde Steinzeug zu Heilwasserflaschen, Kannen, Krügen und Doppelhenkeltöpfen verarbeitet. Typische Dekore sind der gehackte Dekor, „Zackerldekor“ genannt, sowie der Rollstempel- und Knibisdekor auch in Kombination mit Kobaltmalerei.

Der erste Exkursionstag führte nach Passau in das ehemalige Kastell Boiotro. Dieses ist bekannt als Ort, wo der heilige Severinus zu späterer Zeit ein Kloster errichtete. Heute steht dort das Römermuseum Boiotro, das Teil des Donaulimes ist und seit 2021 zum UNESCO-Welterbe zählt.

Im Oberhausmuseum stand die Mittelalterabteilung mit den Funden aus dem Burgareal im Mittelpunkt des Interesses. In Verfüllungen von Gewölbezwickeln fand man unter anderem gotische Nischen- und Blattkacheln aus dem 14. und 15. Jahrhundert mit Drachen- und Löwendarstellungen von hervorragender Qualität.

Den Abschluss des Tages bildete ein Besuch im Ziegel- und Kalkmuseum Flintsbach. Der originale Hoffmann'sche Ringofen von 1883 samt Nebengebäuden und Produktionsgeräten trägt die Auszeichnung Technikdenkmal. Weitere Attraktionen sind ein translozierter römischer Ziegelbrennofen aus Essenbach sowie der Nachbau eines Kalkofens.

Der dritte Tagungstag begann mit einem Vortrag von *Christian Konrad Piller*. In einem Siedlungsfund vom Glauberg in Essen fand sich ein Fragment eines rechten Schuhs aus Keramik. Bronze- und eisenzeitliche Schuhgefäße findet man häufiger in Europa. Die Vorläufer stammen aus Vorderasien aus dem 3. bis in das 1. Jahrtausend v. Chr. Sie wurden als Trinkgefäße bei Kulthandlungen verwendet und ihre Formen griffen die lokale Schuh- bzw. Stiefelmode auf. Seit der Renaissance wurden Schuh- und Stiefelgefäße aus

unterschiedlichen keramischen Materialien in Europa hergestellt. Sie dienten als Scherzgefäße im Handwerkerbrauch, als Votivgaben, Trinkgefäße im Studentenbrauch und als Objekte der Erinnerungskultur.

Es folgten Fundberichte von *Eva Roth-Heege* aus einer Töpferwerkstatt in Zug in der Schweiz und von *Gerald Volker Grimm* aus Marsberg in Westfalen.

Simon Matzerath referierte im Namen eines interdisziplinären Teams über die Untersuchungsergebnisse zu den neuzeitlichen Töpferzentren im mittleren Rurtal. Neu war der breite methodische Ansatz unter Einbindung geochemischer Grundlagen und naturwissenschaftlicher Verfahren. Aus der Masse heraus ragt eine seltene „Dendritenschüssel“, deren Muster in der Mulde durch eine chemische Reaktion in der Glasur entstanden ist, sowie eine „Musterschüssel“, auf der Vorlagen für Motive vereint sind.

Auch *Detlef Wilke* beschäftigte sich interdisziplinär mit Siedlungsfunden von Irdenware aus Dieburg in Südhessen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts fertigte man im großen Stil bleiglasierte Halbzylinder- und Nischenkacheln an. Durch Schwermineraluntersuchungen an den Scherben konnte der Dieburger Wald als Herkunftsort der verwendeten Tone festgestellt werden.

Marion Roehmer beschrieb, wie die Technik der Reliefauflagen auf Steinzeug im 16. Jahrhundert durch Formenschneider von Köln nach Siegburg gelangt ist. Ein jahrelanger Streit zwischen Bierbrauern und Steinzeugtöpfern wegen knapper Holzressourcen führte schließlich zum Ende der Töpferei in Köln. Töpfer und Formenschneider wanderten nach Siegburg ab und setzten dort die Produktion von auflagenverzierten Schnellen, Kannen und Bartmannskrügen fort.

Im Zentrum des Vortrags von *Andreas Heege* stand Keramik aus Graubünden in der von ihm erstellten Bilddatenbank *CERAMICA CH*¹ für neuzeitliche Schweizer Gefäßkeramik.

Die zweite Exkursion gab Einblick in das bayerische Wallfahrtswesen. Im Schaudépot der Kreisarchäologie Dingolfing-Landau lagern unterschiedliche Funde an keramischen Votivgaben. Die in der Kirche St. Corona in Altenkirchen 2002 entdeckten mittelalterlichen

Votive wurden bearbeitet und sind nun ebendort ausgestellt. Ähnlich wie den heiligen Valentin hat man in Bayern so wie auch in Österreich die heilige Corona vor allem bei Kopfleiden und Beschwerden der Gliedmaßen angerufen. Bei Wallfahrten brachte man keramische Votive dar. Die in großer Zahl vorhandenen kopfförmigen Gefäße mit einer Öffnung im Boden werden „Tonkopffurnen“ genannt. Der zweite Schwerpunkt des Tages widmete sich der lokalen Töpferregion, dem Kröning. In der neu eröffneten Görgenmannsölde im Freilichtmuseum Massing, ein transloziertes Hafnerianwesen aus dem Kröning, wird die Symbiose von Wohnen und Arbeiten anschaulich: In der Wohnstube befanden sich nicht nur eine Tongrube, zwei Töpferscheiben, Trockenregale unter der Decke und eine Glasurmühle. Unter dem Boden fand man auch fünf sogenannte „Nachgeburtstöpfe“, in welchen die Nachgeburt von Neugeborenen vergraben war. In der daneben befindlichen Brennkuchl standen der Herd und der Brennofen. Bruchstücke aus der Werkstatt, die bis 1864 in Betrieb war, sind im landwirtschaftlichen Trakt untergebracht. Die Bandbreite der Kröninger Ware zeigt das Hafnermuseum im Heimatmuseum Vilsbiburg, wo uns der ortsansässige Experte *Lambert Grasmann* empfing.

Der Nachmittag im Museum Dingolfing war wieder dem Steinzeug gewidmet. Teil zwei der Sonderausstellung zu Steinzeug beleuchtete dessen Verbindung ins oberösterreichische Maireck.

Den öffentlichen Festvortrag im Landratsamt Dingolfing hielt der Kunsthistoriker *Harald Rosmanitz*. Er skizzierte den Weg eines Kachelreliefs vom Motiv über die Fertigung zum Verbraucher anhand von Beispielen, die in der von ihm aufgebauten Datenbank *www.furnologia.de* einsehbar sind.

Im ersten Beitrag von Freitag referierte *Rita Rakonczay* über Ofenkacheln aus dem nordwestlichen Gebiet des Königreichs Ungarn, für die sie in ihrer Dissertation eine neue Methode zur Analyse von Querverbindungen entwickelt hatte. Anhand von sekundären Analogien analysierte sie Überschneidungen in der Motivik, die über Kupferstiche verbreitet wurden. Die Vorlagen für ungarische Apostelkacheln könnten auch aus Wien oder Niederösterreich kommen. Auch eine Ofenkachel aus dem Volkskundemuseum Wien wurde als Vergleichsobjekt angeführt. *Simon Dupper* stellte die Entwicklung der mittelalterlichen Keramik in Passau anhand des Fundmaterials aus der

Zisterne einer Gerberei im Passauer Neumarkt vor. Hier lassen sich Hinweise auf einen Technologiewandel im 13. Jahrhundert, als die ersten Töpferscheiben gefertigt wurden, in Passau finden.

Die Referentin *Irmgard Endres* ging den Verbindungen zwischen den Steinzeugproduzenten Thenn und Saeltzer nach. Diese produzierten bis in die 1880er Jahre aufwendig gestaltete und mit Inschriften versehene Krüge, die in eine Form gedreht, mit Rollstempel und Ritzdekor verziert und mit Emailfarben bemalt wurden. Die selbstständige Archäologin *Anna de Vincenz* forscht seit Jahren zu Grabungsfunden aus der frühislamischen und osmanischen Periode in Israel. Scherben, die in Jaffa und Jerusalem gefunden wurden, geben Auskunft über Manufakturen, Händler und Importeure aus Europa.

Auf Initiative des Volkskundemuseum Wien kamen zwei Beiträge aus Österreich zustande: Die Kunsthistorikerin *Katja Brunn* präsentierte ihre Forschungsergebnisse über die Keramikmarke Prinzess-Keramik, die von der Linzer Keramikerin Hertha Reisinger gegründet und zwischen 1948 und 1953 in Wien betrieben wurde. Reisinger verkaufte neben Gebrauchskeramik hauptsächlich Figuren mit profanen und religiösen Motiven. Über den Händler Otto Maria Weinzingler exportierte die Prinzess-Keramik in die ganze Welt und prägte so maßgeblich das Bild von österreichischer Keramik im Ausland. Der Beitrag gab einen Überblick über Stempel, Produktionsweise und die Einordnung in die Geschichte der österreichischen Kunstkeramik. Daran anschließend stellte die private Keramiksammlerin *Ulrike Hohenwarter* erstmalig ihre jahrzehntelangen Forschungen zur Wachauer Keramik vor. Sie verfolgte in ihrem Beitrag den Wandel der Hafnerei Mayer in Krems an der Donau zu einer kunstkeramischen Werkstatt im Jahre 1924. Verwendet wurde ein hellbrennender Ton, wodurch die Überlaufglasuren in den charakteristischen matten Farben auf den Gefäßen besser zur Geltung kommen. Typisch für die Wachauer Keramik waren Motive wie beispielsweise Weintrauben oder die Figur der Wachauerin in Tracht mit Goldhaube. Sie repräsentierten regionale Identität und waren in den meisten Haushalten der Wachau zu finden.

Anna Ridovics vom ungarischen Nationalmuseum in Budapest stellte Scherzgefäße der Täufer vor. Die Besonderheit der Konstruktion liegt in der Ausfertigung von drei Kammern, die das Einfüllen von verschiedenen Flüssigkeiten ermöglichten. Die Referentin zog

Vergleiche zu Scherbenfunden aus der Burg Buda aus dem 17. Jahrhundert und zu gleichartigen Ganzgefäßen aus der Slowakei, die hundert Jahre später gefertigt wurden. In der Diskussion ergab sich der Hinweis, dass es sich um einen deutschen Gefäßtypus handeln könnte, den es auch aus Steinzeug gibt und der seit dem Mittelalter verbreitet ist. Nach einer Mittagspause gab *Irmgard Sedler* Einblick in ihre Forschungen zur siebenbürgisch-sächsischen Keramik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Inspiriert von der englischen Arts-and-Crafts-Bewegung hatte eine neue Wertschätzung der kunstgewerblichen Arbeiten eingesetzt. Vereine und Museen förderten die Revitalisierung und Belebung der Volkskunst in Siebenbürgen. Ein Vertreter dieser Strömung war der Keramiker Eduard Tekelt, der nach historischen Vorlagen traditionelle Keramik wie beispielsweise die kobaltblauen siebenbürgischen Teller und Krüge fertigte.

Der letzte Tagungstag startete mit einem weiteren Vortrag von *Harald Rosmanitz*. Anhand des Typus Tannberg, eine spezielle spätmittelalterliche Kachelform, stellte er die Bandbreite von alten und neuen Analysemethoden in der Ofenkachelforschung vor. Forschungsergebnisse können durch neue Methoden der Visualisierung mittels 3D-Modellen und EDV-gestützter Animation anschaulich gemacht werden. *Marius Kröner* wertete die Funde von Schmelztiegeln im Stadtgebiet von Nürnberg aus. Er präsentierte die Ergebnisse seiner Dissertation zu Rohstoffquellen, Produktionsstätten und Verbreitung der Gefäße. *Dagmar und Patrick Rauch* sind Keramikforscher aus der Region Großalmerode, dem Zentrum der Schmelztiegelproduktion in Hessen. Im vorletzten Beitrag der Tagung erinnerte *Cristina Paraschiv-Talmațchi* aus dem Nationalmuseum für Geschichte und Archäologie in Constanța an die Keramikproduktion in der rumänischen Ortschaft Wallachia. Vier Werkstätten versorgten die Region mit schlichter Gebrauchskeramik aus Irdenware, der letzte Töpfer schloss seine Werkstatt im Jahre 2000.

Die Tagung beendete *Vladimír Držík*, Mitbegründer der Firma Laser Aided Profiler aus Bratislava. Die Firma hat einen Laser samt Datenbank entwickelt, der Keramikfragmente aus Grabungsfunden in wenigen Sekunden vielschichtig in einem 3D-Scan, als Zeichnung und Fotografie erfasst, was eine umfassende Funddokumentation möglich macht. Die Handhabung des Lasers konnte an Ort und Stelle getestet werden.

Die Publikation der Beiträge erfolgt in einem eigenen Tagungsband. Das 55. Keramik-Symposium wird vom 4. bis zum 9. September 2023 im Ungarischen Nationalmuseum in Budapest stattfinden.

KATJA BRUNN UND CLAUDIA PESCHEL-WACHA

Bericht zur Konferenz „Mission Competition – Transdisziplinäre Perspektiven auf Wettbewerbsgesellschaften. Abschluss des FWF-geförderten Zukunftskollegs SPACE – Spatial Competition and Economic Policies“, Wien, 28. bis 29. September 2022

Was können wir unter Wettbewerb verstehen? Welche Logiken sind es, die diesem Ordnungsprinzip und damit verbundenen (Alltags-) Politiken zugrunde liegen? Wie gelingt es Akteur*innen, normativen Anforderungen und ihren Brüchen zu begegnen? Wie dimensioniert sich Verwettbewerblichung als Prozess und Zeitdiagnose im Spannungsfeld zwischen Institutionen, Diskursen und Praktiken? Diese Fragen sind es, denen sich das FWF-geförderte interdisziplinäre Zukunftskolleg SPACE¹ (Laufzeit: 2019 bis 2024) im Rahmen seiner zweitägigen Abschlusskonferenz widmete.

Dabei teilten die Beitragenden des Verbunds aus Soziologie, Europäischer Ethnologie und Ökonomie ein konstruktivistisches Wettbewerbsverständnis, das Vergleiche zwischen den thematisch und disziplinär durchaus heterogenen Ergebnispräsentationen ermöglichte. Die Konferenz einleitend beschrieben *Ana Rogojanu* und *Georg Wolfmayr* (Universität Wien) die gemeinsame Arbeitsdefinition: Wettbewerbe seien dadurch markiert, dass um ein knappes Gut gerungen wird, dass eine Rivalität zwischen mindestens zwei Konkurrierenden herrscht, dass eine dritte Instanz einen Mechanismus der Allokation bedient und dass es die Möglichkeit der Performanz gibt. Ob sich die Knappheit des Gutes notwendigerweise in messbaren und damit als objektiv gelesenen Kennzahlen niederschlägt oder ob Knappheit und das Wirtschaften mit Knappheit letztlich nicht auch

1 <https://spatial-competition.com/>.

ein davon abweichender subjektiver Erfahrungsmodus sein kann, wurde nicht näher definiert. Auch auf eine nähere Bestimmung des voraussetzungshaften Performanz-Begriffs wurde zunächst verzichtet. Dies ist nicht als grundsätzliche Kritik zu werten; denn die in Teilen vage Arbeitsdefinition ermöglichte es den beteiligten Disziplinen, die eigenen Arbeitsweisen und Theorieverständnisse angemessen zu verorten. Das verbindende Anliegen, Wettbewerb in seinen Facetten zu beleuchten und hierbei die Perspektiventriangulation zwischen verschiedenen theoretischen und methodischen Herangehensweisen fruchtbar zu machen, geriet nicht aus den Augen.

In den einzelnen Panels gaben die jeweiligen Projektarbeitenden einen gemeinsamen Einblick in die Ergebnisse ihres Arbeitspakets. Angefangen bei einer Makroebene, die nach internationalen und nationalen *Policies* fragte, schweifte der Blick anschließend auf eine Meso-Ebene, die nach sozioökonomischen Institutionen und Organisationen fragte, um sodann mit Mikroperspektiven auf alltägliche Praktiken zu schließen.

Weiter luden Vorträge und Kommentare von Wissenschaftler*innen ohne direkten Projektbezug zu kritischen Einordnungen der einzelnen Panels ein. Eine abendliche Podiumsdiskussion und ein Stadtteilspaziergang ermöglichten in nahbarer Weise den Praxis-transfer und ergänzten das Programm in nicht gering zu schätzender Weise.

In Panel 1 (*The Political Economy of Measuring Competitiveness*) fragten die Ökonom*innen *Claudius Gräbner-Radkowsitch* und *Theresa Hager* (Universität Linz) nach der Rolle ökonomischer Theorien im Wettbewerb der EU-Institutionen. Dafür zeichneten sie zwei Wettbewerbsdimensionen konkreter nach: Das prominente Streben nach preislicher Wettbewerbsfähigkeit einerseits stehe dem Desiderat einer technologischen Wettbewerbsfähigkeit andererseits gegenüber. Auf Langfristigkeit angelegt sei vor allem letztere. Entgegen sich daraus ableitender Annahmen wird in verschiedenen Politiken, beispielsweise im Europäischen Semester, vor allem an der preislichen Wettbewerbsfähigkeit festgehalten. Das Ziel, langfristig wettbewerbsfähig zu sein, gerate damit aus dem Blick. In seinem anschließenden Vortrag beleuchtete *Lukas Linsi* (Universität Groningen), Assistant Professor für Internationale Politische Ökonomien, Fragen nach der Messbarkeit wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit

auf einer dezidiert diskursiven Ebene. Er diskutierte Wettbewerbsfähigkeit als machtvolleres rhetorisches Mittel und legitimatorisches Prinzip, wenn es etwa in große populäre Rankings übersetzt wird. Während globale *competitiveness rankings* den Eindruck von Autorität und Präzision erwecken, bleibe häufig kaum definiert, welche Messkriterien ihnen zugrunde liegen und wie sie sich theoretisch begründen lassen. Damit sei nicht zuletzt der eigentliche Gegenstand des Wettbewerbs, um den gerungen wird, häufig unklar.

Wie *Wettbewerb und Wettbewerbsfähigkeit im öffentlichen, politischen und akademischen Diskurs* auf EU-Ebene und in Wien gestaltet werden, besprachen *Matthias Aistleitner, Stephan Pühringer, Laura Porak* und *Johanna Rath* (Universität Linz) gemeinsam im gleichnamigen Panel 2. Dabei verfolgten sie einen Diskursbegriff, der diese zum einen als von Machtverhältnissen reguliert begreift, sie zum anderen aber auch als Basis der Reproduktion von eben solchen Machtverhältnissen versteht. Während die Europäische Kommission den stattfindenden Wettbewerb als treibend dafür liest, politische Ziele zu erreichen, und daher Rahmenbedingungen für „wettbewerbsfähige Nachhaltigkeit“ schaffen möchte (was, wie in Panel 1 gezeigt wurde, nicht immer ohne Widersprüche versucht wird), setze die Stadt Wien eher auf Liberalisierung und „weiche Standortfaktoren“. Damit treibe sie Wettbewerb weniger proaktiv voran, als auf äußere Anforderungen zu reagieren. Dass Wettbewerb als gesellschaftliches Ordnungsprinzip im öffentlichkeitspolitischen Diskurs häufig unhinterfragt und als alternativlos argumentiert wird, zeigte eine darauffolgende Analyse der Rolle von Aussagen ökonomischer Expert*innen in Tagesblättern, die – so eine Diagnose der Referent*innen – mit einer „neoliberalen Wende“ seit den 2000er Jahren zunehmend Beachtung finde. In den betrachteten Medien würden die positiven Effekte von Wettbewerbsfähigkeit zunehmend in den Vordergrund gerückt, während kritischere Referenzen durch relativierende Strategien oder Kompetenzabsprachen teilweise delegitimiert und in den Hintergrund gerückt würden. Gerade weil die Vortragenden ein generelles Mehr an Expertise diagnostizierten, sich in ihren Diskursbetrachtungen jedoch überwiegend auf professionelle Finanzexpert*innen fokussierten, wäre eine konkretere Bestimmung des Begriffs der Expertise hilfreich gewesen, um auch die Wahl der untersuchten Medien genauer nachvollziehen zu können. So ließe sich neugierig

fragen, ob nicht auch (Laien-)Expertise im Bereich der Finanzökonomie, die in Podcasts, durch Gruppen in sozialen Netzwerken und weitere Plattformen eine nicht zu verleugnende Aufmerksamkeit erfährt, ein wichtiger Bestandteil der Diskurse (im Plural!) wäre. *Jens Maefes* (Universität Gießen) anschließender soziologischer Vortrag erweiterte den Blick auf öffentliche und politische Diskurse, indem er verschiedene Großstatistiken – im Gegensatz zu seinen Vorredner*innen – auch unter Einbezug akademischer Diskurse zum Anlass einer grundsätzlichen Gesellschaftsdiagnose nahm. Dabei wies er die Idee des Wettbewerbs unter anderem durch Benennung statistisch erfassbarer geschlechts- und klassenspezifischer Ausschlüsse als Teil einer aktuell wirkmächtigen Gleichheits- und Gerechtigkeitsethik aus, die ihr Versprechen nicht einlösen könne.

Eine abendliche Podiumsdiskussion (*Wettbewerb in der Wissenschaft: Ambivalenzen und [un-]intendierte Folgen*) mit *Angelika Schmidt* (Wirtschaftsuniversität Wien), *Uwe von Ahsen* (Leiter der Abteilung Strategie – Nationale Programme des FWF) und *Stephan Pühringer* (Institut für die Gesamtanalyse der Wirtschaft an der Universität Linz) fokussierte strukturelle Dimensionen von Verwettbewerblichung in der Wissenschaft, die in Anbetracht konkreter Erfahrungsberichte greifbar wurden. Während manche der Diskutant*innen eine zunehmende Kommodifizierung und negative Wettbewerbsanreize im Publizieren oder prekäre Befristungen und Unsicherheiten in breiten Finanzierungsfragen beklagten, wurde besonders von Seiten des FWF Wettbewerb durchaus auch als förderlich für Erfolg, im Sinne einer Auswahl der besten Köpfe, hervorgehoben. Gleichwohl sehe der FWF seine Aufgabe unter anderem darin, Strategien und Verfahren zu entwickeln, diesen Wettbewerb möglichst fair zu gestalten. Mit dem Wettbewerb um die besten Köpfe müssten sich in Anbetracht großer Unsicherheiten prekär Angestellte allerdings die Frage stellen, ob sie überhaupt längerfristig in der Wissenschaft bleiben können und möchten, wie kritisch entgegeng gehalten wurde. Teilweise gelte es auf übergeordneter – etwa ministerialer – Ebene, umfänglichere Mittel für Fonds wie den FWF zur Verfügung zu stellen, um alle förderwürdigen Projekte mit Geldern auszustatten. Umso bedauerlicher darf es genannt sein, dass *Christine Perle* (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung) krankheitsbedingt ihre Teilnahme am Podium absagen musste.

Den zweiten Tag der Konferenz eröffneten *Susanna Azevedo* (Universität Wien) und *Sarah Kumnig* (Wirtschaftsuniversität Wien) mit einem Stadtteilspaziergang *Vom Goethehof zur Donaacity. Wohnraum im Wandel: Zwischen Versorgung und Verwertung*.² Am Beispiel aktueller Bauvorhaben und damit verbundener Kämpfe von Anwohner*innen, beispielsweise aufgrund geplanter Großbauten, die in ihrer Perspektive die Wohnqualität mindern könnten, aber auch anhand historischer Perspektivierungen auf die Gemeindebauten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg zeigten sie die Folgen der Verwertbewerblichung und damit verbundene Paradoxien wie Planungsfehler an der Donau City in eindrucklicher Manier. Auf diese Weise schafften sie zugleich wichtige Prämissen für die beiden abschließenden Panels der Tagung:

Panel 3 (*Verschärfter Wettbewerb im sozialen Wohnbau: zur Lage der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft*) widmete sich der Frage, wie gemeinnützige Wohnunternehmer*innen mit dem für Wien diagnostizierten steigenden Bedarf an leistbarem Wohnraum umgehen. Dafür schufen *Carina Altreiter*, *Sarah Kumnig* und *Katharina Litschauer* (Wirtschaftsuniversität Wien) zunächst verschiedene Voraussetzungen: Sie zeigten, dass die Bereitstellung leistbaren Wohnraums zwar das gemeinsame Anliegen der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft in Wien beschreibt; gleichzeitig jedoch lassen sich hinsichtlich ihrer Umsetzung virulente Konflikte nachzeichnen. So sehen manche Bauunternehmen Leistbarkeit und Wohnraumqualität bei gleichbleibender Größe des Wohnraums zunehmend im Widerspruch, was dazu führe, dass etwa kleinere Wohnungen gebaut werden, um Leistbarkeit und Qualität dennoch zu gewährleisten. Andere gemeinnützige Bauträger sehen sich hingegen gezwungen, durch die Gründung von Tochtergesellschaften in den freifinanzierten Wohnungsbau zu gehen, um den Hauptanteil ihrer Wohnungen weiterhin kostendeckend in der Gemeinnützigkeit zu halten. Die anschließende Diskussion der Beiträge durch *Gabu Heindl* (Technische Hochschule Nürnberg) und *Gerald Kössl* (Österreichischer Verband gemeinnütziger Bauvereinigungen) verdeutlichte damit einhergehende Dilemmata. So würde etwa Leistbarkeit im Bereich der gemeinnützigen Wohnbauträgerschaften eher von Baukostengründen aus gedacht als

2 Als Podcast hier nachzuhören: <https://cba.fro.at/576592>.

vom realen Einkommen der zukünftigen Mieter*innen her. Gerade deshalb gelte es, wirkmächtige Normen zu hinterfragen, was es einer Gesellschaft als solcher wert sein sollte, sich Gemeinnützigkeit zu leisten: Gilt es, an der Subjektförderung festzuhalten, oder sollte stärker in die Infrastruktur investiert werden, um Gemeinnützigkeit auch ohne das Ausweichen auf den freifinanzierten Wohnungsmarkt gewährleisten zu können? Tochtergesellschaften seien in dieser Lesart problematische Hilfskonstruktionen, weil damit freifinanzierter und kostenintensiver Bau zunehme, der sich eben jener Gemeinnützigkeit entzieht.

Im Panel 4 (*Wettbewerb[e] im Zugang zu Wohnraum. Praktiken, Strategien und Subjektivierungen der Wohnraumsuche in unterschiedlichen Wiener Wohnfeldern*) widmeten sich *Susanna Azevedo*, *Raphaella Kohout*, *Ana Rogojanu* und *Georg Wolfmayr* (Universität Wien) gemeinsam aus europäisch-ethnologischer Sicht den konkreten Umgangsweisen in der Wohnraumsuche vor dem Hintergrund spezifischer Imperative der Verwettbewerblichung. Konkrete Praktiken, die in der Wohnraumsuche entwickelt werden, und ihre Einbettung griffen die Beitragenden dank einer doppelten Empirie auf: Einerseits betrachteten sie die komplexen Subjektivierungsangebote auf dem privaten Wohnungsmarkt aber auch im Zugang zum Gemeindebau, auf die Wohnraumsuchende stoßen. Auf diese Weise konnten sie herausarbeiten, auf welche ausgesprochenen, aber auch auf welche unausgesprochenen Anforderungen und Hürden die Wohnraumsuchenden stoßen. Diese Subjektivierungsangebote konfrontierten sie andererseits mit den konkreten Aneignungsweisen ihrer Interviewpartner*innen, die sich zu diesen Zeitpunkten um eine Wohnung bemühten. Es zeige sich, dass im Bereich des privaten Wohnungsmarktes jenseits starr reglementierter formaler Zugangsvoraussetzungen das Bild eines konsumierenden, kompetitiven Subjekts greife, das selbst unter dem Druck der Idealvorstellung verschiedener Vermietenden agieren müsse: Ideale Mieter*innen seien in all den betrachteten Fällen zahlungsfähig, „keine Ausländer“ (rassistische Zuschreibungen) und das Bauchgefühl der Vermieter*innen ihnen gegenüber sei gut. Der Zugang zum Gemeindebau hingegen gestalte sich weniger persönlich und durch eine deutliche Formalisierung und Bürokratisierung der Vergaben, womit ein Appell an die Eigenverantwortlichkeit einhergehe, sich klug zu informieren – nicht zuletzt mit der

Einführung einer digitalen Suchplattform, die in Wien seit wenigen Jahren überwiegend genutzt würde. Entsprechend zu nennen sei als Subjektivierungsangebot – oder: als erwünschtes und imaginiertes Ideal von Angebotsseite – ein administriertes, eigenverantwortliches Subjekt. Den jeweiligen Anforderungen begegneten die interviewten Wohnungssuchenden mal affirmativ, mal durch konkrete Taktiken und Strategien der Anpassung, mal gänzlich ablehnend. Kommentare von *Anita Aigner* (Technische Universität Wien) und *Dietmar Wetzel* (Medical School Hamburg) offerierten weitere Diskussionspunkte: Zu fragen sei weiterführend, über welche Wissensbestände die Wettbewerbsteilnehmenden tatsächlich verfügen, wenn sie die Wohnungssuche antreten; möglicherweise spiegle sich dies in der nüchternen Frage, wer überhaupt die verschiedenen Formen angebotenen Wohnraums kenne. Auch sei die Rolle der Suchplattformen nicht zu unterschätzen, die vorbewusste Entscheidungen durch ihre je eigene Infrastruktur provozieren. Ferner wurde vorgeschlagen, auch jene Segmente des Wohnungsmarktes zu untersuchen, in denen beispielsweise die Wohnungsanbietenden im Luxussegment mit Praktiken der Inszenierung um die möglichen Mieter*innen werben und sich damit Mechanismen der Verwettbewerblichung subvertieren.

Die inhaltlich, methodologisch und theoretisch breiten Diskussionen trugen dazu bei, einige generellere Feststellungen zur Bedeutung von Wettbewerben herauszuarbeiten. Deutlich wurde, dass keine universellen Mechanismen der Verwettbewerblichung festgestellt werden können und damit auch der Projektfokus auf Wettbewerbsgesellschaften nicht missverstanden werden darf: Wettbewerb und Verwettbewerblichung kann einerseits im Singular als Logik und Zeitgeist aktuellen Wirtschaftens verstanden werden. Im Plural finden Wettbewerbe in verschiedenen Feldern und Arenen des Alltags statt, sei es in konkreten Politiken, die ihre Adressat*innen erreichen sollen, sei es im Ringen um die knappe Ressource Wohnraum. Damit verbindet sich auch die Überlegung, wo Wettbewerb förderlich ist und wo hingegen er ungewünschten Outcome produziert. Auch generellere Fragen lassen sich versammeln: Wie wollen wir zusammenleben und wirtschaften? Wie gehen wir damit um, dass Wettbewerbe Gewinnende und Verlierende hervorbringen? Lassen sich diese Spaltungen durch neue Formen des Kollaborierens überwinden? Wo findet ausdrücklich kein Wettbewerb statt, etwa wenn

sich bestimmte Mechanismen jeder Transparenz entziehen, gar in geheime Absprachen, Korruptionen und verborgene Logiken der Macht münden? Die Anwesenheit und die rege Diskussionsteilnahme einiger Praktiker*innen aus den beforschten Feldern trugen maßgeblich dazu bei, diese Spannungen sichtbar zu machen und sie auf ihre praktischen Implikationen hin zu befragen. Rückblickend wären großzügiger bemessene Vortrags- und Diskussionsslots wünschenswert gewesen, nicht zuletzt, um den interdisziplinären Transfer niedrigschwelliger zu gestalten und auch auf grundsätzliches Fachvokabular eingehen zu können, das für die beteiligten Disziplinen zwar grundlegend ist, allerdings nicht überall gleich verstanden wird. Dies ist allerdings auch der einzige kleine Kritikpunkt an der überaus gelungenen Abschlusskonferenz.

FELIX GAILLINGER

„WORKSHOP ZUM ‚ORIGINAL‘. Die Archivalie im Zeitalter der multimedialen Repräsentierbarkeit“, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck, 29. bis 30. September 2022

In einem Literaturarchiv wie dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv stellt sich in Zeiten von Digitalisierung und virtuellen Welten vermehrt die Frage nach dem Verhältnis von Original und digitaler Kopie. Gerade die Corona-Pandemie zeigt, wie wichtig es ist, Digitalisate für die Forschung und eine interessierte Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Doch wird dadurch das Original im Archiv obsolet? Was ist der Mehrwert des Originals, der im Archiv so selbstverständlich angenommen, vielleicht aber auch zu wenig hinterfragt wird? Das Organisationsteam (Michael Schorner, Ulrike Tanzer, Anton Unterkircher, alle Brenner-Archiv) lud Expert:innen ein, die das Thema mit Mitarbeiter:innen aus dem Brenner-Archiv und einem kleinen Kreis von externen Gästen aus verschiedensten Perspektiven beleuchten sollten.

Der Workshop startete am 29. September 2022 mit zwei Beiträgen. *Alexander Honold* (Universität Basel) eröffnete mit dem Beitrag *Schnee auf Papier*, in dem er sich mit Schreibspuren in Kafkas

Roman *Das Schloss* beschäftigte: Was tut man mit einem Originalmanuskript, das zwei gleichwertige Romananfänge enthält – und wie ist die Kafka umgebende Winterstimmung beim Schreibprozess in das Manuskript eingeschrieben worden?

Anita Eichinger (Wienbibliothek) sprach von der „Herausforderung digitalen Sammelns“ und betonte die Wichtigkeit der Retro-Digitalisierung. Dabei müsste immer das sich ändernde Nutzer:innenverhalten im Auge behalten werden. Student:innen beispielsweise nützten die Bibliothek als Ort des Lernens, würden aber kaum mehr mit Beständen arbeiten. Doch kann man gerade sie mit Citizen-Science-Projekten, etwa mit der Transkription von Briefen, aktiv mit einbinden. Es geht also immer auch darum, den Menschen ins Zentrum der digitalen Bemühungen zu stellen (Stichwort: Digitaler Humanismus). Zur Sammlung und Bewältigung von „born-digital“-Material gebe es immer noch keine befriedigenden Lösungsansätze.

Am 30. September startete *Michael Schorner* (Brenner-Archiv) mit einem theoretischen Überblick zum Thema. Dabei ging es um die Frage, ob die Archivalie vollständig digital repräsentierbar und in Information und Metadaten kodierbar sei oder ob sie ihren Aussagewert erst physisch im Bestand entfalte, aus dem Idee, Verfahren, Herkunft und Kontext eines Texts gleichermaßen ersichtlich sind. Bei einem originalen Objekt differenzierte Schorner zwischen Träger, Inhalt und Performance, wobei er das Digitalisat der Performance zuordnete. Die Möglichkeiten der Digitalisierung brächten wieder mehr Beachtung des Materiellen, der Medialität des Originals, im Sinne eines material turn. Der Umgang mit Original und mit Repräsentation gleichermaßen gehöre heute zu den Legitimationsstrategien von Archiven sowie Museen.

Anton Unterkircher (Brenner-Archiv) versuchte der Aura des Originals mittels einer Führung auf die Spur zu kommen. Ob Originale – in diesem Fall zwei Trakl-Handschriften – tatsächlich eine Aura haben, musste offenbleiben. Offensichtlich wurde hingegen die starke Auratisierung, die nicht nur durch die Erzählung des Vortragenden, sondern ebenso stark durch die an der Führung Beteiligten und deren Vorstellungen bewirkt wurde. Dabei spielte es keine Rolle, dass bei einer Trakl-Handschrift zuerst nur das Faksimile vorgelegt wurde. Erst das Nebeneinanderlegen von Original und Faksimile machte aber Material- und Farbabweichungen offensichtlich.

Markus Ender (Brenner-Archiv) thematisierte anhand der Mitte der 1960er Jahre angelegten „Sammlung Ficker-Briefwechsel“ das Wesen von Kopien, die zum ‚Original‘ mutieren, sobald das Original nicht mehr auffindbar ist. Sogar vor langer Zeit einmal angefertigte Abschriften können bei Verlust der Vorlage einen Quasi-Original-Status erhalten. Mit einer völlig verblassten Kopie, deren Text nur mehr mit einem hochaufgelösten Scan und den Möglichkeiten der Bildbearbeitung wieder sichtbar gemacht werden konnte, verwies Ender auf die grundsätzliche Vergänglichkeit allen Archivguts.

Konrad Heumann (Frankfurter Goethe-Haus) sprach über den intrinsischen Wert von Bibliotheks- und Archivgut und wies auf die Unmöglichkeit der perfekten Reproduktion hin: Durch den Wechsel des Standpunktes oder etwa der Lichtverhältnisse seien nur am Original bestimmte Eigenheiten zu entdecken, etwa ein dünner Goldrand am Papier.

Maria Piok (Brenner-Archiv) vermittelte die Fragwürdigkeit des Original-Begriffs anhand von Materialien der Bühnen-, Ton- und Filmwelt. Im Zusammenhang mit Otto Grünmandls Kabaretttexten stellte sie, wie auch schon Honold, die Frage nach der Publizierbarkeit von gleichwertig nebeneinanderstehenden Fassungen.

Ulrich Lobis und *Joseph Wang-Kathrein* (beide Brenner-Archiv) beantworteten die Frage der Möglichkeit eines digitalen Originals mit einem klaren Nein. Lediglich für Dateien auf Datenträgern wie Festplatten und Disketten wollten sie mit Vorbehalten von ‚Original‘-Dateien reden. Aus diesem Grund erachten sie die aufwendige Speicherung von Daten samt ihrer technischen Umgebung als nicht sinnvoll.

Anja Grebe (Donau-Universität Krems) machte sich Gedanken über die kuratorischen Herausforderungen im Zusammenhang mit einem merkbaren „material-return“ gerade im digitalen Zeitalter. Es müsse fortwährend nach neuen Möglichkeiten der Repräsentationsformen des Originals gesucht werden. Besonders aufschlussreich in diesem Zusammenhang war, dass Ausstellungsstrategien im Netz noch erstaunlich unterentwickelt sind, etwa auch bei so großen Einrichtungen wie dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach.

Gabriele Klunkert (Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar) schilderte in einem Werkstattbericht die Retro-Digitalisierung der Bestände. Aufgrund der Hausgebräuche war eine Inhouse-Lösung

in Bezug auf Datenbanken nötig: Datenverbünde mit weiteren großen Häusern in Deutschland sind vorerst nicht geplant. Als positiver Nebeneffekt der Digitalisierung ergebe sich die Schonung des Originals, das somit nur noch zur Klärung von Spezialfragen ausgehoben werden müsse.

Die Diskussion zu allen Referaten und Statements war angeregt und manchmal auch sehr kontrovers, was nach der Anlage des Workshops durchaus erwartbar war. Doch kam es zu keiner eindeutigen Parteienbildung – hier die Verfechter:innen des Originals, dort die Befürworter:innen der Digitalisierung –, sondern es ging mehr darum, in diesen scheinbar diametralen Welten einen Mehrwert zu finden.

So herrschte Konsens darüber, dass das Original in der Zufälligkeit der Überlieferung, etwa hinsichtlich der Werkgenese, nicht zu überschätzen sei, dass aber andererseits alle digitalen Bestrebungen zu nützen seien, die das Original möglichst vielschichtig (auch in seinem Kontext) sichtbar und zugänglich machen. Denn überall, sowohl in Bibliotheken als auch in Museen und Archiven, sinken die realen Besucher:innenzahlen. Das Original selbst in seiner Materialität bleibt unersetzlich, wenn es um die kriminologische Erforschung der Materialart, die Analyse von Tinten und Ähnliches geht. Gar nicht zu reden von Fälschungen (dieses auch für Literaturarchive wichtige Thema kam nur in einem Nebensatz zur Sprache), denen man damit auf die Spur kommen könnte. Gegensätzliche Themen, wie etwa die des intrinsischen Werts von Archivgut versus die prinzipielle Fragwürdigkeit des Original-Begriffs, konnten nur andiskutiert werden. Die Ergebnisse dieses Workshops werden verschriftlicht in den *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* (Nr. 42, 2023) erscheinen.

ULRIKE TANZER UND ANTON UNTERKIRCHER

„Niederösterreich und Wien – Szenen einer Ehe. Ein audiogeführter Rundgang durch das Museum Niederösterreich“, Sonderausstellung im Haus der Geschichte, 25. Mai 2022 bis 5. Februar 2023

Niederösterreich feiert 2022 sein Jubiläumsjahr „100 Jahre Niederösterreich“ als selbständiges, von Wien losgelöstes Bundesland. Und natürlich, so kann angenommen werden, nimmt hier das Haus der Geschichte im Museum Niederösterreich einen speziellen Platz und eine besondere Stimme in der Darstellung und Deutung der Ereignisse rund um diese „Scheidung“ ein. Der hier zu besprechende Audio-Rundgang schildert die Vorgänge vor, während und nach dem Abschluss der rechtlichen Trennung zwischen der damaligen (Landes-)Hauptstadt Wien und dem umliegenden Bundesland Niederösterreich am 1. Jänner 1922 mit ihren Kontexten.

Dass dieser noch immer auszuhandelnde Prozess auch im Museum Niederösterreich als ambivalent verstanden wird, zeigt sich sowohl im Titel wie auch im Sujet zum Rundgang. Auf diesem Sujet werden Geschichte und Trennung von Wien und Niederösterreich auch grafisch ins Zentrum gerückt und mit Schlagwörtern wie Konkurrenz, Menschen, Glaube, Zusammenarbeit, Sehnsucht, Landflucht etc. zueinander in Beziehung gesetzt.

Die museale Veranschaulichung dieser Trennung, das Auseinanderteilen der verwobenen, vielschichtigen gemeinsamen Geschichte bedeutet eine erhebliche historiografische und erzählerische Herausforderung, die in diesem Rundgang sowohl rückblickend als auch gegenwartskonstituierend in erster Linie für die niederösterreichische Seite der Scheidung geleistet wird.

Die 22 Hörstationen des Audio-Rundganges befinden sich auf als „Wegweiser“ bezeichneten und gestalteten Holzständen, von denen sich 19 in der Dauerausstellung des Haus der Geschichte befinden und drei im direkt angrenzenden Haus für Natur. Auf jeder Hörstation befindet sich eine Nummer, die auf ein mit derselben Nummer markiertes Objekt in der Dauerausstellung verweist. Diese Objekte fungieren jeweils als Schlüsselobjekte, an die teilweise direkt,

1 Das Programm anlässlich dieses Jubiläums ist auf der offiziellen Website www.100jahreneoe.at ersichtlich (Zugriff: 21.9.2022).

manchmal eher assoziativ die dazugehörigen Hörstationen anknüpfen. Auf den Wegweisern selbst sind Kurztex²te angebracht, die das Thema der Hörstationen umreißen und antea³sen. Die Hörstationen können direkt am Wegweiser durch einen QR-Code abgerufen werden, sind aber auch über die Museums-App verfügb⁴ar. Ergänzt werden die Schlüsselobjekte und Kurztex²te oftmals durch ebenfalls auf den Wegweisern angebrachte Reproduktionen von diversen Quellenmaterialien. Die Audio-Beiträge selbst dauern zwischen 2:30 und 4:30 Minuten, in denen mehrere, klar unterscheidbare Stimmen zu hören sind: Zum einen wurden die zitierten Quellen und Fakten von professionellen Sprecher*innen vertont, zum anderen sind die kuratorischen Stimmen, in diesem Fall die Kurator*innen³ des Rundgangs, hörbar, die ihre Darstellung der wechselvollen Geschichte der Beziehung zwischen Wien und Niederösterreich wiedergeben und ihre Sichtweise vertreten.

Die überaus interessant und informativ gestalteten Hörstationen, die durchaus auch als eigenständige Hör-Reihe jenseits des Rundgangs funktionieren, versehen die Dauerausstellung des Haus der Geschichte, der man in diesem Rundgang vollständig folgt, mit einer weiteren Erzähl- und Fokusebene. In diesem komplexen Verweis- und Erzählsystem kann allerdings leicht der Überblick verloren gehen. Wenn man nämlich, so wie ich, mit Papierplan ausgestattet, die Route des Rundganges nachgeht, die Wegweiser aufsucht und dort die Hörstationen via QR-Code abspielt, zieht die Dauerausstellung immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich. Diese erzählt – ebenso wie der Audio-Rundgang – die Geschichte von Niederösterreich (und damit verbunden von ganz Österreich samt internationalen Querverweisen) prinzipiell chronologisch, aber vertieft bzw. erweitert in farblich gekennzeichneten Kapiteln/Bereichen thematisch. Diese Kapitel lauten etwa „Im Fluss der Geschichte“, „Macht – Gegenmacht“, „Glaube und Wissen“, „Selbstbilder – Fremdbilder“ oder auch „Im Gleichschritt – Ausgelöscht“ und laden zu kritischem und

- 2 Diese Tex²te können ebenso wie die Hörbeiträge selbst über die App des Museum Niederösterreich ortsunabhängig konsumiert und nachgehört werden. Es bleibt abzuwarten, ob diese nach Ende der Laufzeit weiterhin zur Verfügung stehen werden.
- 3 Als Kuratorinnen werden Margarethe Szeless und Marion Krammer genannt.

reflektierendem Lesen der niederösterreichischen (österreichischen, zentraleuropäischen ...) Geschichte und ihrer Kontexte ein. Das insgesamt beeindruckende Dauerausstellungs-Display und die aufwendigen und detailreichen Medien- und Partizipationsstationen verführen also immer wieder dazu, vom Audio-Rundgang abzuschweifen und in die Logik der Dauerausstellung einzutauchen. Obwohl man doch eigentlich zum Hören gekommen ist.

Die Darstellung der einzelnen 22 Hörstationen kann hier nicht geleistet werden. Deshalb greife ich ein paar heraus, um Highlights vorzustellen und Schwierigkeiten anzusprechen.

Sehr angenehm und hinführend gestalten sich nicht nur der Empfang in Museum und Ausstellung durch das kompetente und freundliche Personal, sondern auch bereits die ersten beiden Hörstationen. Wobei die Hörstation 00 die Begrüßungsstation ist, die vom Direktor des Haus der Geschichte, Christian Rapp, selbst eingesprochen ist. Hier werden Intention und Aufbau des Rundganges erklärt – man fühlt sich als Besucher*in eingeladen und abgeholt. Die Hörstation 01, „Die Trennung Niederösterreichs vom ‚Wasserkopf Wien‘“, verortet das Geschehen rund um das im Jahr 1921 beschlossene Trennungsgesetz von Wien und Niederösterreich und auch die zeitgeschichtlichen Entwicklungen, die 1986 St. Pölten zur „Hauptstadt auf eigenem Territorium“ machten. Dieser erste inhaltliche Audio-Beitrag bringt gleich mehrere in der Folge wiederkehrende Erzählungen und Schwerpunkte: zum einen die Feststellung/Tatsache, dass nicht nur zu Beginn der Ersten Republik die große Geschichte Niederösterreichs (Ausrufungen, Aufstände, Revolutionen und politische wie soziale Entscheidungen) vor allem in Wien stattfand. Zum anderen ordnet die Hörstation das Zustandekommen des Trennungsgesetzes, das mit 1. Jänner 1922 in Kraft trat, in seine Kontexte, wie die omnipräsenten Stadt-Land-Konflikte und Ressentiments auf beiden Seiten, ein. Hier liegt ein klarer Fokus auf den (parti)politischen Machtverhältnissen, wobei nicht vergessen wird, auf beinahe obligate Elemente der österreichischen Geschichtserzählung, wie die Kennzeichnung Wiens als „Wasserkopf“ und die weinbasierten Verhandlungen, hinzuweisen. Neben dieser Hörstation befindet sich in einer Vitrine (die extra für den Rundgang und das 100-Jahr-Jubiläum platziert worden zu sein scheint) jenes Trennungsgesetz, das Anlass für den Rundgang bildet.

Bei der Hörstation 03 ist die Zuordnung zu einem Schlüsselobjekt in der Dauerausstellung nicht so einfach. Ganz im Gegenteil, wird doch hier auf ein prominent abwesendes Objekt verwiesen, welches in Kurztext und Hör-Beitrag als grundsätzlich konstituierend für die (nieder)österreichische Identität und die hervorragende Stellung Niederösterreichs als historisches Kernland der Habsburger unter den österreichischen Bundesländern erzählt wird: den Erzherzogshut. Dieser durfte (darf?) nur zu besonderen Anlässen das Stift Klosterneuburg verlassen und wurde ab 1620 allein bei diversen Erbhuldigungszügen in Wien aus dem Kloster gebracht. Über den Erzherzogshut wird auf den gemeinsamen Landespatron von Wien und Niederösterreich, den heiligen Leopold, verwiesen und auch damit einmal mehr die enge Verflechtung deutlich gemacht. Gerade bei dieser Hörstation ist man als Besucher*in sehr gefordert, die unterschiedlichen Stränge (Erzherzogshut und Bedeutung Niederösterreichs, Erbhuldigungszüge in einem sehr aufwendig gestalteten Bereich der Dauerausstellung mit toller Medienstation etc.) zu vereinen und die visuelle Erzählung der Dauerausstellung mit dem Gehörten in Einklang zu bringen.

Im Audio-Rundgang wie in der Dauerausstellung gilt es, wie erwähnt, die großen Entwicklungen der österreichischen Geschichte anhand von niederösterreichischen Beispielen und Objekten darzustellen. Als narrativer Kniff dient hier immer wieder das Niederösterreichische Landhaus in der Wiener Herrengasse, anhand dessen die markanten Ereignisse in der Bundeshauptstadt mit niederösterreichischem Schwerpunkt erzählbar werden. So wird etwa die Rede eines jungen jüdischen Arztes im Hof des Landhauses im März 1848 als Ausgangspunkt für die Schilderung der rasanten Entwicklungen und bedeutenden Forderungen der Revolution 1848 genommen. Nochmals expliziter wird das Niederösterreichische Landhaus in der Hörstation 12 als zentraler Ort der Entscheidungen zu Ende des Ersten Weltkrieges und Beginn der Ersten Republik behandelt.

Ein besonders gelungenes Beispiel der Sichtbarmachung, wie und auf welchen Ebenen sich die Trennung zwischen Niederösterreich und Wien vollzogen hat bzw. diese vollzogen werden musste, ist die Hörstation 07. Diese verweist im Dauerausstellungsbereich „Selbstbilder – Fremdbilder“ auf eine museale Metaebene, indem das Referenzobjekt eine von Otto Wagner gestaltete Museumsvitrine ist,

die schon an den unterschiedlichen Standorten des niederösterreichischen nö. Landesmuseums aufgestellt war. Sie steht für die erst spät einsetzende Institutionengeschichte des niederösterreichischen Landesmuseums, das 1911 gegründet worden war. Zu diesem Zeitpunkt entstanden auch die niederösterreichischen Landessammlungen, deren Objekte nach dem Trennungsgesetz 1922 in „nach Wien“ und „nach Niederösterreich“ gehörig definiert und geteilt werden mussten. Die Bedeutung von Museen und Sammlungen als regionale und/oder nationale Identifikationsmotoren wird hier besonders deutlich, Zusammenhänge und Querverweise zu den historischen Akteur*innen und Sammlungen des Volkskundemuseum in Wien drängen sich auf und wären einer genaueren Untersuchung wert.

Dass sich der Audiorundgang ebenso der Alltags-, Kultur- und Sozialgeschichte widmet, wird in den Hörstationen 09 bis 11 deutlich, die sich alle im Dauerausstellungsbereich „Im Takt der Maschine“ befinden und die an unterschiedlichen Beispielen die alltags- und soziokulturellen Dimensionen der Beziehung zwischen Niederösterreicher*innen und Wiener*innen ausloten. Hier geht es um die Sommerfrische der Wiener*innen und deren Nebenwohnsitze im niederösterreichischen Speckgürtel rund um die Großstadt, speziell in der Coronakrise. Dieser (temporäre) Zuzug und seine Auswirkungen für die dort dauerhaft ansässige Bevölkerung sowie die damit einhergehenden administrativen, infrastrukturellen und finanziellen Entwicklungen und Bedingungen verbinden anschaulich historische mit jüngsten Prozessen. In der Hörstation zum Thalhof im Sommerfrische- und urbanen Sehnsuchtsort Reichenau an der Rax wird das Spannungsfeld zwischen Fremdenverkehrsunternehmer*innen und künstlerisch-literarischer Verarbeitung eröffnet. Eine anders gelagerte soziale und ökonomische Verwobenheit zeigt die Station, in der das Verhältnis zwischen Stadt und Land über die speziellen Bedingungen der Lebens- und Arbeitswelt und diese mit den Interessen und Produkten der Wiener Textil- und Bekleidungsindustrie in Verbindung gesetzt werden.

Die restlichen Hörstationen 13 bis 18 im Haus der Geschichte erhalten leider – nach bereits fast zwei Stunden konzentrierten Zurechtfindens und Zuhörens – von mir nicht mehr jene Aufmerksamkeit, die sie wohl verdienten. Die Aufnahmefähigkeit ist schon etwas erschöpft und es tritt speziell die Gestaltung der beiden Bereiche

der Dauerausstellung in den Vordergrund. Im schwarz gehaltenen Themenkomplex „Im Gleichschritt – Ausgelöscht“ zu Nationalsozialismus, Holocaust und Zweitem Weltkrieg werden zum einen die Deportation und Vernichtung der niederösterreichischen jüdischen Bevölkerung thematisiert und zum anderen das Kriegsende und die Besatzungszeit behandelt. Farblich und atmosphärisch diametral entgegengesetzt präsentiert sich der letzte große Abschnitt, in dem es um die Geschichte nach 1945 geht. In knalligem Blau und Gelb gehalten, wird visuell signalisiert, dass hier eben nicht nur Niederösterreich verhandelt, sondern auch auf Europa und EU abgezielt wird. Motorisierung und Pendlerverkehr auf zwei oder vier Rädern sowie Erfolgsmarken und -produkte aus Niederösterreich werden in einer Hörstation ebenso vorgestellt wie die Errichtung der Shopping City Süd an der Grenze zwischen Wien und Niederösterreich und die sich daraus ergebenden, vielschichtigen Folgen für Nah- und Umfeldversorgung.

Wie bereits erwähnt, führt der Audio-Rundgang für die letzten drei Hörstationen in das Haus für Natur. Wie sinnvoll und wegweisend hier Umwelt-, Sozial- und Politikgeschichte zusammengeführt werden, zeigt etwa die Hörstation 20. Hier verweist die Nummer ausnahmsweise auf Schlüsselsubjekte – nämlich die im Museumsbiotop lebenden Sumpfschildkröten. Mit ihnen wird die 1996 gemeinsam von Niederösterreich und Wien getragene Schaffung des Nationalparks Donau-Auen behandelt, der die für die gesamtösterreichische Umweltbewegung bedeutenden Proteste in der Hainburger Au gegen den Kraftwerksbau vorangegangen waren. Die Bedeutung und die Erhaltung der Sumpfschildkröten in regionalen wie transnationalen Zusammenhängen schärft das Bewusstsein für die Notwendigkeit von Biodiversität und das Zusammendenken ökologischer, kultureller und sozialer Komponenten.

Der Audio-Rundgang im Museum Niederösterreich macht retrospektiv einiges deutlich und lässt im Allgemeinen wie im Speziellen über Konzepte und Gelingen von ergänzenden Erzählformaten in bestehenden Ausstellungen nachdenken. Die Schwerpunktsetzung des Rundgangs auf das historische wie aktuelle Gemeinsame sowie das Trennende zwischen Niederösterreich und Wien fügt sich gut in die Dauerausstellung ein. Hilfreich ist, dass die Kurztexte und die Hörstationen auch nach dem Museumsbesuch weiter abrufbar sind. Eine Schwäche zeigt sich aber womöglich am zu dichten Programm

des Audio-Rundganges. Außerdem wird in der Einleitung zum Rundgang ebenso wie auf der App darauf verwiesen, dass der Rundgang zwar parallel zur Dauerausstellung angelegt sei, „aber auch beliebig gegangen werden“ könne, wobei allerdings weder die Nummerierung noch die Wegweiser und Pfeile am Boden eine andere Reihenfolge nahelegen. Ebenso sind die Audio-Beiträge in der App nur in der festgelegten Nummernfolge aufrufbar und nicht getrennt voneinander anwählbar. Ein wenig stellt sich die Frage nach der Zielgruppe dieses Audio-Rundganges. Er trägt konzeptionell die Ausrichtung auf individuelles Erleben in sich und erschwert den direkten Austausch mit anderen Besucher*innen in der Ausstellung. Dabei bieten sowohl Dauerausstellung als auch Audio-Rundgang jede Menge Anlass für unmittelbare Diskussion und Gedankenaustausch im positivsten Sinne.

MAGDALENA PUCHBERGER

**„Wir Tiroler sind lustig. Die Rolle der Volksmusik für den Tourismus“,
Sonderausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck,
10. Juni bis 27. November 2022**

Dem Klischee der stets fröhlichen, urigen und naturverbundenen Tiroler und Tirolerinnen in seinem Zusammenhang mit musikalischen Darbietungen und deren Verwendung in der Vermarktung von Tirol seit dem späten 18. Jahrhundert hat das Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck eine Ausstellung gewidmet. Das ist durchaus bemerkenswert, ist doch der Tourismus einer der wichtigsten Wirtschaftszweige in Tirol, der in der Identitätskonstruktion vieler Einheimischer eine dominierende – und sehr kontroverse – Rolle spielt, und ist doch das Volkskunstmuseum als Teil der Tiroler Landesmuseen über eine Betriebsgesellschaft nicht nur finanziell von der Landesverwaltung, also vom offiziellen Tirol, abhängig.

Die Ausstellung präsentiert eine Fülle an interessanten Objekten, sie bietet Grafiken, Fotos, Werbeprospekte, Notenblätter, Schallplatten, Instrumente und andere Dinge, teils aus dem Besitz von Interpret*innen, sowie zahlreiche Medienstationen mit

Filmausschnitten und Musikbeispielen, mit denen die Besucher*innen viel Zeit verbringen können. Es gelingt der Ausstellung hervorragend, die Atmosphäre des als authentisch verkauften Bildes vom herzlichen, gastfreundlichen Tirol einzufangen und es dadurch als solches erkennbar zu machen. Das ist keine Kleinigkeit und verdient große Anerkennung.

Die Ausstellung setzt dabei selbst stark auf atmosphärische Mittel, indem sie viel Gewicht auf Inszenierungen legt, während Erklärungen, Einordnungen und Deutungen oder analytische Fragen, die manchmal unangenehm werden können, weitgehend unterbleiben. Das führt jedoch dazu, dass die Themen und Standpunkte der Ausstellung insgesamt oberflächlich behandelt oder schwer fassbar sind. Auf der Impressumstafel im ersten Raum der Ausstellung sind jene Personen genannt, die für die Ausstellung verantwortlich zeichnen, allen voran der Direktor der Tiroler Landesmuseen. Weiters ist zu lesen, dass es sich um eine Kooperation mit dem Forschungsprojekt *Tiroler Abend*¹ des Landes Tirol handelt. Die Leiterinnen des Projekts, Silke Meyer und Sandra Hupfaut, haben laut dieser Infotafel jedoch nicht persönlich an der Ausstellung mitgearbeitet, was deren Vagheit und Unschärfe eventuell erklärt.

Die Ausstellung beginnt, wie meistens im Volkskunstmuseum, in einem Einleitungsbereich, der den vier Sonderausstellungsräumen vorangestellt ist. In diesem Fall stimmen hier Plakate von Tiroler Abenden verschiedener Jahre, darunter eines aus 1940 von der „Deutschen Arbeitsfront NS-Gem. „Kraft durch Freude“, und andere Flachware auf die Ausstellung ein. Die Themenkreise, um die es in der Folge geht, sind in einem Einleitungstext angeführt: das Stereotyp des „lustigen, singenden und urwüchsigen Tirolers“ vom Ende des 18. Jahrhunderts, verfestigt in den Freiheitskämpfen; Musizierende, die in der Folge in Europa und darüber hinaus das Stereotyp als Alleinstellungsmerkmal zur eigenen Vermarktung nutzen und weiter bekannt machen; die Repräsentationsform „Tiroler Abend“ als

1 Projekt „*Tiroler Abend*“. Nationalkonzert – Volkstumsarbeit – Touristenattraktion des Förderschwerpunkts Erinnerungskultur des Landes Tirol am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck; Näheres unter: <https://www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/institut/ee/projekte/tiroler-abend/tiroler-abend.html>.

Fortsetzung bis ins 21. Jahrhundert; „Volksmusik und auch volkstümliche Musik“ in Heimatfilmen und bei sportlichen Großereignissen als effektive Werbeträger. Eine Definition dieser beiden Musikarten, Unterscheidungsmerkmale oder sonstige Hinweise zu ihrer Entstehungs- und Wirkungsgeschichte finden sich in der gesamten Ausstellung allerdings nicht.

Daneben zeigt ein prominent platzierter Bildschirm „Höhepunkte“ eines jener Tiroler Abende, die von Familie Gundolf regelmäßig im Innsbrucker Messezentrum veranstaltet werden, und macht bereits zu Beginn klar, dass es sich hier nicht um ein allein historisches Phänomen handelt. Als dessen Ursprung wird – ebenfalls gleich an dieser Stelle – das Lied *Die Tiroler sind lustig* aus dem 1796 uraufgeführten Singspiel *Der Tyroler Wastl* von Emanuel Schikaneder festgemacht, das anhand von Postkarten, Noten und einem Theaterzettel präsent ist. Wie Schikaneder auf die Idee kam und auf welche romantischen Vorstellungen und bestehenden Stereotype er zurückgriff, wird in der Ausstellung nicht behandelt.

Jeder der vier folgenden Sonderausstellungsräume ist in einer anderen Farbe gestaltet – Grün, Gelb, Rosa, Blau. Diese Farbgestaltung trennt die Räume sehr klar voneinander. Jedoch lassen sich die genannten Themen nicht genauso klar in vier Bereiche gliedern. Die Themen fließen ineinander und sind nicht immer streng chronologisch geordnet, sodass sich auch auf dieser Ebene kein stringenter Ablauf ergibt. Je ein sehr kurz gehaltener Raumtext informiert über die Schwerpunkte im betreffenden Farbbereich, die mit den im Eingangstext genannten korrespondieren. Die Raumtexte sind – wie der Eingangstext – vorbildlich in Deutsch, Englisch und Italienisch verfasst, haben aber keine Überschriften, wohl auch weil die Themen zu divers sind, um zusammengefasst zu werden. Eine intellektuelle Orientierung in der Story-Line bzw. in den Räumen fällt der Besucher*in also nicht leicht. Wer jedoch in die Atmosphäre, die geboten wird, eintauchen möchte, benötigt diese Orientierung vielleicht gar nicht.

Dieser Konzentration auf die Atmosphäre entspricht die Knappheit der Betextungen, die sich nicht nur in dem Einleitungs- und den Raumtexten niederschlägt. Bereichstexte mit zusätzlichen Informationen gibt es nicht, auch die Objektkärtchen sind auf die minimalsten Angaben beschränkt, sodass die Besucher*in oftmals selbst überlegen muss, wie die Objekte in den Kontext des Raumes

oder der Ausstellung passen und was sie aussagen sollen. Positiv hervorzuheben ist, dass die Objektkärtchen, die bei den Exponaten selbst nur in Deutsch gehalten sind, alle in Englisch und Italienisch auf laminierten Tafeln zur Verfügung stehen, die vom Einleitungsbereich mit in die Ausstellung genommen werden können. Außerdem sind alle Texte bis auf einen, der „Musikanten am Seehof“ angibt, obwohl auf dem zugehörigen Bild auch Frauen zu sehen sind, gegendert. Im Titel der Ausstellung „Wir Tiroler sind lustig“ bleiben die Tirolerinnen zwar ungenannt, wohl um ihn kurz zu halten und an das besagte Lied zu erinnern. Dafür ist das Sujet zur Ausstellung die Großaufnahme einer – vermutlich jodelnden – Frau in Tracht.

Raum eins, in dem es, wie man nach Lektüre des Raumtextes feststellt, um das 19. Jahrhundert geht, wird dominiert vom riesigen Nachbau einer Gitarre, die halb im Boden versunken bzw. in der Decke zu stecken scheint und deren Schallloch bereits vom Vorraum aus zu sehen ist. Gezeigt werden in diesem Raum Exponate, die in Zusammenhang mit verschiedenen Gesangsgruppen stehen, allen voran den diversen Ensembles Rainer. Manche Objekte sind konservatorisch mangelhaft präsentiert, so fehlen mitunter Rückenstützen bei Büchern oder säurefreie Unterlagen bei Leihgaben. Auch scheint schon mit bloßem Auge die Lux-Stärke bei einzelnen Objekten viel zu hoch, etwa bei einer Visitenkarte von Ludwig Rainer und einer Menükarte des Hotels Fürstenhaus am Achensee von 1889, auf die direkt eine Nachttischlampe leuchtet, obwohl diese ohnehin nur der Dekoration dient.

Zwei Wandvitrinen bilden den Übergang in den zweiten Raum. Die Dinge in diesen Vitrinen stehen, wie sich von den Objektkärtchen anhand der Objektbezeichnungen deduzieren lässt, in Zusammenhang mit der „Nationalsängerin“ Therese Prantl und dem Musiker Florian Ringler. Warum sie eigene Vitrinen erhalten haben bzw. wie ihr Werdegang, was ihre Bedeutung oder Leistung war, erfährt man nicht.

Im zweiten Raum ist es ein Turm von alten Koffern, der Atmosphäre schafft und der wohl auf die Reisetätigkeit der Gesangsgruppen und ihre Tourneen aufmerksam machen soll. Einer der vielen Koffer ist als Besitz des „Gay Tyroler“ Toni Praxmair aus Kitzbühel ausgewiesen, von dem hier auch ein Foto zu finden ist. Gehörten die übrigen Koffer ebenfalls ihm und sind gar keine Inszenierung,

sondern Originalobjekte? Über den Koffern hängen ein Dirndl und eine Lederhose. Von wem sie stammen, bleibt unklar, da auch hier weitere Informationen fehlen.

Als Thema des Raums ist auf der zugehörigen Texttafel die Aufführungspraxis Tiroler Abend angegeben. Abgesehen von dem Kofferberg dominiert ein Kulissenbild alle anderen hier ausgestellten vielfältigen Objekte. Es handelt sich um das wandfüllende Requisit eines Tiroler Abends, verwendet 1970/72 in Reith im Alpbachtal. Vor diesem kann mit Kuhglocken als Hands-On die Melodie von *Die Tiroler sind lustig* nachgespielt werden.

Im dritten Raum findet sich im hinteren Eck ein Nachbau von Torstangen, die 1992 vor dem Österreich-Pavillon der Expo in Sevilla aufgestellt waren und bei Berührung jodelten, was in Kombination mit einer filmischen Dokumentation ihrer Benützung vor Ort zugleich kurios und durchaus entlarvend wirkt. Eingenommen wird der Raum jedoch von der Andeutung eines Kinosaals mit entsprechenden Sesseln, auf denen sitzend man Ausschnitte aus dem Film *Die Zwillinge vom Zillertal* von 1957 anschauen kann, die an die Wand projiziert werden. Weitere Medienstationen und Originalobjekte greifen die Themen sportliche Großereignisse (Olympiaden) und Heimatfilme als massenmediale Werbeträger auf.

Der letzte Raum gibt Rätsel auf: Auf einem hohen Podest, das ein Felsimitat trägt, steht übermannshoch eine ausgestopfte Gämse aus der naturkundlichen Sammlung der Tiroler Landesmuseen, die einen Fotoapparat um den Hals hängen hat. Zu ihren Füßen liegen Straußeneier. Ein Text macht darauf aufmerksam, dass zuweilen Gämsenexkrementen als „Gämseneier“ verkauft worden seien. Der Gämse gegenüber befindet sich ein weiteres Hands-On: Hier sind die Besucher*innen aufgefordert, den an der Wand angebrachten Liedtext zu *Die Tiroler sind lustig*, bei dem einzelne Worte ausgelassen wurden, durch eigene Einfälle mittels beschreibbarer Kärtchen zu ergänzen. Auf Knopfdruck kann von dem Ergebnis ein Foto mit der Gämsenkamera angefertigt werden. Vielleicht soll die Gämse die Absurdität der Tourismuswirtschaft versinnbildlichen, die unberührte, harmlose Bergwelten vorgaukelt, dabei selbstverständlich auf Gewinnmaximierung ausgerichtet ist und unter anderem landschaftsgestalterisch Realitäten schafft, die weder natürlich noch unverdorben sind. Der zugehörige Raumtext informiert darüber, dass es hier um

die rezenten „Veranstaltungen und Sendungsformate mit ‚gepflegter‘ Volksmusik und andererseits Großevents mit volkstümlicher Musik“ gehe, die das Klischee des lustigen Tirolers nützten, an dem es seit dem 19. Jahrhundert Kritik gebe. Diese Kritik beschränkt sich in der Ausstellung auf einen Bildschirm mit der Satire *Die Fremden kommen* von 1976, ein Zitat von Hans Haid und Hörbeispiele von Liedern, die sich parodistisch über die – deutschen – Gäste lustig machen.

Verlässt die Besucher*in die Ausstellung, hat sie das Gefühl, eine inszenatorische Blase durchwandert zu sein. Wie bereits gesagt, gelingt es der Ausstellung, das Klischee der singenden Tiroler*innen nicht nur zu zeigen, sondern es als solches zu entlarven. Sie fragt jedoch nicht, in welchem Bedeutungszusammenhang das alles steht, ob oder warum Tirol hier eine Sonderstellung einnimmt oder welche realen alltags- und gesellschaftspolitischen Auswirkungen diese Vorstellungswelt hat, aus der sich Musikvermarktung und Tourismuswirtschaft bedienen, und wem sie sonst noch nützt. Und das ist letztendlich und in Kenntnis früherer, analytischer Ausstellungen des Hauses doch, nicht nur angesichts aktueller Diskurse um *contentious heritages*, ganz einfach schade.

KATHRIN PALLESTRANG

In memoriam Hans Griesmair (1938–2022)

Ende Mai 2022 nahm Südtirols Kulturwelt Abschied von Dr. Hans Griesmair, dessen Name in engster Verbindung mit dem Aufbau und der Geschichte der Südtiroler Landesmuseen steht. Griesmair war der langjährige Direktor des ersten Landesmuseums in Südtirol, des Volkskundemuseums in Dietenheim bei Bruneck.

Hans Griesmair absolvierte das Studium der Volkskunde und Germanistik an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck. Dass er für seine Dissertation bei Prof. Karl Ilg das Thema „Knecht und Magd in Südtirol, dargestellt am Beispiel der bäuerlichen Dienstboten im Pustertal“ gewählt hatte, hing wohl mit seiner persönlichen Geschichte zusammen. Am 11. November 1938 wurde er in eine arme, kinderreiche Familie hineingeboren, die Eltern verdienten

ihren Lebensunterhalt als bäuerliche Dienstboten und Kleinpächter. Ein Schulbesuch war daher nicht selbstverständlich, wurde ihm aber mit großen Mühen und Entbehrungen ermöglicht. Besondere Unterstützung ließ ihm dabei seine Mutter zuteilwerden. Sieermöglichte unter anderem durch den Verkauf von gesammelten Beeren und Waldfrüchten den Schulbesuch ihres Sohnes in der Klosterschule der Kapuziner in Salern bei Brixen. Er selbst arbeitete in der schulfreien Zeit als Hüterbub bei Bauern.

Nach dem Universitätsabschluss im Jahre 1967 erhielt er aufgrund seiner Begabung, seines Wissens und seines Fleißes eine Beauftragung als Assistent am Institut für Volkskunde in Innsbruck. Einer universitären Laufbahn wäre nichts mehr im Wege gestanden, doch den jungen Akademiker zog es zurück nach Südtirol, denn hier warteten verantwortungsvolle Aufgaben. Vor seiner endgültigen Rückkehr verbrachte er noch von 1969 bis 1971 einen Forschungsaufenthalt in München bei Prof. Leopold Kretzenbacher, finanziert von der Fritz-Thyssen-Stiftung.

Als 1974 in der Südtiroler Landesregierung die Entscheidung fiel, in Dietenheim bei Bruneck ein Freilichtmuseum zu errichten, wurde Hans Grieslmair mit dessen Aufbau betraut: eine Mammutaufgabe, begleitet von Problemen, Sorgen und Rückschlägen. Vom Volkskundler Grieslmair wurde sie jedoch mit Ehrgeiz, Hartnäckigkeit und Sachverstand gemeistert. Neben dem barocken Ansitz in situ stand eine Fläche von rund 4 Hektar für die Aufstellung von translozierten Gebäuden zur Verfügung. Der Platz war zu klein, um ein Gesamtbild der Siedlungsformen und der Hauslandschaft Südtirols wiederzugeben. Daher verfolgte Grieslmair mit seinem Museumskonzept ein anderes Ziel, nämlich die Darstellung der sozialen Schichten innerhalb der bäuerlichen Gesellschaft. Er wollte das Leben und Arbeiten der Besitzlosen, der Knechte und Mägde, genauso ansprechen wie jenes der bäuerlichen und handwerklichen Schichten. Auch das herrschaftliche Wohnen des Landadels sollte am Beispiel des barocken Ansitzes Mair am Hof dargestellt werden. Grieslmair sah das neue Museum nicht als Freilichtmuseum im eigentlichen Sinn und auch nicht als Volkskunstmuseum, sondern als ein „volkskundliches“ Museum, das Zeugnisse aus dem Alltags- und Festtagsleben der bäuerlichen Gesellschaft sammelt. Großen Wert legte er dabei auf den ganzheitlichen Ansatz seines Konzeptes, gemäß der

ICOM-Deklaration über Freilichtmuseen. Neben dem Ausstellen sah er auch das Vermitteln als eine wesentliche museale Aufgabe, bei der Wissen über das kulturelle Erbe an die nächsten Generationen weitergegeben werden kann. Daher entwickelte er schon früh pädagogische Programme für Schulklassen, um für die jungen Menschen die einzelnen Arbeitsschritte vom Flachs zum Leinen, vom Korn zum Brot oder vom Schaf zur Wolle erlebbar und erfahrbar zu machen.

Der Aufbau des Volkskundemuseums kostete viel Kraft, Einsatz und Mühen. Lange war die Standortfrage nicht geklärt, danach gab es Probleme bei der Sanierung, beim Translozieren und bei der Errichtung der Gebäude. Auch der Sammlungsaufbau nahm viel Zeit und Überzeugungsarbeit in Anspruch. Griesmair gelang es schließlich, eine einmalige Sammlung an Exponaten aus den Bereichen der sakralen Kunst, des Kunsthandwerks und der Alltagskultur zusammenzutragen. Auch zwei Fotoarchive zählen zum vielseitigen, großen Museumsbestand, der heute an die 65.000 Objekte umfasst. Ein Herzensanliegen war ihm das Einrichten einer Bibliothek als Basis für das wissenschaftliche Arbeiten und Forschen im Museum. Obwohl er sich als Museumsfachmann dem Bewahren von Kulturgütern verschrieben hatte, war er stets offen für Neues und an Innovativem interessiert.

Der Aufbauarbeit in Dietenheim nicht genug, erhielt das Landesmuseum für Volkskunde im Laufe der Jahre zwei Außenstellen: 1983 das Weinmuseum in Kaltern und 1996 das Museum für Jagd und Fischerei auf Schloss Wolfsturn in Mareit. Das Weinmuseum wurde 1955 von Persönlichkeiten aus der Land- und Weinwirtschaft, aus Politik und Kultur gegründet mit dem Ziel, Südtiroler Weinbaugeschichte auszustellen und Zeugnisse zu sammeln, die ansonsten für immer verloren gegangen wären. Stand doch damals die Wein- und Kellerwirtschaft an einer Wende, wenn etwa alte Arbeitsgeräte aus Holz durch neue Maschinen und Technologien ersetzt wurden. Die Sammlung des privaten Vereins, der das Museum aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr weiterführen konnte, ging 1983 an die Südtiroler Landesverwaltung über. Der ursprüngliche Sitz, Schloss Ringberg, oberhalb des Kalterer Sees, wurde anderen Zwecken zugeführt. Das Weinmuseum wurde an das Landesmuseum für Volkskunde angegliedert und übersiedelte in den Di-Pauli-Keller ins Ortszentrum von Kaltern.

Als in den späten 1980er Jahren in Südtirol eine Reihe von Landesmuseen gegründet wurden, so die Museen für Bergbau, Archäologie und Natur, entschied die Landesregierung, auch für den Bereich Jagd- und Fischereigeschichte ein eigenes Museum einzurichten. Als Standort dafür wurde Schloss Wolfsthurn in Mareit bei Sterzing gefunden, das durch seine originale Ausstattung mit historischen Trophäen und jagdlichen Wandteppichen den geeigneten Rahmen bildete. Die Aufgabe zum Aufbau der Sammlung, zur Errichtung der Ausstellung und zur Führung des neuen Museums wurde ebenfalls Hans Griesmair übertragen.

Im letzten Jahr seiner Tätigkeit wurde Griesmair damit beauftragt, die Südtiroler Landesmuseen, die bis 2004 als jeweils autonome Körperschaften geführt und verwaltet wurden, zu einem einzigen Betrieb Landesmuseen zusammenzuführen, eine Aufgabe, die ihm wegen seiner großen Erfahrung im Museumsbereich und in der Landesverwaltung zugewiesen wurde.

Nach jahrzehntelangem leidenschaftlichem Einsatz für die Museen-Landschaft in Südtirol trat Griesmair 2004 in den wohlverdienten Ruhestand. Für seine Verdienste wurde er mehrfach ausgezeichnet, so mit dem Ehrenzeichen des Landes Tirol (1983), dem Ehrenzeichen der Universität Innsbruck (1998) und dem Kulturpreis Walther von der Vogelweide (2002).

Neben der musealen Tätigkeit war Griesmair auch zeitlebens wissenschaftlich tätig. Dreißig Jahre lang war er der Schriftleiter der landeskundlichen Zeitschrift *Der Schlern*, die weltweit Abonnent*innen hat. In mühsamer Kleinarbeit erstellte er das Register der Zeitschrift, das als wichtiges Nachschlagewerk für wissenschaftliche Forschung in Südtirol dient. Darin erfasst sind neunzig Jahrgänge. Lang ist auch die Liste seiner Publikationen: Monografien sowie Beiträge in Handbüchern, Fachzeitschriften und Sammelwerken rundeten das vielseitige Schaffen von Hans Griesmair ab. Für seine volkskundlichen Leistungen erhielt Hans Griesmair im Jahre 1990 die Michael-Haberlandt-Medaille, die höchste Auszeichnung um Verdienste für die Volkskunde in Österreich. In seiner Laudation bezeichnete Univ.-Prof. Oskar Moser, der langjährige Leiter des Kärntner Freilichtmuseums Maria Saal, den Geehrten als Pionier der Volkskunde in Südtirol und dankte ihm auch für seinen Einsatz und seine Beziehungen zu den Museen in Österreich. Besonders mit den Freilichtmuseen

in Österreich fühlte sich Griessmair zeitlebens eng verbunden. So vertrat er viele Jahre lang das Land Südtirol in der Stiftung Österreichisches Freilichtmuseum in Stübing. Besondere Kontakte pflegte er zu den Museen in der Europaregion Tirol, so den Tiroler Landesmuseen und auch zum Museum in San Michele im Trentino.

Mit Hans Griessmair hat das Land Südtirol einen verdienstvollen Museumsfachmann und Volkskundler verloren, der wertvolle Spuren hinterlassen hat. Er wird als weitsichtiger Kulturmensch in Erinnerung bleiben.

ALEXANDRA UNTERSULZNER UND BARBARA STOCKER

Literatur der Volkskunde



Georg Wolfmayr: Lebensort Wels. Alltägliche Aushandlungen von Ort, Größe und Maßstab in einer symbolisch schrumpfenden Stadt (= Ethnographie des Alltags, 5). Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2019. 383 Seiten, SW-Abb.

Was macht eine Stadt zur Stadt? Worin besteht das besondere urbane „Feeling“ von Metropolen? Wie groß muss eine Stadt sein, um diese speziellen, körperlich, sinnlich und ästhetisch erfahrbaren Qualitäten zu vermitteln? Und wie verändert sich die Wahrnehmung von Städten seitens ihrer Bewohner:innen, wenn jene attraktiven, von Populärkultur, Stadtmarketing und Produktwerbung hundertfach (re)produzierten *imaginaires* der angesagten Metropolen vor Ort nicht existieren – oder vor dem Hintergrund spätmoderner Transformationsprozesse verloren gegangen sind?

An diesem Punkt setzt Georg Wolfmayr mit seiner Monografie zum „Lebensort Wels“ an. Bei dem Buch, in Hardcover publiziert, knapp 400 Seiten stark, handelt es sich um die Dissertation des Autors an der Universität Wien. Sie ging aus dem vom FWF geförderten Forschungsprojekt *Mittelständische Urbanitäten. Ethnographische Stadtforschung in Wels und Hildesheim* (2011–2016) hervor.

Im Mittelpunkt der Studie steht die oberösterreichische Stadt Wels – und allein das verleiht dem Unterfangen Wolfmayrs bereits Reiz und Relevanz. Denn bei dem etwa 61.000 Einwohner:innen großen Wels handelt es sich um eine jener Städte, die sich gemeinhin unter dem Radar der metropolenfixierten kulturwissenschaftlichen Stadtforschung bewegen. Es ist ein Ort, der zwar mit Blick auf seine Einwohnerzahl – Wels ist die zweitgrößte Stadt Oberösterreichs – und seine wirtschaftliche Bedeutung und infrastrukturelle Zentralität für die Nahregion zweifellos verschiedene Kriterien der Urbanität erfüllt, der aber dennoch jener hippen Attribute des metropolen Städtischen in Innen- und Außenwahrnehmung zu entbehren scheint. Es ist eine Stadt dazwischen – eine Stadt „off the map“ (Robinson 2002), die zudem seit den 1960er Jahren einen harten Strukturwandel weg von einer beliebten Einkaufs- und Industriestadt zu einem in Ansätzen deindustrialisierten, „stigmatisierten“ (S. 10) Ort genommen hat, der sich über seine Optionen und Zukunftsentwürfe zwischen Stadt und Land uneins ist. Eine eindeutige „Kulturalisierung“ (ein zentraler Begriff in der vorliegenden

Arbeit) von Wels, eine Einigkeit über die Reize, Qualitäten, körperlich-sinnlich-ästhetischen Tableaus der Stadt existiert im aktuellen *doing city* der Bevölkerung und der Behörden nicht.

Georg Wolfmayr entwickelt aus diesen Beobachtungen seine Leitfrage: Wie hängen diese Prozesse von „Kulturalisierung“ einer Stadt, ihrer „Stigmatisierung“ in Folge von Schrumpfungsprozessen und Konzepten metropoler Urbanität zusammen? Wie wirken populäre Ideale hippen urbanen Lebens auf eine Stadt zurück, deren „Status als Stadt ungesichert ist“ (S. 11) – und wie handeln die Bewohner:innen die Stadt in der Konsequenz aus? Wolfmayr setzt dabei begrifflich-theoretisch auf Konzepte des *place-making* und des *scaling*, die epistemologisch ein akteurszentriert-praxeologisches Raumverständnis voraussetzen, in dem vor allem vergleichende Perspektiven ein wesentliches Movens des *doing city* und damit verbundener Selbsterzählungen bilden.

Das Format der Qualifikationsschrift bedingt den wuchtigen Einführungsteil, der auf über achtzig Seiten theoretische Prämissen und Forschungsfragen bündelt. Wolfmayr erläutert hier auch seine Methodologie, die auf teilnehmender Beobachtung in Kombination mit Interviews gründet, ergänzt durch eine vorbereitende Recherche zu bestehenden *imaginaires* von Wels in politischen, touristischen und lokalthistorischen Archivalia. Die Feldforschung fand bereits 2012 statt, der Autor lebte damals sieben Monate selbst in Wels.

Der Aufbau des Hauptteils irritiert zunächst, entwickelt er doch keine inhaltlichen Kategorien und Codes. Stattdessen folgen die Kapitel lose chronologisch dem Forschungsprozess des Autors. In Hinblick auf das Interesse der Studie an *scaling practices* folgt dies aber einer Logik. Denn dieses schrittweise Vorgehen gibt dem Autor die Möglichkeit, stets sein eigenes *scaling* von Wels – auf der Grundlage seiner metropol geprägten Biografie – zu reflektieren und immer wieder instruktiv in die Materialschau einzubringen. So erfolgt auch der Einstieg in die Stadt mit einem Kapitel über *imaginaires* und Erwartungen zu Wels, die bereits vor dem Feldaufenthalt existierten und etwa in Presse und bei Gesprächspartner:innen kursierten. Schon hier wird deutlich, wie leer die Projektionsfläche der städtischen Repräsentationen von Wels ist, wie unbesetzt ihr Image. „Überschaubarkeit“ bildet zumindest ein erstes Narrativ, auf das Wolfmayr in Gesprächen mit der jungen Kreativszene der Stadt stößt und das ein erstes

scaling im Vergleich zur Heterogenität des Metropolen offenbart. In einem weiteren Schritt hinterfragt der Autor den Transformationsprozess der Stadt und erklärt, dass der Strukturwandel weg von der wachsenden Einkaufs- und Industriestadt der Nachkriegszeit kaum ökonomische Nachteile mit sich bringt, aber dennoch seitens der Bevölkerung als defizitärer Schrumpfungsprozess empfunden wird, da sich die aktuelle Entwicklung nicht mehr an traditionelle Symbole urbaner Moderne – Hochhäuser, Autobahnausbau, Großindustrie – knüpfe. Ausgehend von dieser Stigmatisierung geht Wolfmayr verschiedenen *scaling*-Prozessen in der Stadtbevölkerung nach, die sich – so wird deutlich – erstrangig an metropolenorientierten Idealen von Urbanität einerseits und Vorstellungen von ländlichen Kleinstädten und Provinz andererseits austarieren. Nicht nur das Stadtmarketing und die Bürger:innen selbst divergieren in ihrer Positionierung in Bezug auf diese räumlichen Unsicherheiten, auch unterschiedliche Vorstellungen der zukünftigen Stadtentwicklung prallen aufeinander. Diese Unsicherheit führt dort zu Konflikten, wo es um Macht, Teilhabe und Zukunftspraxen geht. Der Zwischenort Wels gerät so auch zu einer Stadt/Nicht-Stadt, die paradigmatisch für zahlreiche andere, von Strukturwandel und symbolischer Stigmatisierung gezeichnete Städte in Mitteleuropa steht.

Der klar argumentierende, eng und lebendig am Material geführte Hauptteil entwickelt so ein komplexes und hochdifferenziertes Bild vom Leben in einer Stadt, die nicht nur in der öffentlichen Wahrnehmung, sondern auch bei Teilen ihrer Bevölkerung „off the map“ ist. Zur Nachvollziehbarkeit des Dargestellten tragen Interviewporträts von Bewohner:innen bei, die zentrale Narrative bündeln. Aufgrund der Fülle des Materials mit seinen häufig gegenläufigen und widersprüchlichen Erzählungen und den zahlreichen Konflikten, die sich auf Alltagsebene daraus ergeben, hätte man sich als Leser:in verschiedentlich Zwischenresümées am Ende der einzelnen Kapitel gewünscht, die wesentliche Kategorien noch einmal bündeln – zumal auch die abschließende Ergebnislese mit gerade sieben Seiten recht dünn ausfällt. Sie verfügt eher über summarischen Charakter und abstrahiert die eigenen Ergebnisse leider nur oberflächlich. Eine weiterführende Perspektive findet sich aber immerhin mit dem Verweis auf Stadt-Land-*imaginaires*, die für Städte in der Größenordnung von Wels wohl eine zentrale Rolle spielen.

In der Summe legt Georg Wolfmayr eine dichte, klar formulierte und theoretisch stringente Arbeit vor, die einen wichtigen Beitrag dazu leistet, Städte unterhalb urbaner Zentren in den Fokus der Stadtanthropologie zu rücken. Nicht nur für die kulturwissenschaftliche Stadtforschung, auch für die Kulturanalyse des Ländlichen und theoretische Überlegungen zur Produktion des Raums ist diese Dissertation ein Gewinn.

MANUEL TRUMMER

Marion Hamm und Klaus Schönberger (Hg.): Contentious Cultural Heritages and Arts: A Critical Companion.

Wieser Verlag | Založba Wieser: Klagenfurt/Celovec 2021, 1133 Seiten, zahlr. Abb.

TRACES – Transmitting Contentious Cultural Heritages with the Arts. From Intervention to Co-Production lautete der Titel eines internationalen Forschungsprojekts, das, koordiniert von Klaus Schönberger, Universität Klagenfurt, von 2016 bis 2019 von der Europäischen Kommission (Rahmenprogramm: Horizon 2020; Call: Emergence and Transmission of European Cultural Heritage and Europeanisation) gefördert wurde. Rund 60 Akteur:innen aus Wissenschaft, Kunst und Kulturarbeit in zehn Ländern beteiligten sich an dem Vorhaben, umstrittenes Kulturerbe in kreativer Koproduktion neu zu erkunden, zu verhandeln und zu vermitteln. Die Spuren, die das Projekt hinterlassen hat, sind vielfältig, weit verzweigt, gesellschaftlich wie politisch relevant und absolut lesens- bzw. sehenswert: zahlreiche Ausstellungen, Workshops, Diskussionsveranstaltungen, Publikationen, Fanzines, Journals, Web- und Social-Media-Beiträge, Presseausendungen, Flyer, Symposien¹ – und die abschließende, hier rezensierte Buchpublikation *Contentious Cultural Heritages and Arts*,

1 www.traces.polimi.it, Zugriff: 22.8.22; <https://www.facebook.com/tracesproject>, Zugriff: 22.8.22; https://www.youtube.com/channel/UCXEG95OeNndMciNeDe_EHag, Zugriff: 22.8.22.

die sich als *Critical Companion* für multidisziplinäre Forschungsreisen an Orte umstrittenen Kulturerbes versteht.

Das kleinformatige, voluminöse Werk, das auch open access² zugänglich ist, umfasst über 1000 Seiten und präsentiert sich in klassisch beigem Leineneinband mit türkis glänzendem Aufdruck. Sechs Lesebänder in verschiedenen Farben signalisieren bereits von außen, dass hier nicht lineares Durchblättern gefragt ist, sondern aktives Erarbeiten von Relationalitäten und Verbindungen. Im Zusammenspiel mit zahlreichen farbig markierten Querverweisen und Hervorhebungen in den Texten regen sie zu verknüpfendem Lesen in analoger Form an. Theorie und Praxis, Kunst und Wissenschaft, Worte und Bilder, imaginäre Räume und physisch-reale Orte, Städte und Regionen, Europa und die Welt, Naturen und Kulturen, menschliche und institutionelle Akteure, Lebewesen und Dinge treten in abwechslungsreiche, teils kontroverse und konfliktreiche, stets durch die Leser:innen mitgestaltbare Wechselbeziehungen zueinander.

Gegliedert ist das englischsprachige Buch in sechs Teile (Settings, Approaches, Co-Production, Practices, [Un-]Learning, Europe*) mit insgesamt 51 Textbeiträgen, denen ein umfassender Bildteil (Figures, Captions) sowie ein ausführlicher Anhang (Appendix) zum Projektverlauf und zu den Aktivitäten der über 30 beteiligten Autor:innen folgen. Dass dieses komplexe und spannungsreiche Netzwerk in einem einzigen Band stimmig zusammengehalten wird, dafür sorgt einerseits eine ansprechende, übersichtliche und gleichzeitig zurückhaltende grafische Gestaltung, andererseits eine gekonnte Mischung aus redaktioneller Sorgfalt, dramaturgischem Gespür und intellektueller Weitsicht.

Teil eins (Settings) widmet sich in neun von den Projektpartnern verfassten Texten einer ersten Annäherung an die im Rahmen des Projekts als „umstrittenes Kulturerbe“ verhandelten Szenarien in Rumänien, Polen, Slowenien, Schottland, Deutschland, Italien, Nord-Irland, Österreich und Großbritannien. Eröffnet wird der Teil mit einer reflektierten Einführung in Genese und Komposition und einer theoretischen wie praktischen Fundierung des „critical

2 <https://netlibrary.aau.at/obvukloa/download/pdf/3418239?originalFilename=true>, Zugriff: 22.8.22.

companion“ durch die Herausgeber:innen Marion Hamm und Klaus Schönberger.

Auf deren Vorstellung zentraler Akteure, Prinzipien und Denkfiguren (wie umstrittenes Kulturerbe, kreative Ko-Produktion, postkoloniale Dezentrierung, reflexive Europäisierung oder agonistische Perspektivierung) folgen erste Einblicke in die konkreten Projektschauplätze, Themen, Prozesse und Ergebnisse: eine verlassene Synagoge im transsilvanischen Mediaș als Ausgangspunkt der Erkundung und Sichtbarmachung jüdischen Lebens in der Region (Anton, Dawson, Toma); die Repräsentation und Verarbeitung des Holocaust durch „Polish Vernacular Artists“ zwischen 1948 und 2017 (Lehrer, Sendyka, Wilczyk, Zych); Totenmasken in öffentlichen slowenischen Kollektionen (Domestic Research Society); Sammlungen von Totenschädeln in Edinburgh, Berlin und Wien (Adler, Fibiger, Harris, Teschler-Nicola, Smith, Szöke); ein aufgelassenes Gefängnis in Nordirland als Anlass für Überlegungen zu seiner Transformation durch partizipatorische künstlerische Forschung (Krenn, O’Beirn); ein ehemaliges Kolonialmuseum in Rom, das den Impuls für Recherchen zu italienisch-libyschen Beziehungen sowohl auf privater als auch auf politischer Ebene bot (Contini); eine Aktionsforschung zum kolonialen Erbe des Weltkulturen Museums Frankfurt, um die dortige Vermittlungsarbeit durch postkoloniale Ansätze zu inspirieren (Landkammer, Schneider, Endter); sowie Kärntner Alpenregionen und der Londoner Stadtteil Brixton als Beispiele der alltäglichen Herstellung von Kulturerbe durch Konflikte zwischen verschiedenen Interessensgruppen (Hamm, Schönberger).

Dieser Überblick über sämtliche Schauplätze, beteiligte Akteure und grundlegende Forschungs- und Vermittlungsansätze in Teil eins bietet bereits ein facettenreiches Bild, das vor allem eines macht: neugierig auf ein vertiefendes Eintauchen in die einzelnen Projekte, in theoretische Fundierungen, multidisziplinäre Strategien der Zusammenarbeit, signifikante praktische Problemlagen, methodische wie thematische Dilemmata und kreative Ansätze des Umgangs mit Kontroversen. Genau das bietet das Buch auf den folgenden 1000 Seiten, auf denen einerseits erweiterte Ausführungen und Reflexionen zu den einzelnen Projektkontexten von verschiedenen Autor:innen in je neuer Perspektivierung zu finden sind, andererseits darüber hinaus führende theoretische und methodologische Beiträge zu

projektrelevanten Themen wie „Contentious collections, contentious heritage“ (Macdonald), „Reflexive Europeanisation“ (Römhild), „Participatory art and artistic research“ (Milevska), „Serendipity and art-anthropology interventions“ (Schneider) oder „creative co-production“ (Adler). Angereichert mit detaillierten Gebrauchsanleitungen, wie sich sowohl strategisch als auch praktisch umstrittene Kulturerbe-kontexte mittels Fotografie, Film, performativen Praktiken, Begrifflichkeiten usw. erschließen und repräsentieren lassen, erweist sich das Buch als kompakte Werkzeugkiste zur Umsetzung multidisziplinärer Forschungsprojekte.

Marion Hamm und Klaus Schönberger haben mit *Contentious Cultural Heritages and Arts* ein unumstritten schönes, besonderes und hochaktuelles Buch herausgegeben. Es bereichert das expandierende Feld künstlerisch-wissenschaftlicher Zusammenarbeit um einen vielstimmigen Beitrag und unterstreicht mit der Denkfigur des *contentious heritage* die Notwendigkeit und das politische Potenzial einer multiperspektivischen Auseinandersetzung mit konfliktbeladenem Kulturerbe.

JUDITH LAISTER

Thomas Schürmann: Höfe vor der Nachfolge. Landwirtschaft und bäuerliches Selbstverständnis im Oldenburger Münsterland (= Schriften zur Alltagskultur im Oldenburger Münsterland, 2). Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2021, 319 Seiten, zahlreiche Abb.

Die Kultur und Arbeit in der Landwirtschaft sind Themen, die derzeit in der Europäischen Ethnologie insgesamt weniger untersucht werden als in der früheren Volkskunde. Mit der Veränderung des Faches, so scheint es, ist auch das Thema in einer sich seit den 1970er Jahren neu formierten Europäischen Ethnologie aus dem Blick geraten. Dabei war die Landwirtschaft gerade in den vergangenen Jahrzehnten einem großen Wandel unterworfen, der ein interessantes Forschungsgebiet für die Kulturwissenschaften darstellt.¹ Umso erfreulicher, dass sich Thomas Schürmann dieses Themas annimmt. Er behandelt in seinem Buch *Landwirtschaft und bäuerliches Selbstverständnis* den Problembereich der Hofnachfolge, die eine wichtige Zäsur innerhalb eines landwirtschaftlichen Betriebs darstellt. Im Oldenburger Münsterland hat Schürmann knapp vierzig qualitative Einzel- und Gruppeninterviews geführt. Zusammen mit einer begleitenden Medienanalyse ist ein Einblick in das bäuerliche Milieu und in die Selbstwahrnehmung von Landwirtinnen und Landwirten gelungen. Der Autor arbeitet heraus, wie sich Landwirtinnen und Landwirte in ihrem gesellschaftlichen Umfeld wahrnehmen (S. 25 f.), in dem sie sich häufig marginalisiert fühlen (S. 74 f.). Und er zeigt ihren unterschiedlichen Umgang damit auf: den Weg mancher in die Resignation und anderer in die offensive Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit, um von der Gesellschaft besser verstanden und stärker wahrgenommen zu werden (S. 117 f.).

Sehr langsam tastet sich Thomas Schürmann an das eigentliche Thema des Buches heran, indem er zuerst die Struktur der Höfe beschreibt, die oft veralteten Rollenbilder und -muster von Frauen und Männern auf den Höfen (S. 132 f.), wobei sich auch „neue Modelle der Arbeitsteilung und mitunter eine Umkehrung

1 Vgl. Andreas Möller: Zwischen Bullerbü und Tierfabrik. Warum wir einen anderen Blick auf die Landwirtschaft brauchen. Gütersloh 2018, S. 25 f.; Karl-Ernst Hecht: Acht Jahrzehnte Bauernleben. Berlin 2017.

überlieferter Geschlechterrollen“ zeigen. „So berichtet ein junger Landwirt aus seiner sozialen Umgebung, dass die Frauen häufig besser verdienen als ihre den Hof bewirtschaftenden Männer. In diesen Familien sind es nicht selten die Männer, die vorrangig die Kinder betreuen. [...] Die Männer sind, weil sie zu Hause sind, oft auch eher in der Lage, sich um die Kinder zu kümmern.“ (S. 145)

Spätestens hier wäre eine sorgfältigere Erfassung und Berücksichtigung der Forschungs- und Metadaten hilfreich gewesen. Denn dass es sich bei dem Interviewpartner um einen jungen Mann handelt, wird im Quellenverzeichnis nicht deutlich. Umgekehrt ist im Fließtext nicht transparent, dass er gemeinsam mit seiner Frau interviewt wurde, was in einem qualitativen Interview durchaus von Relevanz sein kann. Eine Methoden- und Theorieflexion wäre ebenso hilfreich gewesen, auch die Angabe, an welchen Stellen sich die untersuchten Höfe innerhalb der Siedlungen befinden, wie groß sie sind und wie stark sich die Interviewpartnerinnen und -partner beispielsweise in das Vereinsleben einbringen. Alle diese Daten wären für die Einordnung der Interviews und der darin getroffenen Aussagen von Wichtigkeit.

Im letzten Drittel des Buches schließlich widmet sich Schürmann dem eigentlichen Hauptthema, der Hofnachfolge, die in einem relativ kurzen Teilkapitel abgehandelt wird. Sie stellt, so Schürmann, eine „Sollbruchstelle in der Betriebsentwicklung“ dar (S. 170), aus der die eigentlichen Veränderungen eines landwirtschaftlichen Betriebs hervorgehen. Die Nachfolgerinnen und Nachfolger treten das Erbe nicht immer freiwillig an, ihr Lebenslauf ist dahingehend schon gebahnt und beeinflusst. Da für das Oldenburger Münsterland früher das Anerbenrecht galt, wurde der Hof an den erstgeborenen Sohn übertragen, teilweise auch dann, wenn sich dieser nicht sicher war, ob er den Hof übernehmen wollte. „Oft war die Verpflichtung zur Nachfolge bei den Betroffenen internalisiert, so dass es ausgesprochenen Drucks nicht bedurfte.“ (S. 173) Thomas Schürmann berichtet auch von einem Fall aus den 1950er Jahren, bei dem diese Erwartungshaltung vom älteren auf den jüngeren Sohn übergang, „nachdem der Erstgeborene studieren ging, um Pastor zu werden: *Und da sagte er [der Bruder] zu mir, es war ganz einfach: Du moss denn Hoffövernahmen, du moss Bur weern.*“ (S. 173, Herv. i. Orig.)

Dies hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts jedoch geändert, sodass die Hofnachfolge nach und nach etwas freier

geregelt wurde. Und für die Gegenwart hält Schürmann fest, „dass in zunehmendem Maße unabhängig von der Altersfolge dasjenige Kind, das am ehesten Interesse an der Weiterführung des Betriebes zeigt – in der Regel ein Sohn –, Nachfolger [wird], und diese Tendenz dürfte überregional verbreitet sein.“ (S. 174)

Etwas schade ist, dass Thomas Schürmann das Buch *Bauern, Land* von Uta Ruge nur relativ wenig wahrnimmt, stellt sie doch eine einzigartige Innensicht zur Verfügung, als Bauerstochter aus dem Cuxland. Ruge, die selbst kulturwissenschaftlich geschult ist, hat einen differenzierten Blick und arbeitet sehr spannende Gedanken zur Landwirtschaft in ihrem Dorf und „im Weltzusammenhang“ ein. Insbesondere ihr letztes Kapitel, „Lob des Aufhörens und Weitermachens“, gibt einen Einblick in die Nachfolge ihres elterlichen Hofes und die Nachfolge anderer landwirtschaftlicher Betriebe ihres Dorfes.²

In den nachfolgenden Kapiteln stellt Schürmann die Phänomene heraus, die aus der Hofnachfolge erwachsen. Sie sind oft Strategien, in einer sich zuspitzenden Lage, den Hof weiterhin zu betreiben, etwa durch „Bauernhofurlaub“ (S. 235), „Hofkäsereien“ (S. 246) und „Direktvermarktung“ (S. 255) oder indem die Fläche umliegender Höfe, deren Erben und Erbinnen aufgegeben haben, übernommen werden und somit „Wege in die Größe“ (S. 205) gesucht werden.

In einem Schlusskapitel wagt der Autor „Blicke in die Glaskugel“ (S. 297) und wirft die Frage auf, was es mit Dörfern macht, wenn nur noch wenige oder keine landwirtschaftlichen Betriebe mehr vor Ort sind. „Für das Zusammenleben in den Dörfern und Bauerschaften sind die Landwirte jedoch nicht leicht zu entbehren. Eine Stütze des sozialen Gefüges im ländlichen Raum sind die Nachbarschaften, wie es sie in Nordwestdeutschland vor allem im ländlichen Gemeinwesen gibt.“ (S. 304)

Trotz einiger kleiner Mängel ist Thomas Schürmann ein sehr interessanter und aktueller Einblick in das bäuerliche Selbstverständnis gelungen.

MALTE BORSDORF

2 Vgl. Uta Ruge: *Bauern, Land. Die Geschichte meines Dorfes im Weltzusammenhang*. München 2020, S. 423–453.

Eingelangte Literatur¹

- Abul, Agung M.,** Abdullah Totona und Aslan Abidin, Majalah lumbung. Ein Magazin über Ernten und Teilen. A Magazine on Harvesting and Sharing. Documenta Fifteen, Kassel, 18.6. bis 25.9.2022. Berlin, Hatje Cantz, 2022. 221 Seiten, Illustrationen
- Beitt, Klaus,** Lebensbild des Benedikt Sepp (1860–1945), Handelsmann in Schruns. In: Jahrbuch 2021, Montafoner Museen, Heimatschutzverein Montafon, Montafon Archiv. Schruns, 2022. S. 59–65, Illustrationen
- Bröckl, Alexandra,** Dagmar Czak, Irina Eder, Katrin Prankl, Negin Rezaie, Katharina Richter-Kovarik und Katharina Zwerger-Peleška, Was hat das mit mir zu tun? Kulturvermittlung im Volkskundemuseum, 26.4. bis 3.7.2022. Ausstellungsbroschüre. Wien, Volkskundemuseum Wien, 2022. 14 ungezählte Seiten, Illustration
- Dederichs, Anno und Reinhard Johler (Hg.),** Chapter Germany. Alltagserfahrungen Tübinger Studierender aus China. Eine Sonderausstellung im Linden-Museum Stuttgart vom 22.1. bis 1.5.2022. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2022. 324 Seiten, Illustrationen
- Dünser, Kathrin und Andreas Rudigier (Hg.),** 2000 m über dem Meer. Vorarlberg, Silvretta und die Kunst. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung im vorarlberg museum, Bregenz, 27.3. bis 27.6.2021. Salzburg, Residenz Verlag, 2021. 146 Seiten (vorarlberg museum Schriften, 56) (Aus dem Inhalt: Bernhard Tschöfen, Der Steinmann und andere Wegmarken. Über den Nachhall elementarer alpiner Orientierungszeichen in Kunst und Alltag. 50–59)
- Fuchsberger, Hermann und Patrick Schicht (Hg.),** Stadtmauern in Niederösterreich. Markt- und Stadtbefestigungen. Wien, Bundesdenkmalamt, 2022. 488 Seiten, Illustrationen, Pläne, Karten (Österreichische Denkmaltopographie, 5)
- Gramm, Johannes,** Dinge, Erinnerungen und ihre Gegenstände bei Tageslicht = Things, Memories and Their Objects in Daylight. Begleittext von Christiane Kuhlmann. Salzburg, Fotohof edition, 2021. 397 Seiten (Fotohof edition, 319)
- Guggeis, Karin,** Star oder Loser? Zum Making-of von Objektkarrieren in einem ethnologischen Museum. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 2022. 208 Seiten (Bayerische Studien zur Museumsgeschichte, 5)
- Han, Byung-Chul,** Undinge. Umbrüche der Lebenswelt. 2. Auflage. Berlin, Ullstein, 2021. 127 Seiten
- Hödl, Sabine,** Dinge bewegen. Mobile Menschen, Gegenstände und Erinnerungen in der jüdischen Geschichte Österreichs. St. Pölten. Institut für Jüdische Geschichte Österreichs, 2022. 92 Seiten, Illustrationen (Juden in Mitteleuropa, 2022)
- Jandl-Jörg, Eva (Hg.),** Traumstadt. Blick auf Salzburg um 1920. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Panorama Museum des Salzburg Museum vom 23.7.2021 bis 17.4.2022. Salzburg u. a., Residenz Verlag, 2021. 151 Seiten (Jahresschrift / Salzburg Museum, 62)

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- Johler, Birgit**, Die Farbe Steiermark. Eine Entdeckungsreise der etwas anderen Art. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Volkskundemuseum am Paulustor, 10.4.2021 bis 9.4.2023. Graz, Eigenverlag des Universalmuseum Joanneum, 2022. 111 Seiten, Illustrationen
- Keramik im häuslichen und repräsentativen Gebrauch**. 52. Internationales Keramiksymposium in Bad Muskau vom 16. bis zum 20.9.2019. Bad Muskau: Stiftung Fürst-Pückler-Park Bad Muskau, 2022. 392 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen, Tabellen, Diagramme (Muskauer Schriften, 9)
- Křížová, Alena**, Lidový a zlidovělý šperk v českých zemích. Brno, Muni Press, 2021. 358 Seiten
- Lahner, Julian und Maria Teresa Fattori (Hg.)**, Klöster im aufgeklärten Staat = Monasteri nello Stato illuminato. Innsbruck, Wien, StudienVerlag, 2022. 225 Seiten, Illustrationen (Geschichte und Region / Storia e Regione, 31 [2022/1])
- Lampert, Regina**, Die Schwabengängerin. Erinnerungen einer jungen Magd aus Vorarlberg 1864–1874. Hg. v. Bernhard Tschofen. Zürich, Limmat Verlag, 2022. 448 Seiten, Illustrationen
- Lange, Jan und Manuel Dieterich (Hg.)**, Stadt – Migration – Moral. Analysen zur lokalen Moralisierung der Migration. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2022. 261 Seiten (Untersuchungen / Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, 127)
- Lanzinger, Margareth (Hg.)**, Vererben und Erben. Adelige, städtisch-bürgerliche und bäuerliche Kontexte. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2021. 176 Seiten, Illustrationen (Studien und Forschungen aus den NÖ Institut für Landeskunde, 76)
- Laussegger, Armin u. a. (Hg.)**, Marchfeld Geheimnisse. Mensch. Kultur. Natur. Katalog zur gleichnamigen Niederösterreichischen Landesausstellung 2022 vom 26.3. bis 13.11.2022. Schallaburg: Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H., 2022. 424 Seiten, Illustrationen
- Lurz, Birgit, Wolfgang Schlag und Thomas Wolkinger (Hg.)**, Playbook Klimakultur. Strategien für einen nachhaltigen Kulturwandel. Creative Austrians. Wien, Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten, 2021. 248 Seiten, Illustrationen
- Matiassek, Katarina (Hg.)**, Überleben im Bild. „Rettungsanthropologie“ in der fotografischen Sammlung Emma und Felix von Luschan. Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung „Überleben im Bild. Wege aus der Anonymität anthropologischer ‚Typenfotografien‘ in der Sammlung Emma und Felix von Luschan“ im Photoinstitut Bonartes Wien (29.7. bis 29.10.2021). Salzburg, Fotohof edition, 2021. 191 Seiten (Beiträge zur Geschichte der Fotografie in Österreich, 21; Fotohof edition, 315)
- Oberhollenzer, Günther u. v. a. (Hg.)**, Spuren und Masken der Flucht. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Landesgalerie Niederösterreich vom 12.9.2020 bis 26.9.2021. Wien, Verlag für Moderne Kunst, 2020. 191 Seiten
- Palmenfelt, Ulf**, Narrated Communities. Individual Life Stories and Collective Figures of Thought. Helsinki, The Kalevala Society, 2022. 271 Seiten (Folklore Fellows' Communications, 324)
- Pfaller, Robert**, Zwei Enthüllungen über die Scham. Frankfurt a. M., S. Fischer, 2022. 207 Seiten
- Ponstingl, Michael**, Geschäfte mit Kopien. Der „Fotografische Kunstverlag Otto Schmidt“. Ein Handbuch. Die Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Leopold Museum, Wien, 20.5. bis 28.8.2022. Salzburg, Fotohof edition, 2022. 294 Seiten, Illustrationen
- Prosser-Schell, Michael und Maria Erb (Hg.)**, Die Renaissance der ruralen Architektur. Fünf Beiträge zu traditionellen vernakularen Hausformen im östlichen Europa. Münster u. a., Waxmann, 2022. 311 Seiten, Illustrationen (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, 23)

- Roters, Anna**, An Fried, an Reim & an G'sund. 1. Auflage, limitiert 20/40. Bochum, Staudt Lithographie GmbH, 2020. 139 Seiten, Illustrationen
- Ruangrupa u. a.**, Gehen, Finden, Teilen. Ein illustriertes Begleitbuch. Documenta Fifteen, Kassel, 18.6. bis 25.9.2022. Berlin, Hatje Cantz, 2022. 95 Seiten, Karten
- Schimper, Arnold**, Türen zur Vergangenheit. Texte zur Geschichte der Region Feldkirch. Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 2022. 132 Seiten (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, 86)
- Schmidt-Lauber, Brigitta und Manuel Liebig (Hg.)**, Begriffe der Gegenwart. Ein kulturwissenschaftliches Glossar. Wien u. a., Böhlau Verlag, 2022. 312 Seiten
- Vorarlberger Landestrachtenverband (Hg.)**, Die Trachten in Vorarlberg. Mit Beiträgen von Tschofen, Bernhard u. v. a. Bregenz, edition V, 2022. 300 Seiten, zahlr. Illustrationen

Internationale Zeitschriftenschau

Alltag, Kultur, Wissenschaft. 9. Jahrgang, 2022. Themenheft: Lebenswelten gestalten. Neue Felder & Forschungszugänge einer Designanthropologie. Beiträge: Tomás S. Criado, Ignacio Fariás und Julia Valeska Schröder, Multimodale Werte: Zur Institutionalisierung mehrals-textueller Ethnographie. 27–43; Carolyn Kerchof, Von Zeitgeist zu Souvenir. Ein Gespräch mit den Prozessgestalterinnen Franziska Meierhofer und Laura Cassani über kreative Biographiearbeit als facettenreiche Methode in der Altersarbeit. 45–52; Heike Derwanz, Aussortieren als Designanthropologie. Wissenschaftshistorische Neuverortungen im Anthropozän. 53–75; Thomas Friedrich, Von der Welt an sich zur Welt für mich – die Aneignung von Natur und Design. Gedanken zu Gebrauchsweisen der Dinge. 77–89; Claudia Frey, Design – von der Idee zur Umsetzung. Beispiele aus der Praxis der Ausstellungsgestaltung. 91–128; Luisa Hochrein, Tatjana Schmid, Luise Stark und Kathrin Rödl, Zugängliches Design – Zugänglichkeit durch Design. Studentische Perspektiven auf Designanthropologie als Brückendisziplin. 128–158; Judith-Frederike Popp, Etwas in die Welt stellen. Designhandlungen als Herausforderung für die philosophisch-ästhetische Theoriebildung. 159–182; Bitten Stetter und Francis Müller, Dinge am Lebensende: Eine designethnografische Studie. 183–207; Béatrice Barrois, Appropriation. Potenziale einer gemeinsamen Methodologie in Anthropologie, Kunst und Design. 209–232; Cordula Endter, Technogene Sorgefiguren in der Entwicklung technischer Assistenzsysteme für ältere Menschen. 233–259; Auf Spurensuche: Wie sich Wissen materialisiert. Ein Gespräch mit Lioba Keller-Drescher auf der „Grauen Couch“. 260–280.

Graugold. Magazin für Alltagskultur. 2022. Aufsätze: Martin Wörner, Ausgegrenzt, verfolgt und lange vergessen: Jüdische

Fußballspieler in Deutschland. 34–49; Sebastian Schröder, So ein Mist! Tierische Hinterlassenschaften im frühneuzeitlichen Westfalen. 50–61. Kurze Texte und Fotostrecken zu folgenden Alltagsthemen: Berufskleidungsdesign 1974 von Heinz Oestergaard; Trampen; Pflanzen auf Reisen; Aufklärungsschriften der 1940er Jahre; Privatfotografie; Postkartensammlung aus der Kolonialzeit; u. v. a. mehr auf 166 Seiten.

Jahrbuch für Hausforschung in Österreich. Band 2.2020 (2022). Bericht und Vorträge der 1. Verbandstagung der Regionalgruppe Österreich des Arbeitskreises für Hausforschung e. V. in Eggenburg (Niederösterreich), „Das ‚Bürgerhaus‘ in Österreich“ von 23. bis 24. Oktober 2020. 300 Seiten, zahlreiche Illustrationen

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 118. Jahrgang, 2022, Heft 1. Beiträge: Christine Lötscher, Anders erzählen, anders denken. Coming of Age im Anthropozän. 7–19; Iris Ritzmann und Eberhard Wolff, Eugenische Blicke auf den Körper. Die Herstellung und Verstetigung eines Blickregimes der Minderwertigkeit. 21–42; Laila Gutknecht, „Wer ich wirklich bin“. Identitätskonzepte in DNA-gestützter Genealogie auf Youtube. 43–63; Julian Genner und Ulla Schmid, „Normale Menschen, die einen Schritt weiter denken“. Wie Prepper:innen sich in Auseinandersetzung mit stereotypen Darstellungen als „paranoid“ und „extremistisch“ selbst entwerfen. 65–85; Tabea Buri und Anna Lehninger, Kinderzeichnungen im Kontext der Volkskunde. Eine bisher unbekannte Basler Sammlung. 87–110; Johanna Rolshoven, Martine Segalen (1940–2021). Fachpionierin, europäische Ethnologin, Läuferin. 111–116.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Malte Borsdorf

24220 Flintbek, Schurkamp 27
malte.borsdorf@posteo.at

Mag.^a Katja Brunn, BA

Forschungsprojekt Prinzess-Keramik
am Volkskundemuseum Wien
1050 Wien, Schönbrunner Straße 143
katja.brunn@yahoo.com

PDin Dr.ⁱⁿ Anne Dippel

Seminar für Volkskunde (Empirische
Kulturwissenschaft) / Kulturgeschichte
Friedrich-Schiller-Universität Jena
07743 Jena, Zwätzengasse 3
anne.dippel@uni-jena.de

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Lina Franken

Digital Humanities in den
Kulturwissenschaften
Universität Vechta
43977 Vechta, Driverstraße 22
lina.franken@uni-vechta.de

Felix Gaillinger, MA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
felix.gaillinger@univie.ac.at

Dr.ⁱⁿ Sophie Gerber

Technisches Museum Wien
1140 Wien, Mariahilfer Straße 212
sophie.gerber@tmw.at

Julia Gilfert, MA

Eberhard-Karls-Universität Tübingen
SFB 1070 RessourcenKulturen
72074 Tübingen, Gartenstraße 29
julia.gilfert@uni-tuebingen.de

Dr.ⁱⁿ Lara Gruhn

Institut für Sozialanthropologie
und Empirische Kulturwissenschaft
– Populäre Kulturen
Universität Zürich
8050 Zürich, Affolternstrasse 56
gruhn@isek.uzh.ch

Dr.ⁱⁿ Ute Holfelder

Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
ute.holfelder@aau.at

Dr.ⁱⁿ Birgit Johler

Volkskundemuseum
Paulustorgasse 11–13a
8010 Graz, Österreich
birgit.johler@museum-joanneum.at

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Katharina Kinder-Kurlanda

Digital Age Research Center
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
katharina.kinder-kurlanda@aau.at

Sophie Kühnlenz, MA

Historisches Seminar
Universität Erfurt
99089 Erfurt, Nordhäuser Straße 63
sophie.kuehnlenz@uni-erfurt.de

Ass.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Judith Laister

Institut für Kulturanthropologie und
Europäische Ethnologie
Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I
judith.laister@uni-graz.at

Dr. Johannes Múske

Zentrum für Populäre Kultur und Musik
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
79098 Freiburg, Rosastraße 17–19
johannes.mueske@zpk.uni-freiburg.de

Mag.^a Kathrin Pallestrang
 Volkskundemuseum Wien
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 kathrin.pallestrang@
 volkskundemuseum.at

Dr.ⁱⁿ Claudia Peschel-Wacha
 Volkskundemuseum Wien
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 claudia.peschel-wacha@
 volkskundemuseum.at

Mag.^a Magdalena Puchberger
 Volkskundemuseum Wien
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 magdalena.puchberger@
 volkskundemuseum.at

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Brigitta Schmidt-Lauber
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 brigitta.schmidt-lauber@univie.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Klaus Schönberger
 Institut für Kulturanalyse
 Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
 9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
 klaus.schoenberger@aau.at

Mag. Christian Stadelmann
 Technisches Museum Wien
 1140 Wien, Mariahilfer Straße 212
 christian.stadelmann@tmw.at

Mag.^a Barbara Stocker
 Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde
 39031 Dietenheim / Bruneck,
 Herzog-Diet-Straße 24
 barbara.stocker@landesmuseen.it

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ulrike Tanzer
 Forschungsinstitut Brenner-Archiv
 Universität Innsbruck
 6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Straße 5
 ulrike.tanzer@uibk.ac.at

PD Dr. Manuel Trummer
 Vergleichende Kulturwissenschaft |
 Comparative European Ethnology
 Institut für Information und Medien,
 Sprache und Kultur (I:IMSK)
 Universität Regensburg
 93053 Regensburg, Universitätsstraße 31
 manuel.trummer@sprachlit.
 uni-regensburg.de

Dr. Anton Unterkircher
 Forschungsinstitut Brenner-Archiv
 Universität Innsbruck
 6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Straße 5
 anton.unterkircher@uibk.ac.at

Mag.^a Alexandra Untersulzner
 Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde
 39031 Dietenheim / Bruneck,
 Herzog-Diet-Straße 24
 alexandra.untersulzner@landesmuseen.it

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben von
Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Ute Holfelder und Oliwia Murawska

Redaktion

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. Hd. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

ABHANDLUNGEN, MITTEILUNGEN,
NEUERDINGS, CHRONIK/BERICHTE
Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

CHRONIK/BERICHTE
Jan Hinrichsen
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN),
CHRONIK/AUSSTELLUNGEN,
NEUERDINGS
Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN),
CHRONIK/AUSSTELLUNGEN
Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at
Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck GmbH

